

Z

hdk

Zürcher Hochschule der Künste
Departement Kulturanalysen und Vermittlung



ZÜRICH WEST UND HAFENCITY.

EINE VERGLEICHENDE STADTFORSCHUNG



hdk

Zürcher Hochschule der Künste
Departement Kulturanalysen und Vermittlung

MA Art Education
MA Transdisziplinarität

Zürich West und HafenCity. Eine vergleichende Stadtforschung

September 2012 - Juni 2013

Modulverantwortliche: Janine Schiller
Dozierende: Basil Rogger
Wissenschaftliche Mitarbeit: Françoise Krattinger
Wissenschaftliche Beobachterin: Irene Vögeli

**Kooperationsprojekt mit der HafenCity Universität Hamburg,
Studiengang Kultur der Metropole**

Inhaltsverzeichnis Readertexte

Positionen

- Lucius Burckhardt (1995): *Spaziergangswissenschaft*
In: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft.
Hg. Markus Ritter und Martin Schmitz, Berlin 2006: 257-300 4
- Michel de Certeau (1974): *Praktiken im Raum*
In: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und
Kulturwissenschaften.
Hg. Jörg Dünne und Stephan Günzel, Frankfurt a.M. 2006: 343-353 29
- Jane Jacobs (1961): *Tod und Leben grosser amerikanischer
Städte*
Gütersloh und Berlin 1963 (=Bauwelt Fundamente, Bd. 4)
Auszüge 9-26; 91-94 und 139-147. 35
- Henri Lefebvre (1974): *Die Produktion des Raums*
In: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und
Kulturwissenschaften.
Hg. Jörg Dünne und Stephan Günzel, Frankfurt a.M. 2006: 330-342. 56
- Kevin Lynch (1960): *Das Bild der Stadt*
Berlin 1965 (=Bauwelt Fundamente, Bd. 16)
Auszüge 10-24 und 161-180 62
- Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisations-
geschichte und Geopolitik.*
München, Wien 2003, Auszüge 9-35 84

- Richard Sennett (1994): *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*.
Berlin 1995, Auszüge 21-36 und 439-464 99
- Georg Simmel (1903): *Grossstädte und Geistesleben*
Auszüge in: <http://socio.ch/sim> (besucht 5.9.2012) 128
- Dieter Läßle, Markus Messling, Jürgen Trabant:
Stadt und Urbanität im Zeitalter der Städte
In: Stadt und Urbanität. Transdisziplinäre Perspektiven.
Hg. von dies. Berlin 2011: 11-33 134
- Louis Wirth (1974): *Urbanität als Lebensform*.
In: Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation,
Ghettobildung und Stadtplanung.
Hg. Ulfert Herlyn, München 1974: 42-67 147

Methoden

- Roland Girtler: *Die 10 Gebote der Feldforschung*
online: Forum Qualitative Sozialforschung
<http://www.qualitative-forschung.de/fqs-supplement/members/Girtler/girtler-10Geb-d.html> (besucht 5.9.2012) 162
- Ronald Hitzler: *Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft*
online: Forum Qualitative Sozialforschung
<http://www.qualitative-forschung.de/fqs-supplement/members/Hitzler/hitzler-sw-d.html> (besucht 5.9.2012) 163
- Andreas Langenohl: *Mental maps. Raum und Erinnerung. Zur kulturosoziologischen Erschliessung eines transdisziplinären Konzepts*.
In: Mental Maps – Raum – Erinnerung. Kulturwissenschaftliche Zugänge zum Verhältnis von Raum und Erinnerung.
Sabine Damir-Geilsdorf, Angelika Hartmann Béatrice Hendrich (Hg.),
Münster 2005: S. 51-69. (Kulturwissenschaft. Forschung und Wissenschaft, Band 1). 168

Materialien

- Zürich-West*
In: Entwicklungsgebiete der Stadt Zürich, Bericht der Arbeitsgruppe Gebietsmanagement
Hg. Stadt Zürich, August 2009, 1-12
online: http://www.stadt-zuerich.ch/content/hbd/de/index/entwicklungsgebiete/bericht_entwicklungsgebiete.html
(besucht 5.9.2012) 180
- Aussersihl, Industrie/Zürich-West*
In: Baukultur in Zürich
Hg. Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau,
Zürich 2004, Auszüge 91-115. 192
- Toni-Areal*, Faktenblatt Allreal, vgl. www.toni-areal.ch 208
- Brigit Wehrli-Schindler: *Kulturelle Einrichtungen als Impulsgeber für Stadtentwicklung? Beobachtungen am Beispiel Zürich West*
In: DISP 150, 2004: 4-10. 212
- Martin Tschanz: *Stadt der Häuser – Stadt der Heterotopien: Ein Versuch aus Zürichs Westen*
In: Werk Bauen Wohnen, (93) 2006, Heft 9: S. 42-47 219

Lucius Burckhardt

Warum ist Landschaft schön?

Die Spaziergangswissenschaft

Herausgegeben von

Markus Ritter und Martin Schmitz

Martin Schmitz Verlag

T 24711



Mitgegangen sind:

Helmut Acbischer, Kassel
Peter Barozzi, Frankfurt
Annemarie Burckhardt, Basel
Reinhold Engberding, Hamburg
Cornelia Frenkel, Freiburg
Klaus Hoppe, Frankfurt
Gerhard Lang, London
Bertram Weisshaar, Leipzig

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-927795-42-9
ISBN 978-3-927795-42-6 (ab 2007)

Typographie: Gerhard Dörries
Umschlagphoto: Linde Burkhardt

Druck: Grafische Werkstatt von 1980 GmbH, Kassel
© Martin Schmitz Verlag. Alle Rechte vorbehalten

Anstelle eines Vorwortes

Strollology als Nebenfach – Ein Gespräch mit Hans Ulrich Obrist	5
--	---

Landschaft

Landschaft und Gesellschaftsstruktur	19
Warum ist Landschaft schön?	33
Ökologie – nur eine Mode?	42
Natur ist unsichtbar	49
Natur hat weder Kern noch Schale	56
Ästhetik und Ökologie	67
Ästhetik der Landschaft	82
Landschaft ist transitorisch	90
Brache als Kontext	97
Landschaft	114

Gärten und Gartenkunst

Gärtnern – Kunst und Notwendigkeit	131
Niemandsland	140
Durch Pflege zerstört	142
Die Vernunft schläft im Garten	146
Gärten sind Bilder	156
Der Garten der Arten	166
Natur und Garten im Klassizismus	177
Gartenkunst wohin?	197
Kritik der Gartenkunst	207
Furkablick	216
Natura Maestra	222
Tendenzen der Gartenkunst	236

Spaziergangswissenschaft

Promenadologische Betrachtungen über die Wahrnehmung der Umwelt und die Aufgaben unserer Generation	251
Spaziergangswissenschaft	257
Was entdecken Entdecker?	301
Bergsteigen auf Sylt – Ein Gespräch mit Nikolaus Wyss	306
Es geht um Sehen und Erkennen – Ein Gespräch mit Thomas Fuchs	320
Promenadologie – Eine neue Wissenschaft	327
Bewegung und Standpunkt – Erfahrungen des Promenadologen	335

Anhang

Quellenangaben	353
Namensregister	356
Fotonachweis	358

Strollology als Nebenfach

Während einer Taxi-Fahrt durch Bordeaux im Jahr 2000 anlässlich der Ausstellung „Mutations“ führte Hans Ulrich Obrist ein Gespräch mit Annemarie und Lucius Burckhardt über die Entstehung einer neuen Wissenschaft, ihre Fragestellungen, Methoden und kulturgeschichtlichen Hintergründe.

Hans Ulrich Obrist: Könnt Ihr mir erzählen, wie die Spaziergangswissenschaften begonnen haben?

Annemarie Burckhardt: Das fing ganz allmählich an ...

Lucius Burckhardt: Wir machten ein Seminar zu der Frage, wie die Sprache das Aussehen von Landschaft vermittelt. Ein halbes Jahr haben wir Texte aus der Literatur untersucht. Wir haben uns Beschreibungen der „Isola Bella“ angesehen und uns gefragt, was für Eindrücke die Sprache transportiert.

Fand dieses Seminar in Kassel statt?

Ja, und dabei kamen wir auf die Idee, den „Spaziergang nach Tahiti“ zu machen. Eine Rekonstruktion der Wanderung durch Tahiti von Captain Cook und Georg Forster im Jahre 1773. Wir stellten uns die Frage, was entdecken Entdecker und wie vermittelt man Tahiti? Landschaft wahrzunehmen muß gelernt sein, das gilt sowohl historisch als auch individuell.

Annemarie Burckhardt: „Die Fahrt nach Tahiti“ fand 1987 anlässlich der documenta 8 statt.

Dasselbe gilt auch von der Architektur. Sie kann sich nicht mehr darauf verlassen, dass wir schon aus ihrer Lage einen grossen Teil ihrer Bedeutung erkennen, sodass sie dann nur, durch leise Abweichungen vom Stilideal, ihre Eigenheit aussagen muss: Im Bankenviertel bringt die neue Bank eine leise abweichende Note. Nein: im Vorort, integriert in teils grüne, teils betongestützte künstliche Niveaus, muss ein klimatisierter Kubus sich zu einer mehrfachen Aussage bequemen: Ich bin im Vorort, ich bin aber was Städtisches, ich bin eine Bank, diese Bank ist aber nicht wie alle anderen ...

Noch einmal: Wir sind die erste Generation, die eine neue, eine promenadologische Ästhetik aufbauen muss. Promenadologisch deshalb, weil der Anmarschweg nicht mehr selbstverständlich ist, sondern weil er im Objekt selbst, darstellend, reproduziert werden muss. Diese mehrschichtige Aussage, die ein Bau, oder im andern Fall, eine gärtnerische Anlage oder eine gepflegte Landschaft erbringen müsste, kann nicht mehr durch den Geniestreich des Schöpfers erbracht werden. Die Aussage des potenten Architekten „Wo kein Ort ist, kreierte ich selber den Ort“ reicht nicht aus; genügend solche ästhetische Kakteen stehen schon herum, ja eben sie sind es, die zu der vielfach beklagten Verhässlichung der Umwelt entscheidend beigetragen haben. Vielmehr ist hier gestalterische Intelligenz gefragt, Intelligenz, die eben die doppelte Aussage, die Kontext-Information und die eigene des Objektes zugleich vermittelt.

Spaziergangswissenschaft (1995)

Nachdem nach einer langen Pause das Interesse an der Landschaft wieder größer wurde und auch die Neuerscheinungen über den englischen Landschaftspark wieder ein Regal füllen, fiel auch das Auge der Literaturhistoriker auf die Wahrnehmungsweise der Umgebung, auf den Spaziergang. Wenn wir diese Publikationen recht begreifen, so untersuchen die Literaturhistoriker so etwas wie „einen literarischen Code“, nämlich den Spaziergang als eine Darstellungsform von äusseren und inneren Welten. Wenn diese Interpretation richtig ist, so setzt unsere Untersuchung an einer früheren Stelle ein. Uns interessiert der Spaziergang nicht als Darstellung, sondern eben als eine Wahrnehmung. Diese Wahrnehmung setzt aber ein kulturelles Paket an früheren Darstellungen voraus, denn nur in Ausnahmefällen vermag der Mensch etwas wahrzunehmen, was ihm nicht schon bildhaft oder literarisch vermittelt ist.

Diese kulturelle Vermittlung ist in der Regel eine Anleitung zur Selektion, also zur Ausfiltrierung von Eindrücken. Die hunderttausend Informationen, die auf einem Spaziergang auf uns einströmen, können ja nicht verarbeitet werden; soll im Kopf so etwas wie ein Landschaftsbild entstehen, so müssen die nicht dazugehörigen Informationen unterdrückt oder verdrängt werden. Kehrt ein Kind von einem Spaziergang zurück, so erzählt es, daß es eine bunte Blechdose gefunden hat, die es dann schließlich donnernd in einen Schacht hinunterwarf; kehrt ein Erwachsener nach Hause zurück, so beschreibt er Dinge, die er pflichtgemäß in dieser Gegend hätte sehen sollen, die aber teilweise unsichtbar oder von ihm gar nicht analysierbar sind: Die Basaltkuppen mit ihren

kiefernbestandenen Hochflächen, die in das Kalkgestein eingefressenen Bäche oder die Heide mit ihren eingestreuten Hochmooren. – Alles dieses lag schon im Kopfe bereit, bevor der Spaziergang überhaupt begonnen wurde; der Genuß des Spaziergangs lag in einem mehr oder weniger starken Wiedererkennen dieser schon literarisch herausgestellten Elemente, gestützt durch die Ausfilterung des Störenden, der weggeworfenen Cola-Dose am Wegrand und des eingerüsteten Kirchturms im Dorf. Sind die Störungen zu groß, und lassen sie sich nicht übersehen, so tritt ein anderer Mechanismus ein, auf den wir zurückkommen: Die Landschaft erscheint als „verschandelt“, die Umwelt als geschädigt.

Unsere Untersuchung wird sich also mindestens so sehr wie mit dem während des Spaziergangs Vorgefundenen auch mit dem Vor-Formulierten befassen. Die Wahrnehmung wird nicht als eingeleisig aufgefaßt; zwischen den Spaziergänger und sein Betrachtungsfeld stellt sich ein System, das die Betrachtung steuert, das von der Betrachtung auf das Objekt zurückwirkt, in besonderen Fällen sogar durch physische Einwirkung, nämlich durch die Entfernung des Störenden. In organisierter Form geschieht diese Einwirkung durch Bewegungen von der Art des Heimatschutzes, des Naturschutzes, der Denkmalpflege und des Landschaftschutzes. Auch auf die Rolle dieser restaurativen, von spezifischen Wahrnehmungsformen gesteuerten Bemühungen kommen wir zurück.

Die Untersuchung schließt sich auch an die kritische Beleuchtung der Geographie durch Gerhard Hard, der das zwischen dem Betrachter und der Umgebung gelegte wissenschaftliche und literarische System eindrucksvoll charakterisiert. Der Geograph ist auf der Suche nach dem „Typischen“, er erschafft die Kriterien dessen, was eine

Heide, ein Hochmoor oder eine Industrielandschaft sei. Dem Betrachter fällt von da an die Aufgabe der Subsumtion zu: er muß entscheiden, bei welcher Dichte der Erika- und der Wacholdersträucher sich der Begriff der Heide noch rechtfertigt, oder ob es sich bei der beobachteten Ebene vielleicht um etwas anderes handle, eine Steppe oder eine Tundra oder was immer; oder ob vielleicht, wir kommen wieder auf die restaurativen Eingriffe, die Heide hier vernachlässigt oder zerstört worden sei, indem man etwa Baumbestände hochkommen ließ, weil man es versäumte, die Schafe weiden zu lassen.

Bei unserem Geographielehrer lernten wir, daß die rauchenden Schlote, die Fördertürme und die blauen Schirmmützen der Schichtarbeiter „typisch“ seien für das Ruhrgebiet; konsequenterweise schützt die Denkmalpflege heute diese Objekte mit Ausnahme der Schichtarbeiter und der Rauchfahnen in der Ruhr, selbstverständlich, nicht etwa anderswo, wo es vielmehr streng verboten wäre, plötzlich einen Schornstein oder gar einen Förderturm zu erstellen. – Die Kritik geht also dahin, darauf aufmerksam zu machen, daß die Wahrnehmung gesteuert ist durch Festlegungen, die selber aus früheren Wahrnehmungen erarbeitet sind. Die Subsumtion ist also eine Wahrnehmungstechnik, die der Erneuerung der Information entgegensteht. Vielmehr entsteht ein Zirkelschluß, daß etwas, weil es eben so sei, auch so heiße, und wenn es nun einmal so heiße, so müsse es auch so sein. – Ein Anliegen der von uns so genannten Spaziergangswissenschaft muß es also sein, gleichzeitig mit der Wahrnehmung auch die Determiniertheit unserer Wahrnehmungsformen aufzuzeigen, so daß auch neue und ungewohnte Beurteilungen altbekannter Situationen möglich werden.

Der Ur-Spaziergang

Unser Ur-Spaziergang fand 1976 in Riede, Emstal statt. Er war von Karl Heinrich Hülbusch angelegt in Form einer traditionellen Schleife: Der Spaziergänger verläßt das Dorf, durchquert eine kurze Landwirtschaftszone bis hin zum Wald, passiert diesen über verschiedene Lichtungen und kommt schließlich auf eine eindruckliche Rodung mit Rundblick, wo bezeichnenderweise auch ein betonierter Grillplatz vorzufinden ist. Von dort steigt man ab in die fruchtbare Ebene, durchquert die Felder und kommt schließlich bei einer charakteristischen Gruppe von Pappeln wieder in das Dorf zurück, in dessen einzigem Wirtshaus der durstige Spaziergänger eine fotografische Landschaftstapete vorfindet, welche die Erhabenheit einer alpinen Szenerie mit Alpsee und Schneebergen vorführt; ein notwendiger Kontrast zu der erlebten landwirtschaftlichen Lieblichkeit.

Aufgabe der Teilnehmer war es, anhand einer Landkarte mit dem eingetragenen Rundgang die bemerkenswerten Stellen, also die „lieblichen Orte“ einzuzichnen. Am Schluß, im Wirtshaus, wurden die Karten verglichen: Es ergab sich jeweils das Bild des Spaziergangs als einer Zusammensetzung von Strecken und von ausgezeichneten Orten, also einer Perlenkette. Bemerkenswert war nun die Übereinstimmung der eingetragenen Punkte: Es erwies sich, daß die Teilnehmer eine einheitliche Vorprägung der Landschaftswahrnehmung hatten. In den daran anschließenden Diskussionen ergab sich die bildungsmäßig oder literarisch determinierte Wahl der ausgezeichneten Orte. Als poetisch empfanden alle das Verlassen des Dorfes beim Schloß; manchen gaukelte sogar in der Erinnerung vor, daß sie einen Brunnen gesehen hätten, so stark ist die Situation geprägt durch

die Formel: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum“. Der Anstieg führt dann zu einer Stelle, die durch eine steinerne Bank und einen Tisch vorgezeichnet ist: Von hier aus übersieht der Spaziergänger die Dächer des Dorfes und blickt auf die jenseitigen Hügelzüge. Wiederum stellten sich, meist romantische, Vorbildfiguren ein: Am Samstagabend überdenkt der Pfarrer hier noch einmal seine Predigt, meinte ein Teilnehmer, und ein anderer: An schönen Tagen schrieb hier Jean Paul an seinen Romanen. Der nächste Punkt: Mit einer Biegung verschwindet der Weg im Walde – die literarischen Konnotationen wollten gar nicht enden – dann die Lichtung (mit einem Obelisk aus dem 18. Jahrhundert), der Grillplatz (eine völlig aus dem Bilde herausfallende Roßkastanie zeigt an, daß ein früherer Schloßherr hier einmal Besseres vorhatte) der Abstieg in die Felder (von den Dorfbewohnern „die Schmandkammer“ genannt), die Rückkehr bei der Pappelgruppe und natürlich das Wirtshaus waren die dann folgenden, jeweils mit bildhaften oder literarischen Bildungsfragmenten belegten Orte.

Der Gesamteindruck

Über diese verschiedenen, literarisch konnotierten Punkte hinaus, oder vielmehr aus diesen Punkten, ergibt sich nun das, was als landschaftlicher Eindruck übrig bleibt und mitgenommen wird. Der Betrachter erbringt eine beachtliche Integrationsleistung, indem er nun den Dorfausgang, den Waldeingang, den Grillplatz zusammennimmt unter den Begriff „typische nordhessische Landschaft“. Plötzlich treten das Schloß, das Dorf, die Wirtschaftsweise, die Basaltkuppen, eben die Landschaft aus dem nordhessischen Heimatkundebuch oder Touris-

musprospekt, stärker hervor als die einzelnen, noch individuell erlebten Orte.

Diese Integrationsleistung wird ermöglicht durch den raffinierten Begriff der Landschaft, mit welchem wir aus heterogenen Umgebungen eine Einheitlichkeit herauszufiltern vermögen, die nun das Gesehene kommunizierbar macht. Diese Fähigkeit des Landschaftsbegriffs, eine aus zahlreichen Informationen bestehende Umwelt zu einem Bilde zu gestalten, verschaffte auch dem Landschaftsbegriff die Verwendung in durchaus anderen Zusammenhängen: Man spricht von einer Dachlandschaft, einer Bürolandschaft oder, noch abstrakter, von der deutschen Hochschullandschaft, wenn man ein vielgestaltiges Phänomen zwecks rascher Kommunikation faßbar machen will. „Dieses Unterrichtsfach paßt durchaus nicht in die deutsche Hochschullandschaft“, tönt genauso logisch und ist in sich logisch genauso unbegründet wie die Feststellung, ein Förderturm passe nicht in ein norddeutsches Hochmoor. Die Behauptung braucht keine Begründung, alles stimmt zu, denn auf der ästhetischen Ebene ist man sich leicht einig.

Die Tragfähigkeit der Sprache

Wir haben in unseren Seminaren mit Studenten auch die Tragfähigkeit der Sprache auf dem Gebiete der Landschaftsbeschreibung untersucht. Beim Lesen von Geschichten, Märchen, Romanen und vor allem von Reisebeschreibungen treten vor unseren inneren Augen sogleich entsprechende Landschaftsbilder hervor. Dabei ergeben sich für uns zwei Fragen. Die eine: Wieviel oder wie wenig gibt der Schriftsteller vor und wieviele schafft unser Vorstellungsvermögen hinzu? Und die zweite: Können Landschaften mit Worten so beschrieben

werden, daß wir dann tatsächlich eine Vorstellung von ihnen gewinnen?

Mit wie wenigen Worten nur statten die historischen Märchenerzähler ihre Darstellungen aus, und wie wenige Qualitäten vermitteln sie von den geschauten Umgebungen, und wie reich ist das Bild, das wir zu sehen glauben, wenn wir die Geschichten von Sindbad dem Seefahrer lesen oder die Waldmärchen vom Typus Rotkäppchen, Dornröschen oder Hänsel und Gretel!

Ernst Robert Curtius erforschte den literarischen Beginn der Ausstattung literarischer Landschaften mit dem zugehörigen Mobiliar von schattigen Orten, kühlen Quellen und Gebüsch. Das durch diese mittelalterlichen Traditionen eingeübte Wahrnehmungsverhalten ist so groß, daß wir heute noch durch wenige Worte eines Textes in unserem Kopf sehr präzise vorbereitete Landschaften abrufen. Was aber, wenn der Autor ganz bestimmte, geographisch gekennzeichnete oder außerordentliche Landschaften abbilden will? – Dafür ist die Sprache der literarischen Schilderung noch gering entwickelt. Bei einem Text aus dem 18. Jahrhundert (von Hirschfeld: „Der Herschenberg“) sehen die meisten Leser Berge oder zu stattlichen Höhen ansteigende Hügel vor sich, sofern sie nicht wissen, daß eine Gegend aus dem heutigen südlichen Dänemark beschrieben wird. Interessant ist auch, wie die Schriftsteller bei der Schilderung landschaftlicher Höhepunkte zu umfangreichen verbalen Vorinszenierungen greifen, weil sie schon spüren, daß Worte zur Schilderung des „schönsten Ortes“ nicht ausreichen – hierzu etwa die Isola Bella in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* oder in Jean Pauls *Titan*, oder die Schilderung des Sonnenaufgangs auf dem Brocken bei Heine oder auf dem Rigi bei Mark Twain. Das Thema soll hier nicht weiter verfolgt werden.

Das Metaphorische der Landschaft

Wir nehmen die Kritik Gerhard Hards an der Geographie auf und erweitern sie auf verschiedene Aufgabebereiche des heutigen Ingenieurs. Die heutige Naturwissenschaft arbeitet weitgehend mit dem Systembegriff: Organismen, aber auch willkürlich von der Forschung isolierte scheinbare Einheiten wie Umwelten oder Landschaften, werden als Systeme verstanden, also als Gebilde, die bis zu einem gewissen Grade selbsttätig ihrer Auflösung entgegenwirken. Die in ihnen wirkenden Kausalketten sind so vernetzt, daß das Gebilde auf äußere Einwirkungen durch innere Festigung „reagiert“: Wunden heilen, Gesellschaften und Gruppen festigen sich, Ökosysteme „funktionieren“, und Landschaften „ertragen“ Eingriffe bis zu einem gewissen Grade. Dieser von der Wissenschaft den beschriebenen Organismen und Gebilden nachgesagte Systemcharakter ist eine Metapher, die uns die Existenz solcher wirklich oder scheinbar sich selbst erhaltender Gebilde erklärt. Das Ingenieurwesen als angewandte Wissenschaft nun, übernimmt diese Metapher als Wirklichkeit und möchte sie auch anwenden. Die größten Zerstörungen haben die Ingenieure da angerichtet, wo sie systemförmig in vermeintlich vollständig verstandene Ökosysteme eingreifen wollten: Bei den Bewässerungssystemen im Indusgebiet, bei den Dammbauten in Pakistan, beim Assuan-Damm, bei der Tennessee-Valley-Administration.

Die Spaziergangstheorie befürchtet nun, daß beim sogenannten Landschaftsschutz wiederum dasselbe stattfindet, nämlich die Verwechslung des Systems als Metapher mit einem wirklichen System. Einmal ist die geografisch beschriebene Landschaft ein wissenschaftliches Konstrukt. Willkürlich wurden aus einem durch

seine Komplikation nicht beschreibbaren Environment Komponenten herausgenommen, die zu einem – auf ästhetischer Ebene – logischen Bilde führten. Dieser Logik legte man ein scheinbares Funktionieren zugrunde, indem man eben dieser Landschaft selbsterhaltende Fähigkeiten zuschrieb. Und nun kommt der scheinbare Retter, der landschaftliche Ingenieur, und bedient das Riesenspielzeug auf seine Weise: Er glaubt, die von der Wissenschaft um der Beschreibung willen vorgenommenen Reduktionen ergäben eine Wirklichkeit; und er operiert auf der Ebene dieser reduzierten Metapher, als könne man hier eingreifen. Allein der aufmerksame Spaziergänger ahnt, welche Schäden hierbei angerichtet werden, die dann von der kommenden Generation wieder korrigiert werden müssen. Korrigiert so, wie heute in der Indusmündung mit von der Weltbank finanzierten 2.400 Pumpstationen jenes Wasser abgepumpt werden muß, das die Vorgänger als Bewässerung in diese Gebiete geführt haben und durch welches der Boden versalzt wurde.

Aufgabe der Spaziergangswissenschaft ist es also, Eindrücke zu sammeln und zu eindrücklichen Bilderketten aufzureihen, ohne auf die traditionellen Metaphern zu verzichten, die ja allein die gewonnenen Bilder kommunizierbar machen, aber auch ohne den Eindruck hervorzurufen, mit der Schilderung einer Einheit sei das Funktionieren dieser Einheit erschöpfend beschrieben und verstanden. Die Spaziergangswissenschaft ist also ein Instrument sowohl der Sichtbarmachung bisher verborgener Teile des Environments als auch ein Instrument der Kritik der konventionellen Wahrnehmung selbst. Wir möchten zeigen, daß wir diese Instrumente sowohl auf städtische wie auch auf ländliche Environments angewandt haben und erkenntnismäßige Resultate hervorbrachten.

Ziel und Weg

Die Reise, und auch der Spaziergang, können zweierlei Bedeutung haben: Entweder handelt es sich um einen Weg zum Ziel, wobei das Ziel die überragende Wichtigkeit einnimmt. Oder aber es wird gereist um des Genusses oder Information der Reise willen, und zu Fuß gegangen, um des Spaziergangs willen. Jede Reise hat etwas von beidem: Erscheint zunächst die Pilgerfahrt als ausschließlich am Ziel orientiert, so ist gerade sie es, die als Reise ein starkes Erlebnis verschafft, und bei welcher auch fromme Zwischenstationen eingerichtet werden. Moderne Verkehrsmittel neigen dazu, die Reise unbedeutend und abstrakt werden zu lassen und allein das Ziel in den Vordergrund zu stellen. Eine abstrakte, rein zielorientierte Reise bietet die Untergrundbahn; ihr verwandt ist die Schnellstrecke. Der Flug, den sich die Pioniere vornehmlich als Fahrt, weniger als zielgerichtetes Verkehrsmittel vorgestellt hatten, ist heute ebenfalls ein hochgradig abstraktes Mittel, rasch zum Ziel zu kommen. Spaziergangstheoretisch hängt das auch damit zusammen, daß der Blick aus großen Höhen zur Erde viel weniger interessant ist, als man sich das wohl vorgestellt hatte.

In diesem Kapitel soll untersucht werden, inwieweit die Landschaftswahrnehmung abhängig ist vom Verkehrsmittel, mit welchem die Reise oder der Spaziergang unternommen werden. Am Anfang stehen die Fußreise oder die Reise zu Pferd oder mit dem Pferdewagen, wie wir sie nur noch aus der Memoirenliteratur kennen. Mit ihnen ist eine ganze Welt verlorengegangen, die Welt der Kutscher und der Herbergen, eine Welt der Begegnung zwischen Nationen, Ständen und Rängen, denn schließlich war jeder, vom Fürsten bis zum Handwerks-

burschen, auf den Besuch der am Wege liegenden Herbergen angewiesen. Berührungen mit der Örtlichkeit waren unerlässlich; es mußten unterwegs die Essensvorräte, Heu und Hafer für das Pferd bei Bauern, Händlern oder Wirten angekauft werden.

In Bezug auf das Landschaftserlebnis folgt die traditionelle Reise dem Modell der Perlenschnur. Die Wahrnehmung registriert die typischen Orte und Qualitäten, filtrierte das Nebensächliche aus und vollbringt eben jene spaziergangsmäßige Integrationsleistung, die wir eingangs beschrieben haben. Aus der Fülle der auf das Auge und die anderen Sinnesorgane eingeströmten Informationen werden diejenigen ausgewählt, die im wesentlichen den Charakter des Wiedererkennens haben, oder unter ein zuvor bekanntes Wissen subsumiert werden können, und diese werden dann im Gedächtnis behalten und in Erzählungen und Niederschriften festgehalten. Die Integration besteht darin, daß kurzfristig aufeinander folgende heterogene Eindrücke – der Spaziergänger oder Reisende verläßt eine Stadt, durchquert ein landwirtschaftliches Gebiet, kommt in einen Wald, der Weg führt ihn über einen Hügel in ein Tal, an ein Gewässer, über eine Brücke ... – verarbeitet werden zu eben jenem Landschaftsbild, das dann als typisch für die durchquerte Gegend gilt.

Diese Landschaftswahrnehmung aufgrund einer Integrationsleistung aus heterogenen Eindrücken kontrastiert nun auf das Stärkste mit jener Landschaftswahrnehmung, die das im 19. Jahrhundert neue Verkehrsmittel anbietet: mit der Eisenbahnfahrt. Die Bahnfahrt ist von Anfang an zielorientiert. Das ist schon administrativ so festgelegt: Wer den Zug besteigt, braucht eine Fahrkarte zum ausgewählten Zielort; der Reisende muß also schon vor Beginn der Fahrt wissen, wo er dann

aussteigen und bleiben will. Nur ganz wenige Angebote der Bahn weichen von diesem Modell ab, etwa die „Fahrt ins Blaue“ durch gewisse Sonderzüge für Kurzurlauber. Der konventionelle Eisenbahnurlaub ist also in hohem Maße zielgerichtet: Der Reisende beschäftigt sich ausgiebig mit der Auswahl des Urlaubsortes, konsultiert Prospekte, Reisebüros, Arbeitskollegen und Nachbarn, und stellt an den Urlaubsort bezüglich des Landschaftserlebnisses bestimmte Erwartungen.

Aufgrund des Eisenbahnbaus sind im Laufe des 19. Jahrhunderts auch bestimmte Urlaubsorte populär geworden, und an ihnen kann man das eisenbahnbezogene Landschaftserlebnis, eben das Erlebnis des Zielortes, ablesen. Nicht alle typischen Eisenbahnorte des 19. Jahrhunderts sind mit der Eisenbahn erreichbar; oft brauchte es noch eine kurze Überfahrt per Schiff oder einen Aufstieg mit Maultier oder Träger. Um so deutlicher wird, daß es sich um Zielorte mit außerordentlichen Qualitäten handelt. Der Zielort mußte nämlich jenes „Typische“, das auf dem Spaziergang als Integrationsleistung erarbeitet wird, an einem Punkte gewährleisten. Der Gast des 19. Jahrhunderts bezieht sein Hotelzimmer, schlägt die Vorhänge zurück und sieht aus seinem Fenster – sofern er eines der teuren Zimmer genommen hat – das Idealbild der typischen Alpen oder Nordsee- oder Mittelmeerlandschaft vor sich liegen; im Idealfall stimmt das vom Fenster gerahmte Bild mit jenem überein, das der Reisende im Reiseprospekt schon gefunden hat.

Diese Zielorte des 19. Jahrhunderts haben heute vielfach ihre Kundschaft verloren; oder sie haben eine durchaus andere Kundschaft gewonnen. Leer stehen die großen Hotelkästen an den alpinen Aussichtspunkten oder in vergleichbaren Extremlandschaften Norddeutschlands oder Italiens, auf Helgoland, in Neapel mit

Blick auf Vesuv und Capri (hier sorgt die Größe der Stadt dafür, daß die Hotels weiterhin benützt werden), auf Capri selbst (hier haben heute Badefreuden die Augenfreuden ersetzt), dasselbe gilt in Frankreich für Mont Saint-Michel und Saint-Malo, in Deutschland für Helgoland; buchstäblich leer stehen die großen Panorama-Hotels in Österreich und der Schweiz, am Semmering, auf dem Rigigipfel (abgebrochen), auf der Furka (Hotel Furka ist abgebrochen, Furkablick von einem Galeristen umgenutzt), Rhonegletscher (stand jahrelang leer, während täglich Tausende von Autotouristen vorbeiflitzen und sogar anhalten), Hotel Giessbach (heute von einer nostalgischen Touristengruppe wiederbelebt). – Was bedeutet das? Mit dem Bau der Eisenbahn und der zugehörigen Drahtseilbahnen wurden Landschaften touristisch verwertet, die nicht erwandert, sondern bildhaft wahrgenommen werden. Der Tourist verbrachte seine vierzehn Tage oder drei Wochen in einem Hotel, oftmals ohne das Haus zu verlassen, sondern auf Terrassen und in verglasten Sälen, durch deren Fenster eben jenes schon von der Natur integrierte typische Bild erscheint. Dieses Bild muß so stark sein, daß es die ganze Zeit über Informationen abgibt. Hierher gehört auch, daß das heute so stark geforderte tadellos schöne Wetter noch nicht in dem Maße gefragt war. In den verglasten Aussichtssälen genoß man vielmehr die Veränderungen der Witterung, und gerade exponierte Orte wie die Furka oder Helgoland, bei welchen die Fenster bald von Wolken verhängt, bald wieder zum blauen Himmel hin geöffnet sind, boten die geforderte Abwechslung.

Die geschilderten ehemaligen Zielorte sind heute, soweit sie an Straßen liegen, keineswegs verlassen, verlassen sind lediglich die Hotelzimmer. Mit dem Automobil ist ein neues Verkehrsmittel erfunden worden, das

zunächst, da es individuell gesteuert werden kann und zudem nicht an Schienen gebunden ist, die Situation des alten Spaziergangs wieder herzustellen scheint. Wer im Auto losfährt, der braucht sich sein Ziel noch nicht überlegt zu haben; er kann losfahren, durch das Fenster schauen, die gesehenen Punkte im Sinne des Spaziergängers zu Landschaften integrieren, er kann auch die Richtung wechseln, wenn er mit den gesehenen Eindrücken nicht zufrieden ist, oder parkieren und verweilen, wenn ihm ein Punkt der Perlenkette besonders bemerkenswert erscheint. In mehrfacher Hinsicht ist aber die Situation des alten Spaziergangs nicht mehr hergestellt.

Zum einen ist der Radius der Erreichbarkeit weit vergrößert. Wenn bei einem Spaziergang zu Fuß oder zu Pferde, mit der Durchquerung von Dorf, Fluß, Tal, Hügel usw. die Eigenheiten einer begrenzten Landschaft im Kopf integriert und damit wahrgenommen werden können, so werden mit dem Wagen sehr viel größere Landschaftseinheiten befahren. Berichtet der Spaziergänger von den Eigenheiten des Habichtswaldes, so der Autofahrer von der Toskana, vom Burgund, von der Provence, die er soeben über Pfingsten durchfahren hat. Der Anspruch an die Integration ist also viel größer geworden, viel heterogenere Eindrücke müssen zu viel abstrakteren Ideallandschaften integriert werden. Wer das Burgund durchfährt, der sieht große Städte, Autobahnen, Fabrikanlagen, häßliche Siedlungen, ja er sieht auch die erwarteten Weinberge, Weindörfer und die romanischen oder gotischen Kirchen. Aber was ist nun „typisch Burgund“? – Die Integrationsleistung ist zu groß, die Subsumtion unter das gelernte Bild ist unmöglich, traurig kehrt der Autofahrer zurück und erzählt seinen Freunden, daß das Burgund auch nicht mehr sei, was es mal war.

Die größere Erreichbarkeit weiterer Gebiete und die Schwierigkeit der Integrationsleistung läßt offensichtlich noch ein neues Bedürfnis nach Landschaftswahrnehmung aufkommen: Wir verstehen es auch als eine Art von Abstraktion. Der Tourist fährt nämlich mehrere ähnliche Punkte an. Dieses ist auch mit ein Grund dafür, daß er an den alten „Panorama-Hotels“ vorbeifährt: Propagiert wird heute nicht mehr der Rhonegletscher, sondern die „Fünfgletscherfahrt“. Die schweizerischen Post-Busunternehmen bieten auch eine „Dreipässefahrt“ an, sowie eine „Dreiländerfahrt“, die von Graubünden aus ein Stückchen Südtirol und ein Stückchen Österreich anschneidet. Was ist der Informationsgehalt einer solchen Fahrt über das stolze Gefühl hinaus, eben an fünf Gletschern, auf drei Pässen oder in drei Ländern gewesen zu sein? – Offensichtlich ist der Tourist auf der Suche nach dem idealen Bild des Gletschers, nach der Gletscherhaftigkeit des Gletschers, das einem nur durch die Besichtigung von mehreren Exemplaren klar wird. Auch die Dreiländerfahrt vermittelt eine ähnliche abstrahierende Information: Man zahlt zwar die Zigaretten hier in Franken, dort in Liren oder in Schillingen, aber die Alpen bleiben die Alpen und sind überall gleich.

Mit der Zunahme des Pkw-Verkehrs und dem Bau der Autobahnen ist der Spaziergangscharakter des Automobils weitgehend in Frage gestellt. Die freie Wahl der Strecke ist nur noch theoretisch gegeben, praktisch bedarf die Fahrt einer gewissen Planung und kann über relativ lange Strecken auch nicht abgeändert oder unterbrochen werden. Der Netzcharakter des lokalen Straßensystems wird überlagert durch das lineare System der Autobahnen. Die nunmehr schon historische Form der alten Autofahrt von Hotel zu Hotel wird abgelöst

durch neue Angebote. Der touristische Ort wird zum „Stützpunkt“, von welchem aus dann die kleineren Fahrten unternommen werden. Die Tausenden von Touristen, die im Sommer am Hotel Furkablick oder Rhonegletscher vorbeifahren, wohnen an den Ausgangspunkten der großen Alpenstraßen, also in Interlaken oder in Montreux, in Meran oder in Innsbruck. Zum Zielort addiert sich die weitere Strecke, und die touristischen Orte werben nicht mehr mit den Qualitäten des eigenen Ortes, sondern empfehlen sich als Ausgangspunkte zum Besuch anderer Orte. Die dadurch erzeugte Überlastung in den Straßennetzen touristischer Gegenden wird aber dafür sorgen, daß auch diese Form des Urlaubs bald der Historie angehören wird.

Stadt und Land

Wir verstehen den Spaziergang als eine Sequenz, eine Perlenkette, aufgrund derer eine integrative Leistung vollbracht wird: die Herstellung des typischen Landschaftsbildes. Dieser Leistung in ihrer ursprünglichen Form lag aber zunächst noch ein weiteres Muster zugrunde: der Übergang von der Stadt aufs Land. Die Landschaft ist eine Erfindung der Städter. Städtische Gesellschaften, deren Ernährung notwendigerweise zwar noch vom Lande hergestellt wird, die aber keine direkte Beziehung mehr haben zu dieser Produktion als allein eine der Macht und des Geldes – die Lebensmittel kommen als Tribute, Steuern, Zinsen, Pachten oder als Handelsware in die Stadt –, solche städtischen Gesellschaften entwickeln eine Ästhetik der Landschaft. Denn dieser von der Produktion abgekoppelte Städter geht für seinen Spaziergang zum Stadttor hinaus und sieht das Land – eben ästhetisch, oder wie Kant es formuliert

hat: ohne Interesse. Mit Interesse ist gemeint, daß er keinen direkten Anteil an der Produktion hat, ein Kartoffelacker oder ein Sonnenblumenfeld erinnern ihn nicht an Investitionen und Erträge, Klatschmohn und Kornblumen sind für ihn keine schädlichen Unkräuter, sondern das alles erscheint ihm als gegebene Teile des Landschaftsbildes. Selbst das ihm fremde, aber so sympathische „glückliche Volk der Gefilde“ gehört dazu; die Landschaftsmaler nennen das Staffage. Zur Verwandlung der Erscheinungen in ein ästhetisches Bild bedarf es also der Überschreitung einer Grenze, in diesem Falle des Stadttors. Symmetrisch, soziologisch aber schwieriger, ließe sich die Figur des Bauern ausmalen, der durch das Tor die Stadt betritt und nun ihre Gebäude „ohne Interesse“ betrachtet.

Der Gegensatz von Stadt und Land, ästhetisch sowohl wie ökonomisch, bildet also das Grundmuster der klassischen spaziergangsmäßigen Wahrnehmung. Die ökonomische Voraussetzung ist die Interessellosigkeit, die nur indirekte Beziehung zu einem aus der Landwirtschaft fließenden Ertrag oder Gewinn. Wohl war vielleicht der einzelne Spaziergänger auch ein Besitzer oder Verpächter oder Einkäufer; als Spaziergänger reiht er sich aber ein in die Reihe der städtischen Uninteressierten. Von der Erscheinung der Umwelt her gesehen ist der Effekt abhängig von der Existenz eines merkbaren Stadtrandes. Irgendwo muß die Stelle sein, wo die ästhetische Wahrnehmung eingeschaltet oder umgeschaltet wird. Insofern befindet sich die spaziergangsorientierte Landschaftswahrnehmung heute in einer Krise und bedarf einer neuen Definition.

Der heutige Spaziergänger, der ja auch Fernsehzuschauer, Radiohörer und Zeitungsleser ist, nimmt teil oder besser, ist verstrickt in die agrarische Produktion

und in die Zustände der Brachflächen. Die Kunde vom Waldsterben ist allgegenwärtig, und der Anblick eines krakelig gewachsenen oder gar dünnen Baumes bringt dem Städter unsanft seine Schuld als Konsument von Heizöl und Treibstoff in Erinnerung. Andererseits beobachtet der Spaziergänger, daß das glückliche Volk der Gefilde heute anderes treibt als die Halme zu Ähren zu binden: Mißtrauisch betrachtet der Städter die geheimnisvollen Säcke und Behälter vor den Ställen, und die seltsamen Fahrzeuge, die irgendwelche pulverigen oder flüssigen Materialien auf die Felder ausbringen. Sind es Düngemittel oder Gifte? Werden wir sie mit der Nahrung oder mit dem Trinkwasser in unseren Körper aufnehmen? Der Schuldige wird hier zum Opfer, der Geschädigte zum Angreifer; wir Städter fühlen uns schuldig am Waldsterben, empören uns aber ohnmächtig gegen die Versetzung unserer unentbehrlichen Grundstoffe mit Chemikalien. Und was geschieht mit dem Vieh, das nun nicht mehr malerisch die Waldlichtungen belebt, sondern das wir zwar nicht mehr sehen, sondern es zu recht hinter jenen langgestreckten Mauern vermuten, aus welchen die mit Dünger beladenen Wagen auf die Felder fahren, Felder, die spärlich bewachsen sind, nicht wegen des Mangels, sondern wegen der Fülle der Düngstoffe. Der Spaziergänger, der all dieses sieht und es notwendig mitdenkt, denn es wird ihm ja täglich auch dargelegt, ist nicht mehr ganz Betrachter ohne Interesse. Aber was ist er sonst?

Die zweite Komponente der Krise unserer Wahrnehmung der Landschaft betrifft den Stadtrand. Wir bewegen uns heute in einem Kontinuum, das wir als die Metropole bezeichnen: Wir meinen damit jenes Gemisch aus Bauten und Grünflächen, das die ehemalige Stadt und das ehemalige Land überzieht. Wir wissen, daß diese

Feststellung Protest hervorruft, dennoch sagen wir es: nie waren unsere Städte so grün wie heute. Kein Verwaltungsgebäude, keine Fußgängerzone, die nicht ihren knappen Boden noch durch üppige Bepflanzung mit den Produkten der Baumschulen unbrauchbar gemacht hätten. Wir kommen auf das Phänomen, das gerade die Ubiquität des Grüns die eigentlichen Gärten unsichtbar werden läßt, noch zurück. Leichter wahrzunehmen ist die Veränderung des ehemaligen Landes. Kein Landstädtchen gibt Ruhe, bevor es nicht auch, wie die Stadt, ein paar zu niedrige Hochhäuser aufweist. Und auch auf dem Dorfe wird zumindest die Gemeindeverwaltung ausgebaut, als wäre es die Deutsche Bank. Nicht ohne, wir betonen es, die nötigen Zwergsträucher und Steppengräser darum herum, die sich in dem ehemaligen Ackerboden erfolglos gegen adventive Sonnenblumen und Herkulesstauden behaupten müssen. – Erneut also die Frage: Ist unser Landschaftsbild dadurch in Krise geraten, daß sich die Landschaft nicht mehr durch eine merkbare Grenze von der Stadt absetzt?

Hier muß wohl noch als Drittes ein Bereich angeschnitten werden, den wir nicht ausdiskutieren wollen: den der Verwechslung von Landschaft mit Natur. Latent ist diese Verwechslung in jeder Landschaftsbetrachtung und Landschaftsdarstellung vorhanden. Der spazierende Städter erfreut sich an Zuständen unterschiedlicher landwirtschaftlicher Bearbeitung oder Nicht-Bearbeitung. Die klassischen Landschaftsbilder der Italiener und Holländer zeigen beides, den Eingriff des kultivierenden Landmannes und die ungestörte Natur, etwa in der Darstellung alter, halb abgestorbener Baumreihen, die keineswegs der Tischlerei oder der Brennholzverwertung zugeführt werden. Beides ist offenbar betrachtenswert: die Nutzung und die Brache.

Auch hier erleben wir heute eine folgenschwere Veränderung: Die Nutzung intensiviert sich und die Brache wächst. Die ökonomischen Hintergründe dafür brauchen hier wohl nicht erklärt zu werden. Verständlich ist auch das daraus resultierende ästhetische Phänomen, das nämlich, je konzentrierter und homogener die Nutzung wird, das ästhetische Interesse des Spaziergängers daran abnimmt. Wir haben nicht die Wanderschuhe dazu angezogen, um endlose Getreidefelder und Geflügel-fabriken zu sehen. Inskünftig also wird sich der Spaziergang vermehrt der Brache zuwenden, aber auch diese hat ihre Tücken. Die von ihrem Nutzer, dem Bauern, der Bundeswehr oder sonst wem verlassene Fläche ist nicht stabil. Was wir, je nachdem, freudig oder zweifelnd beobachten, aufkommende Unkräuter, den stacheligen Dschungel von Disteln, dann das Aufkommen erster Erlengebüsche und schließlich, nach einigen Jahren, die Unzugänglichkeit dieser Gebiete, muß erst noch diskutiert werden. Hier sei das Thema nur angemeldet.

Die Sichtbarmachung

In dieser Krise der Landschaftswahrnehmung nehmen wir zwei ausweichende Haltungen ein, die beide ein Versuch sind, unsere Sehnsucht nach dem Natürlichen durch etwas Sichtbares zu befriedigen.

Die eine Tendenz ist die Suche nach der Natürlichkeit in der Extremlandschaft. Ästhetisch wahrgenommen werden kann nur der Ort, wo wir noch nicht engagiert sind. Wie im 18. Jahrhundert eine Suche nach den letzten weißen Flecken auf der Landkarte einsetzte, so setzt heute die Suche nach dem unberührten Rande der Welt ein. Dabei ist klar, daß dieser nicht unbesiedelt ist, vermutlich auch touristisch nicht völlig unerschlossen.

Vielleicht gibt es tatsächlich noch solche unerschlossenen Gebiete und sogar Völkerstämme, die noch nie einen Touristen gesehen haben. Diese aber liegen nicht in unserer Reichweite. Deshalb muß die Unberührtheit nicht faktisch da sein, sondern sich in einem dafür angenommenen Zeichensystem darbieten. Diese Zeichen liefert die Extremlandschaft. Während sich historisch das Landschaftserlebnis zunächst durch die Elemente der lieblichen Landschaft befriedigen ließ und schließlich dann im Laufe des 18. Jahrhunderts Elemente der – im Sinne Burkes – „erhabenen“ Landschaft dazunahm, suchen wir heute das gerade Gegenteil zumindest der Lieblichkeit auf. Einige Reisebüros haben sich auf Fahrten in solche Gegenden spezialisiert: Irland, Island, Wanderungen in nordischen Tundren und Steppen, Kreuzfahrten zwischen Felsenriffen und Eisbergen mit Blick auf karge Fischerdörfer. Oder Wanderungen mit Kamelen oder Maultieren durch die Wüste, den Atlas, den Himalaya, wobei das immer noch in den Köpfen einiger Landschaftsplaner herumspukende Ideal der Vielfalt drastisch ersetzt wird durch den Reiz der Einöde.

Nicht durch Reisebüros, aber wenigstens durch die Zigarettenreklame zu vermitteln ist die Abenteuerlandschaft des Trekking im Urwald, mit einem auf ein Floß gehievten Jeep, dem treuen Hund, Stiefeln, Schlapphut, Whiskyflasche und, natürlich, Zigarette. Dieses so aufgesuchte Zeichensystem jenseits der konventionellen Erhabenheit, der Transsublimität, wie wir es nennen könnten, vermittelt nun dem durch die Umweltpropaganda mit einem schlechten Gewissen versehenen Reisenden die historische Situation des Betrachters ohne Interesse, dessen, der in das aufgesuchte Geschehen nicht verwickelt ist und es deshalb ästhetisch wahrnehmen kann.

Das andere, ebenfalls kommerziell – aber von einem anderen Geschäftszweig – vermittelte Zeichensystem ist das der Ökologie. Ökologie ist unsichtbar. Sie ist ein wissenschaftliches Konstrukt, das einer operablen Zieldefinition bedarf und dann von da aus mit wissenschaftlichen Mitteln nachgewiesen werden muß. Dieses aber kümmert den vom schlechten Gewissen geplagten Städter wenig; er möchte Ökologie sehen, und zwar einfach, lesbar und sofort. Deshalb offeriert die Landschaftsgärtnerei nunmehr auch, neben Zwerggehölzen und großblütigen Tulpen, ökologische Bepflanzungen. Natürlich sind die vom ökologischen Stadtgärtner angelegten Blumenwiesen nicht wirklich ökologisch; das erkennt man schon daran, daß sie einer dauernden Pflege bedürfen. Denn sie sind ja angehaltene Sukzessionen, künstlich zum Stehen gebrachte Übergangszustände zwischen Pflege und Nichtpflege, zwischen dem wöchentlich gemähten städtischen Rasen und der verbuschten Brache. Schließlich wurde ja auch die „echte“ alpine Blumenwiese, der die verwendeten Samenmischungen nachempfunden sind, nach einem starren bäuerlichen Schema relativ intensiv bewirtschaftet, und so muß eben auch ihr städtisches Abbild mit neuartigen Düngungs-, Lockerungs- und sogar Belüftungsmethoden gepflegt werden. Das so erzeugte Bild aber vermittelt Entlastung für das geplagte Gewissen des Städters, der sich der Wegwerfflora konventioneller Stadtgärtnereien nicht mehr recht zu freuen vermag.

Die Fahrt nach Tahiti

Dem künstlerischen Hinweis auf die Paradoxien der Unberührtheit, Natürlichkeit und Ökologie diente die mit Studenten inszenierte „Fahrt nach Tahiti“ in Form eines

Spaziergangs durch die Kasseler Dönche. Vorausgegangen war die Lektüre von Georg Forsters „Reise um die Welt“ und speziell seiner Aufzeichnungen über die Insel Tahiti. Schon vor Cook und Forster, durch Bougainville, war Tahiti zum Bilde des Paradieses erklärt worden, so daß Georg Forster schon wußte, was ihn erwartete, oder besser, wie er auf das Gesehene zu reagieren hatte. Der Notenschlüssel stand auf lieblich, natürlich und rein. Die Landschaft und das Leben der Leute hatten die entsprechenden Informationen zu vermitteln. Zum einen entsprachen in der Tat einige Landschaftsformationen mit ihren saubereren Bächen, malerischen Bäumen und zutraulichen Vögeln den Paradiesbildern der Malerei. Hinzu kam der Brotfruchtbaum, dessen Name schon das Paradies, in seiner besonderen Form des Schlaraffenlandes, verkündete: ein Baum, dessen Frucht schon Brot ist. Das ist die wahre Utopie. Und schließlich die gutartige und zutrauliche Bevölkerung, der man so manches nachsah, nur nicht, daß sie vom Tische Captain Cooks einen silbernen Löffel geklaut hatte. Sie führte ein einfaches, vernünftiges Leben, bildete natürliche Rangordnungen und organisierte sich zu gegenseitiger Hilfe. Übel allerdings war die Entdeckung, daß alle Brotfruchtbäume einem reichen Manne gehörten, der sich von seinen Kebsweibern füttern ließ, weil er zu dick war, um sich selber zu bewegen.

Der Spaziergang durch Tahiti in der Kasseler Dönche bestand nun darin, daß an bestimmten Stellen in diesem Spaziergangsgelände Texte aus Georg Forsters Aufzeichnungen gelesen wurden, die in der in Kassel vorhandenen Landschaft merkwürdige Entsprechungen oder Assoziationen aufzeigten. Die besondere Pointe, welche die Paradoxie der unberührten Gegend unterstrich, war nun diese, daß das Gelände der Dönche bis vor wenigen

Jahren ein Truppenübungsplatz für Panzerfahrer der Bundeswehr war. Der Boden, der zudem noch Granatrichter aus dem zweiten Weltkrieg aufwies, war hier also jahrelang plattgefahren und durchwühlt worden, wobei in Zwischenzeiten eine spärliche und kurzlebige Vegetation zwischen den Pisten der Kettenfahrzeuge aufkam. Nach dem Abzug der Panzer war nun gerade dieser Boden bereit, zu Beginn seiner bevorstehenden natürlichen Sukzessionen seltene Pionierpflanzen aufzunehmen. Anders als die landwirtschaftlichen Brachen verwandelt sich hier ein ungedüngtes und humusarmes Gelände allmählich in den vorläufigen Endzustand eines Erlenbruches. Die Zwischenstadien sind ausgesprochen schön, so daß die von Georg Forster auf Tahiti beschriebenen Situationen aufgefunden oder mit leiser Nachhilfe humorvoller Studenten leicht hergestellt werden können. Eine türkische Bäckerei lieferte die vorsorglich in den spärlichen Bäumen aufgehängten Brotfrüchte, und die tropische Vegetation war die Leihgabe einer Gärtnerei. Die Behausungen der Eingeborenen, die, laut Georg Forster, Vogelbauern gleichen, hatten die Spitzen der deutschen Architektenschaft unter dem Namen „Documenta urbana“ gerade am Rande der Dönche errichtet. Unter diesen Umständen bedurfte es keiner kritischen Interpretation des sorgfältig geplanten Spazierganges, vielmehr leuchtete er als Kunstwerk den Teilnehmern unmittelbar ein. Und mancher von ihnen wird noch gelächelt haben, als engagierte Naturschützer Jahre später forderten, es müsse die sich bildende Humusschicht der Dönche wieder abgetragen werden, damit sich die seltenen Pionierpflanzen halten können und nicht von gewöhnlichem Gras oder gar Erlen überwuchert würden. Auf 300.000 DM schätzten sie die Kosten einer solchen Aktion; daß die Bundeswehr

sie billiger liefern könnte, wurde peinlichst verschwiegen.

Städtische Gartenkunst

Wie wir gesehen haben, gewann das traditionelle Landschaftserlebnis seine Spannung durch den Übertritt von der Stadt ins Land, also durch das Stadttor. In ähnlicher Weise war die Ästhetik des städtischen Gartens dadurch bestimmt, daß er überraschend betreten wird. Er lebt vom Gegensatz der steinernen Stadt und dem plötzlichen Einblick in das Grün eines Klosterhofes, eines Kreuzgangs, eines Gartenhofes in der eng besiedelten Stadt. Nach der langen Wanderung durch die steinigste aller Städte, durch Venedig, mußte der Garten der Fürstin Papadopoli als ein wahres Paradies erscheinen. Heute, wo wir ihn von der Freifläche des Busbahnhofs her betreten, erscheint er kaum mehr überzeugend. Dasselbe ist unter anderen Umständen nicht mehr dasselbe.

Ähnliches gilt für den Tuileriengarten in Paris. Früher grenzte er einerseits an die königlichen Paläste, an die bebaute Stadt und schließlich an die Stadtmauer. Infolgedessen hing seine Wirkungsweise – spaziergangstheoretisch – zusammen mit dem Anmarsch. Der Weg durch die Stadt, das Öffnen der Pforte, der Anblick der grünen Oase – das gehört alles zusammen. Und das mußte auch bedacht werden bei der jetzt in Auftrag gegebenen historisierenden Erneuerung im Stile von Palissy und Le Nôtre: auch hier ist dasselbe nicht mehr dasselbe. Denkt man sich Paris von den Ausdehnungen des 19. Jahrhunderts, also von den Champs-Élysées her gesehen, so fehlt heute der Übergang von Stadt zu Park gänzlich. Die Champs Élysées mit ihren Reihen von Bäumen münden ein in die Zone der Weltausstellungen,

Grand Palais und Petit Palais, mit ihren parkartigen Anlagen. Alsdann überquert man die riesige Fläche des Place de la Concorde und betritt den Tuileriengarten als Fortsetzung der vom Triumphbogen der Etoile her gedachten Anlage. Denkt man an die Beziehung von Wahrnehmung und Verkehr, so könnte man dieses als die Kutschenstadt des 19. Jahrhunderts bezeichnen; Invalidenplatz, Marsfeld, die Zone der Weltausstellungen, der Tuileriengarten, die Champs-Élysées, die ein der Kutsche angepaßtes Maß angenommen hat. Der Garten wird nicht als solcher erlebt, sondern als Strecke im Kutschenspaziergang.

Denkt man an den heutigen Verkehr, so betreten wohl die meisten Besucher den Tuileriengarten von der Untergrundbahnstation her. Das heißt also, sie erleben überhaupt keinen Übergang, vielmehr haben sie sich schon zu Hause vorgenommen, den Tuileriengarten zu besuchen, vollziehen dann keinen spaziergangsmäßigen Anmarsch, sondern erleben den Nicht-Aufenthalt in der Métro, und finden sich plötzlich am Ziel, wo sie sich ein Stündchen oder zwei eines Aufenthalts im Park gönnen wollten.

Dieses stellt an den Park ganz neue Anforderungen. Das Erlebnis des Überganges ist weggefallen, sei es durch die Begrünung der „Kutschenstadt“, sei es durch den „Nicht-Anmarsch“ der Métro. Die Spannung, die der Garten erzeugen muß, entsteht also nicht mehr durch einen Wechsel, einen Übergang von Stadt zu Park, sondern muß vom Garten selber vollzogen werden. Dadurch entsteht der Gartenarchitektur eine völlig neue Aufgabe: Wir sind die erste Generation, für welche der Park als seine ästhetische Rechtfertigung und sein Erlebnis eine Spannung im Innern selbst erzeugen muß. Wo der übergeordnete Kontext „grüne Oase in der steinernen Stadt“

weggefallen ist, da hilft auch das bisher erarbeitete Zeichensystem der mehr formalen und der mehr landschaftlichen Gartenstile nichts mehr.

Zur Entwicklung dieser Gedanken hat uns das Erlebnis eines Studenten (heute Dipl.-Ing. Markus Gnüchtel) kräftig geholfen. Wir hatten einen Brief des Bürgermeisters von Wülfrath erhalten, in dem dieser bat, uns doch einmal einen begabten Diplomanden zu schicken, der die Neuplanung des Wülfrather Stadtparks als Diplomarbeit durchführen könne. Der nach Wülfrath geeilte Student fand dort einen Stadtpark vor, der aus dem Geschenk eines reichen Fabrikanten entstanden war, und der anschließend an das Rathaus ein heute mit alten Bäumen bestandenes Gebiet umfaßte. Der Student stellte einige Pflegemängel fest, aber fand für eine Erneuerung der Gestaltung keinen Anlaß. Daraufhin suchte er den Bürgermeister auf, und fragte ihn, weshalb er denn diesen Park verändern wolle. Die Antwort lautete: ihm, dem Bürgermeister, sei dieser Park noch lange schön genug. Jedoch komme es immer häufiger vor, daß Bürger privat oder in Bürgerversammlungen anfragen, weshalb eigentlich Wülfrath keinen Stadtpark habe.

Die paradoxe Situation kann nur spaziergangstheoretisch erklärt werden. Wenn sich am Park nichts verändert hat, so muß es am Anmarsch zu ihm hin liegen. Was also, so lautete die Frage nun, hat sich in der Stadt Wülfrath in letzter Zeit so verändert, daß der große und schöne, zentral gelegene Stadtpark unsichtbar wird? Zwei Faktoren wirkten mit, ein langfristiger und ein kurzfristiger. Wülfrath verdankt seinen ursprünglichen Reichtum dem Abbau von Gesteinen in der nächsten Umgebung der Stadt; zwischen den Kriegen war sie also von Steinbrüchen umringt. Nach der Erschöpfung dieser Steinbrüche beschloß man, diese durch Baumpflan-

zungen zu begrünen, eine Aktion, die von Alwin Seifert selber eingeleitet worden sein soll. Diese Bäume sind inzwischen hoch gewachsen; es ist also möglich, daß sie die Dominanz des Baumbestandes im Park konkurrenzieren. Die neuere Entwicklung erscheint wichtiger: Die auf das Rathaus zulaufende Hauptgeschäftsstraße wurde, wie sollte es anders sein, in eine Fußgängerzone umgewandelt. Und wie Fußgängerzonen so sind: jeder Quadratmeter, wo gerade nicht Umsatz erzeugt wird, wird begrünt. Dieser Pseudopark zieht sich hin zum Rathaus, um dieses herum und mündet ein in den, muß man sagen „ehemaligen“ Stadtpark. – Von den Lösungen des Problems bringen wir hier nur eine ironische: Die Verkleinerung des Stadtparkes ringsum um zehn Meter, damit er wieder Abstand von seiner grünen Umgebung gewinnt, die Anbringung eines eisernen Staketenzaunes mit einigen wenigen Eingangstoren.

Ein Beispiel eines Parkes, der versucht, auf diese heutige Weise aus seinem eigenen Innern eine Spannung zu erzeugen, ist der Bürgerpark auf der sogenannten Insel in Saarbrücken (Architekt: Peter Latz). Die Hafensinsel war einst das ökonomische Zentrum und der große Umschlagplatz Saarbrückens; sie war überstellt mit Lagergebäuden und Hafenanlagen. Hier kam die lothringische Minette zur saarländischen Kohle, und hier verfrachtete Baron Röchling seinen Stahl. Der an dieser Stelle errichtete Park sollte die Reste dieser Anlagen für das Gedächtnis der Bürger bewahren. Die Grundmauern, die Bodenbeläge der Straßen, und die Spontanvegetation auf den Trümmern sollten die Grundelemente der neuen Parkanlage werden.

Nun sind verlassene und zerstörte Fabriken und die darauf wuchernden Pflanzen in der Umgebung von Saarbrücken keine Besonderheit. Ein Park, der aus diesen

Elementen gestaltet wird, löst beim durchschnittlichen Betrachter nur die Reaktion aus: „So ist es doch ohnehin“. Der Entwerfer mußte also auf ein Mittel sinnen, wie im Laufe der Begehung des Stadtparkes die Banalität der Ruinen und ihrer Spontanvegetation in den Bereich der Sichtbarkeit angehoben wird. – Wer sich heute von der Stadt her dem Park nähert, der erblickt zunächst die – offensichtlich falschen – Ruinen eines bizarren Gebäudes: war das einmal ein Aquädukt? Die herabfließenden Wassermassen deuten es fast an. Oder war es eine Arena, eine Art Kolosseum? Seine Rundung deutet daraufhin. Oder war es eine alte Fabrikanlage? Die Form der Fenster und die Backsteine würden dem entsprechen. Aber vor allem ist es eine falsche Ruine; die Backsteine sind neu und übermäßig glasiert, die Eisenteile sind in giftigstem Blaugrün gestrichen. Die Anlage geht über in einen Teich, von dessen Grund Mauerwerk aufsteigt: eine Art versunkene Stadt, ein vom Wasser bedecktes Pompeji. Aber auch dieses: offensichtlich falsch. Der Fälscher hatte keine Mühe gescheut, auf die Falschheit seines archäologischen Grundrisses hinzuweisen. Was sollen alle diese historischen Fälschungen? – Durch sie wird erreicht, daß die nun folgenden, völlig unbedeutenden Ruinen der alten Hafenanlage als „echt“ erscheinen.

Derselbe ästhetische Prozeß wird für die Spontanvegetation eingesetzt. Die südliche Trockenvegetation an den verfallenden Mauern, ihre farbigen Blüten, die Moose auf den ehemaligen Verkehrsflächen, die aus den Ritzen hervorbrechenden Erlen – alles das kann man in der alten Industrieregion der Saar ringsum beobachten, sei es in den untergegangenen Glasfabriken, den Keramikfabriken, den gigantischen Guß- und Walzwerken von Völklingen, den Zechenanlagen und Bergwerken. Wie also soll das Auge des Betrachters auf die Schönheit

und Bedeutung dieser Spontanvegetation gerichtet werden? – Dadurch, daß sie durchsetzt ist mit begährten Abschnitten. Im Zentrum des Parkes durchschreitet der Spaziergänger eine gestaltete Anlage; im wesentlichen noch einmal eine Rotunde aus Backstein und blaugrünen Eisenprofilen, und angelegt als formaler Garten mit geschnittenen niedrigen Buchshecken, farbigen Beeten und blühenden Büschen. Plötzlich aber bricht die gärtnerische Pflege scheinbar ab, und es beginnt die Spontanvegetation. Gepflegt, natürlich, auch sie, denn sie ist ja ein abgebrochener Übergangszustand; durch ihre Konfrontation aber mit der formalen Gärtnerei gewinnt sie Authentizität, wird sehenswert und genießbar. Wir befinden uns nicht irgendwo am äußeren Rand der Industriezone, wo niemand sein will als die jungen Leute, die sich hier unbeobachtet fühlen; wir sind in der Tat in einem spannungsreich gestalteten Stadtpark.

Kunst im Stadtbild

Ist man sich einmal darüber klar geworden, weshalb der städtische Park in eine Krise geraten ist und wo allenfalls ein Ausweg wäre – nämlich in der gestalterischen Herstellung von Bedeutungsspannung innerhalb des Gartens –, dann sieht man vielleicht auch in dem viel diskutierten Themenkreis etwas weiter, der da lautet „Kunst im Stadtbild“. Unsere Städte sind angefüllt mit Kunstwerken, so zahlreich wie noch nie. Die meisten sind völlig aus der Beachtung des Publikums herausgefallen. Von Zeit zu Zeit formulieren Kunstinterpreten wohlgemeinte oder ironische Vorschläge, diese Kunstwerke einzusammeln, sie anderswo oder neu aufzustellen oder sie vorübergehend zu magazinieren. Dennoch werden weiterhin jährlich zahlreiche Künstler und

Künstlerinnen mit der Verschönerung von Plätzen und Anlagen beauftragt.

In einigen Fällen führen solche Aufstellungen nicht in die Vergessenheit, sondern im Gegenteil zu öffentlichen Aufregungen. Spektakulär war in New York der Prozeß um eine bandförmige Stahlplatte von Serra, die aufgrund einer Klage der Nutzer dieses Platzes, meist Bank- und Versicherungsangestellten, entfernt wurde. Nostalgisch vergleicht man solche Vorgänge mit dem angeblichen Konsens der Gesellschaft im 19. Jahrhundert, mit dem allgemeinen Applaus, den die Aufstellung des Bismarck-Denkmal in Hamburg, des Goethe/Schiller-Denkmal in Weimar und des Tellen-Denkmal in Altdorf begleitete und trug. Ob diese tragenden Mehrheiten wirklich existierten, oder ob es sich nicht eher um potente Minderheiten gehandelt hat, die es verstanden haben, ihren Applaus zu artikulieren und zu archivieren, so daß wir ihn heute für allgemein halten, bleibe dahingestellt. Klar ist aber, daß wir heute eine andere Gesellschaft sind; die kulturelle Hierarchie ist nicht mehr pyramidal aufgebaut mit einer Elite an der Spitze, einem nacheifernden breiten Bürgertum darunter und schließlich den jeweils später, aber immerhin doch noch auf der gleichen Linie nachrückenden „Massen“. Unsere kulturellen Eliten sind heute selber Minoritäten, sie sind Subkulturen innerhalb der eigenen Kultur. Sie verstehen sich als Avantgarden und niemand hindert sie daran, es sei denn, ihre Äußerungen und ihre bedeutungssetzenden Manifestationen überkreuzen sich mit den Zeichen und Symbolen, die anderen Gruppen und Schichten wichtig sind. Deshalb eben spielt heute das Museum im weitesten Sinne, also das öffentliche Sammlungs- und Ausstellungswesen moderner und zeitgenössischer Kunst eine solche wichtige Rolle: weil nur in solchen Kontexten, also

denen einer Ausstellung experimenteller Kunstwerke. der Code festgelegt ist. Wer eine Eintrittskarte zur Kunsthalle gekauft hat, befindet sich nicht mehr im Zweifel darüber, daß die nunmehr vorgezeigten Objekte auch Kunst sind, und er wird sich auch nicht darüber beschweren, daß ihm hier die Entzifferung künstlerischer Bedeutungsaufloadungen zugemutet wird. Auch die üblichen Witze, ob es sich hier wohl um ein Kunstwerk oder um eine Sprinkleranlage handele, sind an diesem Ort nicht lustig, ebensowenig funktionieren die umgekehrten Witze, welche Feuerlöschgeräte und Schrotthaufen als Kunstwerke interpretieren – was nur im Stadtbild spaßig ist.

Der nostalgische Traum vom Konsens des 19. Jahrhunderts über das Kunstwerk im öffentlichen Raum, eben Goethe/Schiller, Tell usw., führt zu der irrigen Annahme, auch das heutige Kunstwerk würde in der Öffentlichkeit akzeptiert, wenn es in Harmonie mit seiner Umgebung erstellt würde. Deshalb erfolgt der bekannte Ruf, man müsse doch jetzt bei der Neugestaltung dieses oder jenes Platzes oder einer Parkanlage „rechtzeitig“ den/die Künstler zur Mitarbeit herbeiziehen. Genau solche, in Harmonie mit der Umgebung befindliche Kunstwerke werden aber am schnellsten den Weg des Vergessens durch Banalität gehen, den wir eingangs geschildert haben. Wenn wir im folgenden verlangen, das Kunstwerk müsse eben nicht in Harmonie, sondern in Spannung zu seiner Umgebung stehen, so meinen wir nicht die Spannung, welche die Anwohner oder die genannten Kläger im Serra-Prozess auf die Palme gejagt hat. Wir meinen vielmehr, der Platz und sein Kunstwerk müßten zueinander in einer Spannung stehen oder eine Spannung erzeugen, wie wir dies im vorigen Abschnitt vom städtischen Park gefordert haben. Diese Spannung kann aber

nur hergestellt werden, wenn der Künstler die Umgebung schon sehen kann und kennt. Dann kann sein Werk, über die werkseigene Bedeutung hinaus, dem Platz eine Interpretation oder eine kritische Fehlinterpretation verleihen, die Bedeutung erzeugt, ohne unbedingt zu verletzen. Als einen Künstler, der in dieser Weise arbeitet, nennen wir Norbert Radermacher, und wir denken beispielsweise an seine Dekoration eines öffentlichen Platzes durch einen Fahrradständer, in welchem an Stelle eines Fahrrades – oder zwischen von den Passanten eingestellten Fahrrädern – ein Pferd, das Standbild eines Pferdes, steht. Oder, kritischer interpretierend schon, jene – offenbar lang dauernde – Baulücke, die Norbert Radermacher ein für alle Mal mit einem Bauschild versah, das den Grundriß der Hagia Sofia darstellt. Oder schließlich die zwei Rettungsringe, die Radermacher in Ludwigshafen in eine Autobahnauffahrt hängte, die auf die Rheinbrücke führt, in der aber vorläufig nichts zu sehen ist als ihre Betonwände.

Der Stadtrand

Unsere spaziergangswissenschaftliche Kritik des Stadtbildes geht unter anderem davon aus, daß eine früher gegebene Voraussetzung der Wahrnehmung heute verschwunden ist: der Übergang der Stadt zum Land oder metaphorisch: die Stadtmauer. Diesem Übergang haben wir den heutigen Zustand der endlosen Metropole entgegengesetzt. – Dieses stimmt im großen Maßstab, aber im engeren Sinne stimmt es ja dann doch nicht. Immer gibt es so etwas wie einen Stadtrand, nur vermittelt er in seiner heutigen Form ein anderes Erlebnis als früher. In unseren spaziergangswissenschaftlichen Seminaren haben wir auch dieses

thematisiert. Ein Spaziergang führte an den Kasseler westlichen Stadtrand, in die Riedwiese, wo wir symbolisch einen Stadtrand errichteten, indem wir ein rotes Band um das Ende der Bebauung spannten. Natürlich war das ein vergebliches Unterfangen, und seine Unmöglichkeit vermittelte den pädagogischen Effekt. Und natürlich war unser Band viel zu kurz, um die ausgezackte Strecke zu markieren, die um die letzten, vorgeschobenen eingeschossigen Großbungalows und ihre Gärten gingen, dann um die aus guten Gründen nicht bebaubare Riedwiese selbst, und schließlich um die noch hoffnungsvoll auf Käufer wartenden Parzellen, die aber rar sind. Dramatisch war auch das sich ergebende vierfache Bild des „Landes“ jenseits der Bebauung: die Spontanvegetation der auf den Bauherrn wartenden Spekulationsparzellen, die unter Naturschutz stehende Vegetation der Riedwiese, die in der „Distelphase“ stekende Sukzession der in Brachflächen umgewandelten Ackerflächen und schließlich die künstliche Edelbrache des historischen Parks Wilhelmshöhe in Kassel. Irgendwo weiden Reitpferde, an provozierend ungeeigneter Stelle ist ein Tennisclub untergebracht, und die meisten Flächen gehören den Hundebesitzern auf ihrem täglichen Spaziergang durch die neue Brache.

Der Spaziergang zum Stadtrand dient auch der Kritik der plötzlich wieder auflebenden Grün-Großkonzepte. In einer Zeit, wo städtebaulich wenig zu machen ist, redet man plötzlich wieder von Grünschnitten und einem Grünring um die Stadt. Das angestrebte Ziel ist der Spaziergänger, der von seiner Wohnung zur nächsten Grünschnitte strebt, dort radial zum Stadtrand wandert und schließlich, aber es ist so lächerlich, daß man sich schämt, es niederzuschreiben, auf dem Grünring um die Stadt läuft oder radelt. – Aus der Praxis des Spaziergangs

ergeben sich die Gründe dafür, daß solche Planungen besser auf dem Papier bleiben als verwirklicht zu werden. Einmal entspricht es gar nicht dem geforderten Erlebnis des in seinen Sequenzen spannungsreich angelegten Spaziergangs, allmählich durch ein sich verstärkendes Grün uns dem Stadtrand nähern und dort schließlich ringförmig in einem Grüngürtel wandern. Genau diese sorgfältige Dosierung führt dazu, daß das Grün für den Spaziergänger unsichtbar wird. Demgegenüber schadet es dem Spaziergang nicht, sondern es verhilft ihm eben zu seiner Eindrücklichkeit, wenn er durch gegensätzliche Stadtteile führt: durch enge Gassen, zwischen öffentliche Bauten, schließlich durch Wohnquartiere und dann ins Grüne.

Das Grün des Stadtrandes selbst würde seine Eindrücklichkeit verlieren, wenn tatsächlich – was ja auch nicht zu erwarten ist – eine ringförmige Gestaltung und Begärtnerung stattfinden würde. Demgegenüber empfehlen wir das „Grün durch Fehlplanung“. Das Gebiet, in welchem durch Eingliederung in die Bauzone die Landwirtschaft vertrieben wurde, die Käufer aber noch nicht vollzählig gekommen sind, erreicht seine Vielfalt durch Fehlplanung und Fehlspekulation. Die mit Goldrauten und Brombeerstauden bewachsenen Gebiete verdanken wir alle diesen Phänomenen; lägen sie in der Zuständigkeit des Stadtgärtners, so wären hier Rasen, Pflasterungen und Grillplätze. Der Zustand der Fehlplanung ist auch, im Hinblick auf die Erhaltung des Artenreichtums der Pflanzen, ökologisch: Wie die kleinen Grünpflanzen im Urwald von Ort zu Ort wandern, und sich immer da ausbreiten können, wo durch Sturm oder Blitzschlag einige Bäume umstürzten und sich eine Lichtung bildete, so wandern unsere Stadtrandpflanzen über das Bauerwartungsland von einer

Baulücke zur anderen. Je höher sich die Konkurrenten den Grundstückspreis getrieben haben, desto länger dauert es, bis sich ein Bauherr wirklich festsetzt. So erleben wir auf den unterschiedlichen Grundstücken verschiedene Besitzzustände, ablesbar an den flachen Blattrosetten der neu eingesamten Disteln, die ein Jahr später hochwachsen und blühen, unter deren Schutz dann nach einiger Zeit die Brombeeren hochkommen und schließlich Büsche und sogar Bäume. Was gibt es Schöneres und Interessanteres zu sehen als eine solche, ständig wechselnde Vegetation?

Ziel der Spaziergänge ist es also, den stereotypen Bildern der Stadtplaner und Grünplaner die wirklichen Bilder des Stadtbewohners entgegenzusetzen. Diese Bilder, wir wiederholen uns, sind nur eindrücklich als Glieder von Sequenzen. Deshalb muß Grünplanung gerade nicht auf die Kontinuität der Schneisen und Ringe tendieren, sondern auf ihre Unterbrechung. Jedem bewohnten Stadtteil sollte ein kurzer Spaziergang zum Stadtrand oder zu einem innerstädtischen Freiraum zugeteilt sein, in bevorzugten Städten kann dieses ein Flußraum sein, dort aber sollte nicht nur gärtnerische Gestaltung, sondern auch das Spiel der Baulücken und des damit betriebenen Grundstückhandels für Abwechslung sorgen.

Wir möchten noch ein Beispiel geben einer Stadt, die Schwierigkeiten mit ihrem äußeren Rand hat, es ist Basel, wo an vielen Stellen der Stadtrand einen Grenzübertritt darstellt, die aber die Chance hat, den Flußraum des Rheines auf große Strecken im Stadttinnern zu beherbergen. Auch in Basel waren die Pedanten am Werk und schufen einen Grünzonenplan, der die einzelnen Quartiere durch Grünzüge voneinander abteilen sollte. Durch diese Grünzüge sollte man an den Stadtrand

gelangen. Die Aufgabe dieser Grünzüge ist paradox: Gleichzeitig sollen sie die Quartiere voneinander abtrennen und für die angrenzenden Quartiere Begegnungsorten sein, auf welchen man sich im Grünen aufhält oder sich nach außen ins Grüne bewegt. Zum Glück ist der Baugrund in Basel so knapp und die Stadt so dicht mit Bebauung besetzt, daß diese pedantische Planung auf dem Papier bleibt.

Vom Kopf auf die Füße wird die Planung durch ein spaziergangstheoretisches Konzept gestellt, welches die Bewohner der Quartiere jeweils zu einem Zentrum führt, das gleichzeitig ein charakteristisches Bild der Lage am Rhein ergibt. Ein Blick auf den Stadtplan von Basel zeigt, daß fast alle Quartiere, mit Ausnahme der ohnehin bevorzugten, die Möglichkeit haben, einen solchen Blick auf den Rhein zu erhaschen und auszubauen. Es ergäbe sich eine Kette von linksrheinisch sechs, rechtsrheinisch vier solcher „quartiereigener Rheinbilder“. Diese könnten, je nach Lage, mehr städtisch oder mehr gärtnerisch ausgestaltet werden, und ergäben innere Ziele für kurze Spaziergänge oder Gänge zum Spielplatz oder zum Treffen mit anderen Menschen.

Stadt-Kritik

Unser Unterricht, insofern er sich auf die Stadt bezieht, möchte sichtbar machen, was eigentlich allgemein zugänglich und sichtbar ist, aber offenbar vom Städter nicht mehr wahrgenommen wird. Die städtische Umwelt hat sich langsam, aber kontinuierlich verschlechtert. Mit jeder Maßnahme wird dem Stadtbewohner etwas weggenommen. Diese Wegnahme erfolgt aber immer im Jubelton des Geschenkes, nämlich der Schaffung größerer Sicherheit. Die allmähliche, scheinbar

Wegnahme einerseits, das glückhafte Versprechen von Sicherheit andererseits läßt das Erlebnis der Verschlechterung verschwimmen. An einer Stelle, an welcher man sich schon lange unsicher fühlte, wenn man die Straße überqueren wollte, erscheint plötzlich ein Zebrastreifen. Natürlich freue ich mich darüber, er schenkt mir ja Sicherheit. Auf einer Länge von 60 Metern darf ich nun die Straße nicht mehr frei überqueren – das ist die Wegnahme. Schließlich wird auch der Zebrastreifen nicht mehr als sicher empfunden, ein Rechtsabbieger überfuhr einen Fußgänger. Infolgedessen fühle ich mich wieder unsicher, und die Stadtverwaltung beglückt mich mit einer Ampelanlage. Natürlich fühle ich mich jetzt sicherer, die Wegnahme besteht natürlich darin, daß ich nun bis zu drei Minuten warten muß, um die Straße zu überqueren. Erscheine ich endlich auf der Straßenbahninsel, ist die Bahn längst weg.

Alle diese kleinen Verschlechterungen, die sich allerdings zu einer großen Qualitätsminderung addieren, erscheinen banal und uninteressant. Infolgedessen lassen sie sich auch nicht im seminarartigen Unterricht behandeln, man versichert sich dauernd gegenseitig, daß man gleicher Meinung ist, und langweilt sich. Unser spaziergangswissenschaftlicher Ansatz brachte mit seinem action-teaching wieder Farbe in das Problem. So ist zu hoffen, daß die Teilnehmer sich an ihre Wahrnehmungen erinnern, wenn sie einmal wirklich am amtlichen Schreib- oder Zeichentisch sitzen. Im folgenden seien einige dieser Spaziergangsaktionen beschrieben, wobei die Vergnüglichkeit des Erlebnisses natürlich nur in der Nachahmung bestehen könnte.

Eine umfangreiche Wegnahme von Stadtraum entsteht durch das Parkieren. Stadtboden, der pro Quadratmeter hunderte oder sogar tausende von Mark wert ist, kann

ohne weiteres von einem parkierten Auto in Anspruch genommen werden. Warum eigentlich nur von einem Auto? Ich könnte ja auch meinen Kleiderschrank, meinen Kochherd oder meinen Schreibtisch vor meinem Haus auf der Straße aufstellen. Dieser Gedanke, seinen Schreibtisch auf der Straße aufstellen, verwirklichte unser Seminar eines morgens in der Neuen Fahrt, einer der Anlieferstraßen der Kasseler Fußgängerzone. Am Abend vorher hatten wir Tische und Stühle für 30 Teilnehmer in einem Parkhaus an der Neuen Fahrt untergebracht. Um 8.00 Uhr stellten wir sie auf die Straße, und zwar so, daß sie gerade den Parkraum mit Zu- und Abfahrt für einen größeren Lieferwagen in Anspruch nahmen. Dort saßen wir und diskutierten während zwei Stunden über den Stadtverkehr. Da die Aktion keine Provokation der Behörden sein sollte, sondern vielmehr des Publikums, hatten wir sie ganz ordentlich angemeldet. Infolgedessen war der Professor verpflichtet, während der ganzen Dauer des Geschehens eine weiß und rot karierte Fahne zu schwenken. Frage: Weshalb müssen das die Besitzer parkierter Autos nicht? Zu beobachten war lediglich die Reaktion des Publikums. Sie beschränkt sich allerdings auf die üblichen Ausdrucksgesten der Autofahrer: Hupen, Kopfschütteln, Finger an die Stirn halten und gefährlich nahes Vorbeifahren. Recht hat jeder von ihnen ohnehin, und die Neugierde ist gleich Null.

Die Studenten und Studentinnen sind wohl alle auch Autofahrer. Infolgedessen ist ihnen der Blick aus der Windschutzscheibe nicht fremd. Eine weitere Aktion ging dahin, diesen Blick aus der Windschutzscheibe so zu verfremden, daß der Autofahrer nicht mehr von seinem Auto geschützt ist. Aus durchsichtigen Folien besorgten wir uns tragbare Windschutzscheiben und marschierten in Zweierkolonne – in Fahrbahnbreite – ein

Stück auf einer Einfallstraße, der Frankfurter Straße am Weinberg. Es ist dies ein Straßenstück, das nicht von einem Bürgersteig begleitet ist, auf welchen man ausweichen konnte, sondern von einer Mauer. Das Erlebnis läßt sich schwer beschreiben, die Sicherheit des Autofahrers ist dahin, die Gefahr wird unmittelbar. Auch hier hatten wir uns übrigens insofern keiner realen Gefahr ausgesetzt, als hinter unserer Kolonne ein Polizeiwagen herfuhr. Um so eindrücklicher war es, daß die Wahrnehmung der Gefahr so erheblich stark war.

Ein weiterer Spaziergang befaßte sich mit der Thematik der innerstädtischen Höfe. Was befindet sich zwischen zwei innerstädtischen Geschäftsstraßen, etwa in Kassel zwischen Königsstraße und Neuer Fahrt, oder zwischen Königsstraße und Karlsstraße oder Oberer Gasse? Der Straßenabstand entspricht jeweils mindestens zwei normalen Gebäude-Bautiefen plus einem Hof. – In südeuropäischen Städten, auch noch in einigen Altstädten Deutschlands, sind diese Höfe belebt, werden zu Gewerbe- oder Geschäftszwecken genutzt und sind überdies für das Publikum offen. Dem einkaufenden Publikum bieten sie einerseits Waren und Dienstleistungen an, andererseits Durchgänge, Abkürzungen. Schon bei der Vorbereitung des Spaziergangs hatte sich ergeben, daß diese Höfe in Kassel großenteils nur einen geöffneten Ausgang haben und überdies ausparkiert sind. Das wertvolle innerstädtische Gelände dient also dazu, den Wagen eines Geschäftsinhabers, der um 8.00 Uhr einfährt und um 19.00 Uhr wegfährt, darin aufzustellen. Einige offenbar sehr wichtige Anbieter von Dienstleistungen haben sich eigene Zufahrten durch die Höfe bis in das erste oder zweite Obergeschoß bauen lassen, so daß sie ihren Wagen vor ihrer Zahnarzt- oder Anwaltspraxis aufstellen können. Ein System von verschließba-

ren Gittern besorgt dann die Verteilung über die Rampen. Was uns ärgerte: Einerseits verbauen diese Parkplätze und ihre zugehörigen Gitter und Rampen genau die Flächen, die in der Kasseler Innenstadt für die kleinen und weniger rentablen Anbieter und Dienstleistungen fehlen. Überdies würden diese Höfe, wären sie mit solchen Geschäften und Dienstleistungen besetzt, belebte Durchgänge eröffnen, die auch durch die Selbstkontrolle der Geschäftsinhaber und des Publikums bewacht wären und deshalb das Verschließen überflüssig machen würden. An manchen Stellen ist der entscheidende Durchgang durch eine einzige Türe verschlossen; eine solche Tür, (wenn jemand sie besichtigen will) befindet sich beispielsweise neben einem Geschäft am Friedrichsplatz und führt – oder würde führen – in den Innenhof zwischen Königsstraße und Karlsstraße. An solche Türen klebten wir einen vorbereiteten Aufkleber „die Maus will durch“.

Weitere Spaziergänge betrafen den Lärm und die nächtliche Beleuchtung. An lärmintensiven Orten, Verkehrslärm von Motorfahrzeugen oder von Bahnen, Industrielärm, unregelmäßiger, gesellschaftlich erzeugter Lärm oder Musik, wurde unter Benützung des Dezibel-Meßgerätes festgestellt, daß die Lärmqualität wohl ebenso wichtig ist wie die Lautstärke. Lärm kann mehr oder weniger Information transportieren, und es ist nicht zuletzt der Informationsgehalt, welcher die Störung hervorruft. Offensichtlich werden relativ hohe, aber informationsarme Lärmquellen „ertragen“, etwa die Nähe einer ständig befahrenen Autobahn, während andere „auf die Nerven gehen“, also etwa die Nachbarschaft eines Musikstudenten. Inwieweit hohe Dezibelzahlen objektive Schädigungen erzeugen, kann natürlich auf einem Spaziergang nicht festgestellt werden.

An Licht wird in den heutigen Städten nicht gespart. Der Spaziergänger kann aber erfahren, daß große Lichtmengen nutzlos eingesetzt sind. Die Gefühle nächtlicher Unsicherheit werden nicht dadurch beseitigt, daß häßliche Fassaden taghell angestrahlt werden; das Licht müßte sich viel stärker auf die Straße selbst konzentrieren. Überdies ist Beleuchtung relativ; sie steht in Konkurrenz zu anderen, privaten städtischen Lichtern, und wo sich dieser Wettlauf um Helligkeit hochschaukelt, verliert die Beleuchtung ihre Wirkung. Der nächtliche Spaziergang und die dabei geführten Gespräche zeigten, daß die Diskussion über die nächtliche Sicherheit des Fußgängers nicht auf ein Beleuchtungsproblem reduziert werden darf.

Bedeutungsvolle Orte

Auf den Spaziergängen ergab sich immer die Diskussion darüber, ob Kassel in Folge seiner Zerstörung 1943 seine „bedeutungsvollen Orte“ verloren habe. Unter bedeutungsvollen Orten wären nicht oder nicht nur bedeutende Gebäude zu verstehen, auch einfache Orte, an welchen die kollektive Erinnerung feststellt, daß vor Zeiten ein Ereignis stattgefunden hat, oder auch, daß sich hier die Öffentlichkeit betreffende Dinge abspielen. Diskutiert wurde über die bedeutungsvollen Orte, die Hoffmann-Axthelm der Stadt vorschlägt, und die im wesentlichen alte, verschwundene Gebäude ersetzen und damit sehr direkt, ohne die Vermittlung von Interpretationen, auf den Betrachter wirken, schon dadurch, daß sie im Wege stehen. Umstritten blieb in unseren Gesprächen, ob die bloße Bezogenheit auf den Ort schon Geschichte vermittele, oder anders ausgedrückt, ob es denn so ungeheuer bedeutungsvoll sei, daß genau unter der

Straßenbahnschiene am Altmarkt das ursprünglichste Kasseler Rathaus liegt, oder daß genau in der Straßenmitte des Steinwegs ein Eckturm des Kastells stand.

Das andere Extrem bedeutungsvoller Stadtplanung ist immer noch das Modell „Dunfermline“ von Sir Patrick Geddes. Das Modell von Geddes ist unseren Ansätzen näher, denn einmal geht es bei ihm nicht um Geschichte, sondern um Geschichten, und zum zweiten nicht um Orte, sondern um Gänge. Dunfermline wird bei Sir Patrick dadurch bedeutungsvoll, daß die Wege, insbesondere der Schulkinder, Sequenzen von Bedeutungen aufbauen, etwa vom Handwerk über die Industrie zum Handel und dann zum Rathaus. Oder vom Wohngebiet durch die Gärten über den Markt und zu den (damaligen) Arbeitsplätzen für Frauen. Das Modell Dunfermline würde es verdienen, nochmals genauer aufgearbeitet zu werden.

Nach der Formel: bedeutungsvolle Orte sind Geschichten – ersannen wir uns mit den Studenten kleine Szenen, die in den Straßen Kassels hätten stattfinden können. Diese Szenen spielten wir dann an Orten, wo sie hätten stattfinden können. Solche Szenen waren: Der Astronom Jobst Bürgi wird vom Landgrafen nach Kassel geholt, um die notwendige Tiefe der neuen Befestigungen unter ballistischen Gesichtspunkten zu berechnen. Die Bevölkerung interessiert sich aber vor allem für den Astrologen Bürgi und bittet ihn, Horoskope zu stellen. Unsere Gruppe stellt sich also am „Stern“ auf und beginnt, sich gegenseitig die Zukunft vorauszusagen.

Bekanntlich haben die Brüder Grimm einmal die Frau Viehmann aus Niederrhein kommen lassen, um ihnen alte Märchen zu erzählen. Im Arbeitszimmer der Brüder Grimm aber blieb Frau Viehmann stumm wie ein Fisch, und sie erklärte nachher, sie habe diesen vornehmen

Herren doch keine Kindergeschichten erzählen können.

Diese Szene spielten wir natürlich bei den Torwart-häusern am Grimmplatz, wobei die zeitbezogene Pointe darin liegen sollte, daß die von Niederrhein herkommende Frau Viehmann infolge des heutigen Straßenverkehrs gar nicht zum Grimmschen Torwarthaus gelangt. Riesiges Gaudi erzeugt die Tatsache, daß, als unser Seminar am Grimmplatz eintraf, der Verkehr auf der Wilhelmshöher Allee gleich Null war und Frau Viehmann in aller Ruhe, mit dem schweren Schritt alternder Bäuerinnen, weit abseits des Fußgängerstreifens über die Straße zog. – Am Theaterplatz über der Karlswiese spielten wir eine Szene aus der neuesten deutschen Geschichte: Die Bevölkerung von Kassel beobachtet, wie sich Willy Brandt und Willi Stoph, beide in Helikoptern herfliegend, auf der Karlswiese begegnen. Mangels Helikoptern konnte diese Szene allerdings nur durch akustische Simulation ins Gedächtnis gerufen werden. Sinn dieser Aktionen war, uns ins Bewußtsein zu rufen, daß auch eine zerstörte und einigermaßen geschichtslos wieder aufgebaute Stadt voller Geschichte in Form von Geschichten ist. Zweifellos spielt dabei auch der Ort eine Rolle, wichtiger aber ist es, daß die Geschichten selbst wieder ins Bewußtsein gehoben werden. Bei der Verwirklichung also müssen Lösungen gesucht werden, welche auf eine erzählende Weise die Vergangenheit wieder aufleben lassen, weder durch das Hoffmann-Axthelmsche Rezept des Wiederaufbaus von bloßen Kuben, noch durch das beliebte Anbringen von Gedenktafeln. Wie das im einzelnen geschehen soll, dafür gibt es keine Rezepte: jeder Fall ist ein besonderer.

Was entdecken Entdecker? (1987)

Was entdecken Entdecker? – Diese Frage entstand in einem Seminar, in welchem Texte über Landschaft gelesen wurden. Dichter und Reisende beschreiben von ihnen besuchte Gegenden – aber was sahen sie dort? Und übermitteln sie dem Leser das, was dort an Besonderem ist, oder nur, was ohnehin das Repertoire der Literaturgattung Landschaftsbeschreibung ausmacht: liebliche Auen, schroffe Schluchten, ferne Gebirgsketten?

Und wenn Landschaft in dieser Weise literarisch vorgeprägt ist, was sehen dann Entdecker? Was berichten Linné aus Grönland, Bougainville, La Perouse und Humboldt aus Amerika und aus der Südsee? Einige dieser Seefahrer müssen ihre Schwäche gespürt haben; sie ließen sich von Malern und Schriftstellern begleiten. Aber auch die Bildchen von Hodges und die Texte Adalbert von Chamisso vermitteln kaum die Neuigkeit der Neuen Welt in der Weise, daß wir denken, wir müßten auch auf diese Inseln fahren. – Aber vielleicht ist das Neue auch zu Hause, so sagte sich die Kasseler Studentengruppe, und beschloß, die Texte Georg Forsters, des Begleiters von Captain Cook, über Tahiti an einem Gelände in Kassel auszuforschen. Stimmen die Beschreibungen der paradiesischen Insel vielleicht auch auf einen von der Bundeswehr verlassenen Panzerübungsplatz?

Man sieht, was man sehen lernte

Landschaft wahrzunehmen muß gelernt sein. Das gilt sowohl historisch wie individuell. Unser Kulturkreis wurde befähigt, Landschaft wahrzunehmen, weil die römischen Dichter, weil die Maler der Spätrenaissance,

19 Michel de Certeau Praktiken im Raum

Die Wiederkehr der Praktiken

Die Konzept-Stadt verfällt.¹ Bedeutet das, daß die Krankheit, unter der die Ratio, die sie geschaffen hat, und ihre professionellen Vertreter leiden, auch die städtischen Bevölkerungen befallen hat? Vielleicht verfallen die Städte zugleich mit den Prozeduren, die sie organisiert haben. Aber man muß unseren Analysen mißtrauen. Die Diener des Wissens haben schon immer befürchtet, daß das Universum von Veränderungen bedroht wird, die ihre Ideologien und ihre Stellungen erschüttern. Sie verwandeln das Unglück ihrer Theorien in Unglückstheorien. Wenn sie ihre Irrtümer zu ›Katastrophen‹ machen, wenn sie das Volk in die ›Panik‹ ihrer Diskurse einschließen wollen, müssen sie dann, fragen wir abermals, recht haben?

Anstatt sich an einen Diskurs zu klammern, der sein Privileg aufrechterhält, indem er seinen Inhalt ins Gegenteil verkehrt (also von Katastrophe spricht und nicht mehr von Fortschritt), kann man einen anderen Weg einschlagen: man kann die mikrobienhaften, einzigartigen und vielfältigen Praktiken untersuchen, die ein urbanistisches System regeln oder unterdrücken muß und die seinen Untergang überleben; man kann die Zunahme jener Handlungsweisen verfolgen, die sich – weit davon entfernt, von der panoptischen Verwaltung kontrolliert oder eliminiert zu werden – in einer wuchernden Gesetzwidrigkeit verstärkt und entwickelt haben und dabei in die Netze der Überwachung eingesickert sind, indem sie sich durch nicht lesbare, aber stabile Taktiken derartig miteinander verbunden haben, daß sie zu alltäglichem Ablauf und unauffälliger Kreativität geworden sind, welche bloß von den heute kopflosen

¹ [Anm. d. Hg.] Beim Beginn des gewählten Textauszugs handelt es sich um den Theorie-Abschnitt des 7. Kapitels: »Gehen in der Stadt«, das der Kontrollphantasie der Städteplaner (emblematisch ausgedrückt durch den Blick vom Dach des New Yorker »World Trade Center«) die Raumpraxis der *Wandersmänner* (im Orig. deutsch) gegenüberstellt, die den Raum buchstäblich »von unten« erfahren.

Dispositiven und Diskursen der überwachenden Organisation verborgen werden.

Dieser Weg könnte als eine Fortsetzung oder auch als ein Gegenstück zu Foucaults Analyse der Machtstrukturen verstanden werden. Er verlegte den Schwerpunkt der Analyse auf die Dispositive und technischen Prozeduren, die »kleineren Instrumentalitäten«, die ausschließlich durch die Organisation von »Details« dazu in der Lage sind, die menschliche Vielfältigkeit in eine »Disziplinar«-Gesellschaft zu verwandeln und alle Abweichungen in den Bereichen der Lehre, des Gesundheitswesens, der Justiz, der Armee oder der Arbeit zu verwalten, zu differenzieren, zu klassifizieren und zu hierarchisieren.² »Diese oft winzigen Listen der Disziplin«, »kleine, aber unfehlbare« Maschinerien, beziehen ihre Wirksamkeit aus dem Verhältnis zwischen den Prozeduren und dem Raum, den sie neu aufteilen, um ihn zu einem »Operator« zu machen. Aber welche *Umgangsweisen mit dem Raum* [*pratiques de l'espace*] entsprechen diesen einen disziplinären Raum erzeugenden Apparaten, wenn man (mit der) Disziplin spielt? Bei dem gegenwärtigen Widerspruch zwischen dem Modus einer kollektiven Verwaltung und dem individuellen Modus einer Wiederaneignung ist diese Frage gerade dann wichtig, wenn man davon ausgeht, daß die Umgangsweisen mit dem Raum tatsächlich die determinierenden Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens schaffen. Ich möchte einige dieser – vielgestaltigen, resistenten, listigen und hartnäckigen – Vorgehensweisen verfolgen, die der Disziplin entkommen, ohne jedoch ihren Einflußbereich zu verlassen, und die zu einer Theorie der Alltagspraktiken, des Erfahrungsraumes und der *unheimlichen Vertrautheit* mit der Stadt führen müßten. [...]³

2 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

3 [Anm. d. Hg.] Ausgelassen sind hier das kurze 8. Kapitel »Schiff und Kerker« sowie der Auftakt des 9. Kapitels: »Berichte von Räumen«, dem die folgenden Textpassagen angehören. In diesem Auftakt erläutert Certeau sein sprach- bzw. handlungstheoretisches Konzept des Raums am Beispiel des griechischen Ausdrucks für öffentliche Transportmittel (*metaphorai*) – die Transportmitteln zukommende Funktion der Raumorganisation weist er (unter Freilegung des räumlichen, d. h. »über-tragenden« *proprium* des Begriffs »Metapher«) jeglicher Erzählung von der Bewegung im Raum zu.

»Räume« und »Orte«

Zum Beginn unterscheidet ich zwischen Raum [*espace*] und Ort [*lieu*], um den Untersuchungsbereich einzugrenzen. Ein *Ort* ist die Ordnung (egal, welcher Art), nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. Damit wird also die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sich zwei Dinge an derselben Stelle befinden. Hier gilt das Gesetz des »Eigenen«: die einen Elemente werden *neben* den anderen gesehen, jedes befindet sich in einem »eigenen« und abgetrennten Bereich, den es definiert. Ein *Ort* ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten. Er enthält einen Hinweis auf eine mögliche Stabilität.

Ein *Raum* entsteht, wenn man Richtungsvektoren, Geschwindigkeitsgrößen und die Variabilität der Zeit in Verbindung bringt. Der *Raum* ist ein Geflecht von beweglichen Elementen. Er ist gewissermaßen von der Gesamtheit der Bewegungen erfüllt, die sich in ihm entfalten. Er ist also ein Resultat von Aktivitäten, die ihm eine Richtung geben, ihn verzeitlichen und ihn dahin bringen, als eine mehrdeutige Einheit von Konfliktprogrammen und vertraglichen Übereinkünften zu funktionieren. Im Verhältnis zum *Ort* wäre der *Raum* ein *Wort*, das ausgesprochen wird, das heißt, von der Ambiguität einer Realisierung ergriffen und in einen Ausdruck verwandelt wird, der sich auf viele verschiedene Konventionen bezieht; er wird als Akt einer Präsenz (oder einer Zeit) gesetzt und durch die Transformationen verändert, die sich aus den aufeinanderfolgenden Kontexten ergeben. Im Gegensatz zum *Ort* gibt es also weder eine Eindeutigkeit noch die Stabilität von etwas »Eigenem«.

Insgesamt *ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht*. So wird zum Beispiel die Straße, die der Urbanismus geometrisch festlegt, durch die Gehenden in einen *Raum* verwandelt. Ebenso ist die Lektüre ein *Raum*, der durch den praktischen Umgang mit einem *Ort* entsteht, den ein Zeichensystem – etwas Geschriebenes – bildet.

Bereits Merleau-Ponty unterschied einen »geometrischen« *Raum* (eine »homogene und isotrope Räumlichkeit«, die analog zu unserem »Ort« ist) von einer anderen »Räumlichkeit«, die er als einen »anthropologischen *Raum*« bezeichnete. Diese Unterscheidung ergab sich aus einer anderen Problemstellung, bei der es darum ging, die »geometrische« Eindeutigkeit von der Erfahrung eines »Außen« zu trennen, die in Form des Raumes vorgegeben ist und für die »der

Raum existenziell« und »die Existenz räumlich« ist. Diese Erfahrung ist das Verhältnis zur Welt; im Traum und in der Wahrnehmung (und sozusagen vor ihrer Unterscheidung) drückt sie »dieselbe wesenhafte Struktur unseres Seins als Sein im Verhältnis zu einer Umgebung« aus – ein Sein, das durch ein Begehren gesetzt ist, das untrennbar von einer »Richtung der Existenz« ist und das in den Raum einer Landschaft versetzt worden ist. Aus dieser Sicht »gibt es ebensoviele Räume wie unterschiedliche Raumerfahrungen«. ⁴ Diese Sichtweise wird durch eine »Phänomenologie« des Zur-Welt-Seins bestimmt.

Untersucht man Alltagspraktiken, die diese Erfahrung artikulieren, wird der Gegensatz zwischen »Ort« und »Raum« – etwa in Erzählungen – eher auf zweierlei Bestimmungen zurückführen: einmal durch die Objekte, die letztlich auf das *Dasein* von etwas Totem, auf das Gesetz eines »Ortes« reduziert werden könnten (vom Kieselstein bis zum Leichnam scheint im Abendland ein Ort immer durch einen reglosen Körper begründet zu werden und die Gestalt eines Grabes anzunehmen); und zum anderen durch die *Handlungen*, die – an einem Stein, einem Baum oder einem menschlichen Wesen vorgenommen – die »Räume« durch die Aktionen von historischen *Subjekten* abstecken (die Erzeugung eines Raumes scheint immer durch eine Bewegung bedingt zu sein, die ihn mit einer Geschichte verbindet). Zwischen diesen beiden Bestimmungen gibt es Übergänge, wie zum Beispiel die Tötung (oder Verbannung) von Helden, die Grenzen überschreiten und die, da sie schuldig sind, gegen das Gesetz des Ortes verstoßen zu haben, durch ihr Grab zur Wiederherstellung des Gesetzes beitragen; oder auch, im Gegensatz dazu, das Erwachen von unbewegten Gegenständen (ein Tisch, ein Wald, eine Person aus der Umgebung), die durch das Aufgeben ihrer Stabilität den Ort verändern, an dem sie in der Fremdheit ihres eigenen Raumes geruht haben.

Die Erzählungen führen also eine Arbeit aus, die unaufhörlich Orte in Räume und Räume in Orte verwandelt. Sie organisieren auch das Spiel der wechselnden Beziehungen, die die einen zu den anderen haben. Diese Spiele sind sehr zahlreich. Sie reichen von der Errichtung einer unbeweglichen und quasi mineralogischen Ord-

⁴ Maurice Merleau-Ponty, *Phänomenologie und Wahrnehmung*, unveränderter foto-mechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1966, Berlin: de Gruyter 1974, S. 284-346.

nung (nichts bewegt sich hier, außer dem Diskurs selber, der wie beim *travelling* das Panorama durchläuft), bis zur beschleunigten Aufeinanderfolge von Handlungen, die die Räume vervielfältigen (wie im Kriminalroman oder in bestimmten Volksmärchen, aber dieser Rausch der Raumbildung bleibt dennoch durch den Ort des Textes begrenzt). Es wäre möglich, von all diesen Erzählungen eine Typologie zu erstellen, um Orte zu identifizieren und Räume zu aktualisieren. Aber um die Arten und Weisen zu beschreiben, in denen sich all diese verschiedenen Operationen kombinieren, braucht man Kriterien und Untersuchungskategorien – eine Notwendigkeit, die zu den einfachsten Reiseberichten zurückführt.

Wegstrecken und Karten

Die mündlichen Ortsbeschreibungen, die Erzählungen von Wohnräumen und die Berichte über die Straße sind ein erstes und sehr umfangreiches Material. In einer sehr genauen Untersuchung der Beschreibungen von New Yorker Appartements durch ihre Bewohner haben C. Linde und W. Labov zwei Typen ausfindig gemacht, die sie zum einen als »Karte« [*map*] und zum anderen als »Wegstrecke« [*tour*] ⁵ bezeichnet haben. Der erste Typus ist folgender Art: »Neben der Küche ist das Mädchenzimmer.« Der zweite: »Du wendest dich nach rechts und kommst ins Wohnzimmer.« In dem New Yorker Material gehörten nur drei Prozent zum Typus der »Karte«. Der ganze Rest, also beinahe alles, gehörte zum Typus der »Wegstrecke«: »Dann gehst du durch eine kleine Tür«, etc. Diese Beschreibungen bestehen hauptsächlich aus *Handlungs*-Anweisungen und zeigen, »wie man jedes Zimmer findet«. Zum zweiten Typus merken die Autoren an, daß ein Rundgang oder »eine Wegstrecke« ein *speech-act* (ein Äußerungsakt) ist, der »eine minimale Reihe von Pfaden angibt, auf denen man in jedes Zimmer gelangt«; und daß der »Pfad« [*path*] aus einer Reihe von Einheiten besteht, die entweder die Form von »statischen« (»nach rechts«, »vor Ihnen« etc.) oder

⁵ [Anm. d. Hg.] Die vom Übersetzer gewählte Übertragung von *parcours* als »Wegstrecke« rechtfertigt sich insofern, als sie die Unterscheidung zwischen dem gebauten Weg, Pfad etc. und dem von einer Person zurückgelegten Weg erlaubt. Sie ist allerdings insofern missverständlich, als die »Strecke« eine Konnotation der Messbarkeit beinhaltet, die nach Certeau der »Karte« vorbehalten ist.

von »mobilen« (»wenn Sie sich nach links wenden« etc.) Vektoren haben.⁶

Anders gesagt, die Beschreibung schwankt zwischen den Alternativen: entweder *sehen* (das Erkennen einer Ordnung der Orte) oder *gehen* (raumbildende Handlungen). Entweder bietet sie ein *Bild* an (»es gibt« ...) oder sie schreibt *Bewegungen* vor (»du trittst ein, du durchquerst, du wendest dich« ...). Von diesen beiden Möglichkeiten haben die New Yorker Erzähler massiv die zweite bevorzugt.

Ich lasse hiermit die Studie von Linde und Labov beiseite (sie ist hauptsächlich auf Interaktionsregeln und gesellschaftliche Konventionen gerichtet, denen die »natürliche Sprache« gehorcht, also auf ein Problem, auf das wir später zu sprechen kommen⁷) und möchte mit Hilfe dieser New Yorker – und anderer, ähnlicher⁸ – Erzählungen versuchen, die Beziehungen zwischen den Indikatoren der »Wegstrecke« und der »Karte« dort genauer zu bestimmen, wo sie in ein und derselben Beschreibung gemeinsam vorkommen. Worin besteht der Zusammenhang zwischen dem *Tun* und dem *Sehen* in der Alltagssprache, in der das erste so offensichtlich vorherrschend ist? Auf der Grundlage dieser alltäglichen Erzählweisen richtet sich die Frage schließlich auf das Verhältnis zwischen der Wegstrecke (eine diskursive Reihe von Handlungen) und der Karte (eine totalisierende Planierung der Beobachtungen), das heißt zwischen den beiden, den symbolischen und anthropologischen Sprachen des Raumes. Zwei Erfahrungspole. Es hat den Anschein, daß man sich beim Übergang von der »alltäglichen« Kultur zum wissenschaftlichen Diskurs vom einen zum anderen bewegt.

Bei den Beschreibungen von Wohnungen oder Straßen überwie-

6 Charlotte Linde/William Labov, »Spatial Networks as a Site for the Study of Language and Thought«, in: *Language* 51 (1975), S. 924–939. Über das Verhältnis des *Tuns* zum *Raum* vgl. auch die Gruppe 107 (M. Hamahd u. a.), *Sémiotique de l'espace*, Paris: DGRST 1973, S. 28 f.

7 [Anm. d. Hg.] Tatsächlich führt Certeau seinen Bezug auf die *Ordinary language philosophy* und auf Wittgensteins Überlegungen zum Sprachspiel vor allem im ersten Kapitel: »Die Umgangssprache: Ein Gemeinplatz« [»Un lieu commun: Le langage ordinaire«] aus.

8 Vgl. u. a. Catherine Bidou/Francis Ho Tham Kouie, *Le vécu des habitants dans leur logement à travers soixante entretiens libres*, Paris: CEREBE 1974; Alain Médam/Jean-François Augoyard, *Situations d'habitat et façons d'habiter*, Paris: École spéciale d'architecture 1976.

gen die Umgangsweisen mit dem Raum (oder »Wegstrecken«). Meist bestimmt diese Form der Beschreibung den ganzen Stil der Erzählung. Wenn die andere Form auftritt, wird sie von der ersten *bedingt* oder *vorausgesetzt*. Beispiele von Wegstrecken, die eine Karte bedingen: »Wenn du dich nach rechts wendest, gibt es ...« oder, in einer ähnliche Formulierung: »Wenn du geradeaus gehst, siehst du ...« In beiden Fällen erlaubt ein *Tun* ein *Sehen*. Aber es gibt auch den Fall, wo eine Wegstrecke eine Ortsangabe voraussetzt: »Dort ist eine Tür, du nimmst dann die nächste« – ein Element der Karte ist die Voraussetzung für eine Route. Das narrative Gewebe, in dem die Deskriptoren von Routen überwiegen, wird also von Deskriptoren vom Typus Karte punktuell unterbrochen, deren Aufgabe es ist, entweder auf eine *Wirkung* hinzuweisen, die durch Wegstrecken erreicht wird (»du siehst«), oder auf eine *Gegebenheit*, die als Grenze (»dort ist eine Mauer«), beziehungsweise als Möglichkeit postuliert wird (»dort ist eine Tür«), oder auf eine Verpflichtung (»das ist eine Einbahnstraße«), etc. Die Kette von raumschaffenden Handlungen scheint also mit Bezugspunkten markiert zu sein, die auf das hinweisen, was sie produziert (eine Vorstellung von Orten) oder was sie beinhaltet (eine lokale Ordnung). Somit hat man also die Struktur des Reiseberichtes: die Geschichten von Wanderungen oder von Gebärden werden durch die »Zitierung« von Orten markiert, die sich daraus ergeben oder die sie autorisieren.

Durch diesen Umweg kann man nun die Kombination von »Wegstrecken« und »Karten« in den Alltagserzählungen mit der Art und Weise vergleichen, in der sie sich seit fünf Jahrhunderten in den literarischen und wissenschaftlichen Darstellungen des Raumes verschachtelt und später dann geschieden haben. Insbesondere wenn man die »Karte« in ihrer heutigen geographischen Form nimmt, hat es den Anschein, daß sie sich im Verlaufe der Periode, die durch die Geburt des modernen wissenschaftlichen Diskurses gekennzeichnet ist (15.–17. Jahrhundert), langsam von den Routen abgelöst hat, die die Bedingung ihrer Möglichkeit waren. Die ersten mittelalterlichen Karten enthielten nur geradlinige Verläufe von Wegstrecken (Handlungsanweisungen, die vor allem Pilgerreisen betrafen), unter Erwähnung der zurückzulegenden Etappen (Städte, wo man vorbeigehen, anhalten, verweilen oder beten sollte) und der Entfernungsangabe in Tagen oder Stunden,

d. h. in Gehzeiten.⁹ Jede von ihnen ist ein Memorandum, das Handlungen vorschreibt. Dabei dominiert die zurückzulegende Wegstrecke. Sie umfaßt die Elemente der Karte, etwa so wie die Beschreibung eines zurückzulegenden Weges heute von einer flüchtigen Skizze begleitet wird, die bereits auf dem Papier, durch die Zitierung von Orten, Tanzschritte durch die Stadt vorzeichnet: »zwanzig Schritte geradeaus, dann links abbiegen, dann noch vierzig Schritte...« Die Skizze enthält die Praktiken, die den Raum gliedern, so wie die Pläne von städtischen Routen, diese Künste der Gebärden und Erzählungen der Schritte, die den Japanern als »Adressenhefte«¹⁰ dienen, oder wie die bewundernswerte aztekische Karte (15. Jahrhundert), die den Auszug der Totomihuacas mit einer Linie beschreibt, die keine Nachzeichnung einer »Straße« ist (es gab keine), sondern ein »Wegtagebuch« – eine Linie, die durch Fußabdrücke in regelmäßigen Abständen und durch bildliche Darstellungen der im Verlaufe der Reise vorgekommenen Ereignisse (Pausen, Kämpfe, Fluß- oder Gebirgsüberquerungen etc.) gegliedert wird: keine »geographische Karte«, sondern ein »Geschichtsbuch«.¹¹

Vom 15. bis zum 17. Jahrhundert verselbständigt sich die Karte. Zweifellos hat die Verbreitung von »narrativen« Figuren, mit denen die Karte lange Zeit geschmückt war (Schiffe, Tiere und Personen aller Art), immer noch die Aufgabe, auf kriegerische, bauliche, politische oder geschäftliche Aktivitäten, die die Herstellung eines geographischen Planes möglich machen, während der Reise hinzuweisen.¹² Weit davon entfernt, »Illustrationen« oder bildliche Kommentare zu sein, bezeichnen diese Abbildungen wie die Bruchstücke von Erzählungen auf der Karte die historischen Aktivitäten,

9 Vgl. u. a. George H. T. Kimble, *Geography in the Middle Ages*, London: Methuen 1938.

10 Roland Barthes, *Das Reich der Zeichen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 51-55.

11 Diese Karte wurde reproduziert und analysiert von Pierre Janet, *L'évolution de la mémoire et la notion du temps*, Paris: A. Chahine 1928, S. 284-287. Das Original befindet sich in Cuauhtinchan, Puebla, Mexiko.

12 Z. B. Louis Marin, *Utopiques: jeux d'espace*, Paris: Minuit 1973, S. 257-290 [Kap. »Le portrait de la ville dans ses utopiques«] über das Verhältnis von Figuren (ein »Diskurs-Parcours«) und Karte (ein »System-Text«) in drei Stadtdarstellungen aus dem 17. Jahrhundert – das Verhältnis zwischen einem »narrativen« und einem »geometrischen« Element.

aus denen sie hervorgegangen ist. Das auf das Meer gemalte Segelschiff verweist demzufolge auf die See-Expedition, die die Darstellung der Küsten ermöglicht hat. Es ist damit einem Deskriptoren vom Typus »Wegstrecke« gleichzusetzen. Aber die Karte siegt immer mehr über die Abbildungen; sie kolonisiert ihren Raum; sie eliminiert nach und nach die bildlichen Darstellungen derjenigen Praktiken, die sie hervorgebracht haben. Die Karte, die durch die euklidische und später die darstellende Geometrie transformiert und als eine Gesamtformel von abstrakten Orten angefertigt wurde, ist ein »Theater« (so nannte man die Atlanten), in dem ein und dasselbe Projektionssystem dennoch zwei völlig verschiedene Elemente nebeneinanderstellt: die von der Tradition überlieferten Gegebenheiten (die *Geographie* des Ptolemäus zum Beispiel) und diejenigen, die von den Seefahrern stammten (die mittelalterlichen Portulane zum Beispiel). Die Karte bringt also auf derselben Ebene heterogene Orte zusammen, die einmal von einer Tradition *übernommen* und ein andermal durch Beobachtungen *erzeugt* werden. Wesentlich ist dabei die Beseitigung der Routen, die, indem sie das eine voraussetzen und das andere bedingen, tatsächlich den Übergang vom einen zum anderen sichern. Die Karte, dieser Gesamt-Schauplatz, auf dem die ursprünglich disparaten Elemente vereint sind, um ein Bild vom »Stand« des geographischen Wissens zu geben, verbirgt mit ihren Voraussetzungen und Folgen, wie hinter den Kulissen des Theaters, diejenigen Handlungen, deren Ergebnis oder deren künftige Möglichkeit sie ist. Sie allein bleibt übrig. Die Deskriptoren von Wegstrecken sind verschwunden.

Die in den Erzählungen erkennbare Organisation des Raumes der Alltagskultur wird also durch eine Arbeit auf den Kopf gestellt, die ein System von geographischen Orten herausgelöst hat. Der Unterschied zwischen den beiden Beschreibungsformen liegt offensichtlich nicht in dem Vorhandensein oder Fehlen von Praktiken begründet (sie sind überall am Werk), sondern in der Tatsache, daß die Karten, die einen eigenen Ort bilden, an dem die *Produkte* des Wissens *ausgestellt* sind, Schaubilder mit *lesbaren* Resultaten bilden. Die *Erzählungen vom Raum* heben im Gegensatz dazu die Aktivitäten hervor, die es erlauben, den Raum an einem aufgezwungenen und nicht »eigenen« Ort trotzdem zu »verändern«, so wie eine Bewohnerin über die Zimmer ihres Appartements sagt: »Man kann sie

durchkneten [triturer].«¹³ Von den Volksmärchen bis zu den Beschreibungen von Wohnungen werden die Erzählungen durch eine Steigerung des ›Handelns‹ (und somit der Äußerung) belebt; sie erzählen von Wegstrecken an Orten, für die es vom antiken Kosmos bis zur modernen Sozialbauwohnung charakteristisch ist, verschiedene Formen einer aufgezwungenen Ordnung zu sein.

Von einer vorgegebenen Geographie, die sich (wenn man beim Haus bleiben will) von den Zimmern, die so klein sind, daß »man in ihnen nichts machen kann«, bis zu dem legendären, verschwundenen Dachboden, »auf dem man alles Mögliche machen kann«,¹⁴ erstreckt, berichten die Alltagserzählungen trotz allem von dem, was man in ihnen und mit ihnen machen kann. Auf diese Weise wird der Raum gestaltet.

Biobibliographische Angaben

Michel de Certeau

* 17. 5. 1925 (Chambéry) – † 9. 1. 1986 (Paris)

Stammt aus streng katholischer Familie; zunächst Studium der Literatur; ab 1944 Priesterseminar in Paris und Lyon; 1950 Eintritt in den Jesuitenorden und umfassende, vor allem philosophische Zusatzausbildung; 1956 Priesterweihe und Beginn seiner Studien zur Mystik in der Ordensgeschichte; 1960 Promotion an der Sorbonne über den Jesuiten Pierre Favre; Gründungsmitglied der französischen Vereinigung von Psychoanalytikern *École freudienne*; ab 1963 Redakteur von jesuitischen Zeitschriften, nach 1968 zunehmende Distanzierung vom Orden; nach verschiedenen Lehraufträgen ab 1978 Lehrtätigkeit in San Diego an der *University of California*; 1984 Forschungstätigkeit als Historiker an der *Ecole des Hautes Études en Sciences Sociales*.

Textnachweis

»Praktiken im Raum«, in: M. d. C., *Kunst des Handelns*, aus dem Französischen von Ronald Voullié, Berlin: Merve 1988, S. 179-238, hier: S. 186-187 und 217-226 [»Pratiques d'espace«, in: *L'invention du quotidien 1. Arts de*

¹³ Zit. in Bidou/Ho Tham Kouie, *Le vécu des habitants*, S. 55.

¹⁴ Ebd., S. 57 und 59.

faire, Paris: Gallimard folio 1990, S. 139-191, zuerst in: *Arts de faire*, Paris: Union générale d'Éditions 1980, S. 175-227].

[Die Übersetzung wurde vom Herausgeber korrigiert.]

Weitere Texte zur Raumtheorie

- 1975: »Produktion des Ortes«, in: M. d. C., *Das Schreiben der Geschichte*, aus dem Französischen von Sylvia M. Schomburg-Scherff, Frankfurt am Main/New York: Campus 1991, S. 29-133 [»Productions du lieu«, in: *L'écriture de l'histoire*, Paris: Gallimard, S. 25-120].
- 1977: »Die See schreiben«, aus dem Französischen von Dirk Naguschewski, in: Robert Stockhammer (Hg.), *Topographien der Moderne: Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, Paderborn: Fink 2005, S. 127-143 [»Écrire la mer. Introduction«, in: Jules Verne, *Les grands navigateurs du XVIII^e siècle* (1879), Paris: Ramsay, S. I-XIX].
- 1982: »Un lieu pour se perdre«/»Une topique«, in: M. d. C., *La fable mystique. XVI^e-XVII^e siècle*, Paris: Gallimard, S. 45-99 und 101-208.
- 1987: »Les revenants de la ville«, in: *Traverses* 40, S. 74-85.

Sekundärliteratur

- Ahearne, Jeremy: »Turns and Diversions«, in: J. A., *Michel de Certeau. Interpretation and its Other*, Stanford: Stanford University Press 1995, S. 157-189.
- Buchanan, Ian: »Heterophenomenology, or de Certeaus Theory of Space«, in: *Social Semiotics* 6/1 (1996), S. 111-132.
- Dosse, François: »Le quotidien réinventé«, in: F. D., *Michel de Certeau. Le marcheur blessé*, Paris: La Découverte 2002, S. 443-520.
- Wagner, Kirsten: »Wanderung und ›Karte‹ als epistemologische Begriffe der Aneignung und Repräsentation von Räumen«, in: Hartmut Böhme (Hg.), *Topographien der Literatur. DFG-Symposium 2004*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2005, S. 177-206.
- Weidner, Daniel: »Lesen im Land des Anderen. Schriften von Michel de Certeau«, in: *Weimarer Beiträge* 45 (1999), S. 112-120.

Bibliographie (primär und sekundär): (<http://www.certeau.de/biblio.htm>)

A. 90/60

Jane Jacobs

Tod und Leben
großer
amerikanischer
Städte

Bertelsmann Fachverlag

Titel der 1961 im Verlag Random House erschienenen amerikanischen Originalausgabe: »The Death and Life of Great American Cities«. Die vorliegende, gekürzte Ausgabe wurde von Frau Eva Gärtner übersetzt.



©Bertelsmann Fachverlag Reinhard Mohn, Gütersloh und Berlin 1963, 1969 • 4
Umschlagentwurf von Helmut Lortz
Gesamtherstellung Druckhaus Tempelhof, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany • Bestell-Nr. 8604

*NEW YORK CITY gewidmet
Wohin ich kam auf der Suche nach dem Glück
und wo ich es fand in Bob, Jimmy, Ned und Mary -
auch für sie ist dieses Buch geschrieben*

Es haben mir so viele Menschen bei diesem Buch bewußt und unbewußt geholfen daß ich niemals in der Lage sein werde, mich für die ganze Verpflichtung, die ich schulde und empfinde, erkenntlich zu zeigen. Im besonderen danke ich den folgenden Personen dafür, daß sie mir mit Informationen, Hilfe oder Kritik zur Seite gestanden haben:

Saul Alinsky, Norris C. Andrews, Edmund Bacon, June Blythe, John Decker Butzner jr., Henry Churchill, Grady Clay, William C. Crow, Vernon de Mars, Monsignor John J. Egan, Charles Farnsley, Carl Feiss, Robert B. Filley, Mrs. Rosario Folino, Chadbourne Gilpatric, Viktor Gruen, Frank Havey, Goldie Hoffman, Frank Hotchkiss, Leticia Kent, William H. Kirk, Mr. und Mrs. George Kostritsky, Jay Landesman, Rev. Wilbur C. Leach, Glennie M. Lenear, Melvin F. Levine, Edward Logue, Ellen Lurie, Elizabeth Manson, Robert Montgomery, Richard Nelson, Joseph Passonneau, Ellen Perry, Rose Porter, Ansel Robison, James W. Rouse, Samuel A. Spiegel, Stanley B. Tankel, Jack Solkman, Robert C. Weinberg, Erik Wensberg, Henry Whitney, William H. Whyte jr., William Wilcox, Mildred Zucker, Bede Zwickler. Selbstverständlich ist niemand von ihnen verantwortlich für das, was ich geschrieben habe; einige sind ausgesprochen gegenteiliger Ansicht und haben mich trotzdem in großzügiger Weise geholfen.

Ich bin außerdem zu Dank verpflichtet der Rockefeller Foundation für die finanzielle Unterstützung, die meine Arbeit und dieses Buch ermöglichte, ferner der New School for Social Research für ihre Gastfreundschaft, und schließlich Douglas Haskell, dem Herausgeber des *Architectural Forum*, für seine Ermutigungen und für seine Geduld. Den größten Dank schulde ich jedoch meinem Mann, Robert H. Jacobs jr.; allmählich weiß ich nicht mehr, welche Gedanken dieses Buches seine und welche meine sind.

JANE JACOBS

*»Bis vor kurzem war das Beste,
 was die Zivilisation mir
 außer der blinden Hinnahme einer Ordnung des Universums bedeutete,
 daß sie den Künstler, den Dichter, den Philosophen
 und den Wissenschaftler möglich macht.
 Ich denke jetzt, daß das nicht das Größte ist.
 Jetzt glaube ich, daß das Größte etwas ist,
 was uns alle direkt angeht.
 Wenn man sagt, daß wir uns zu sehr
 mit den Umständen des Lebens beschäftigen,
 dann ist meine Antwort,
 daß der Hauptwert der Zivilisation gerade darin liegt,
 daß sie die Lebensbedingungen komplexer macht;
 daß sie große und zusammenhängende geistige Bemühungen von uns verlangt
 an Stelle von einfachen und zusammenhanglosen,
 damit die Menschheit ernährt und gekleidet wird
 und Wohnungen erhält und von einem Ort zum anderen befördert wird.
 Weil komplexere und intensivere geistige Bemühungen
 ein volleres und reicheres Leben bedeuten,
 bedeuten sie mehr Leben überhaupt.
 Leben ist ein Ziel in sich, und die Frage, ob es lebenswert ist,
 ist die Frage, ob man genug von ihm hat.
 Nur ein Wort noch.
 Wir sind alle der Verzweiflung sehr nahe.
 Die Planken, die uns über die Wellen der Verzweiflung hinwegtragen,
 bestehen aus Hoffnung,
 aus dem Glauben an den unerklärlichen Wert
 und unbezweifelbaren Sinn der Bemühung
 und aus der tiefen, unterbewußten Befriedigung,
 welche uns die Ausübung unserer Fähigkeiten schenkt.«*

OLIVER WENDELL HOLMES jr.

1	Einleitung	9
	Teil I Die besondere Beschaffenheit von Großstädten	
2	Zweck des Bürgersteigs: Sicherheit	27
3	Funktionen des Bürgersteigs: Förderung von Kontakten	46
4	Funktionen des Bürgersteigs: Kinder zu assimilieren	57
5	Funktionen öffentlicher Grünflächen	65
6	Funktion von städtischen Nachbarschaften	78
	Teil II Voraussetzungen für eine Mannigfaltigkeit in der Großstadt	
7	Ursachen der Mannigfaltigkeit	91
8	Die Notwendigkeit gemischter primärer Nutzung	96
9	Die Notwendigkeit kurzer Baublocks	110
10	Die Notwendigkeit alter Gebäude	114
11	Die Notwendigkeit einer Bevölkerungskonzentration	120
12	Legenden über die Nachteile von Mannigfaltigkeit	131
	Teil III Ursachen für Verfall und Regeneration	
13	Die Selbsterstörung großstädtischer Mannigfaltigkeit	139
14	Das Vakuum der Grenzzonen — Ein Fluch	146
15	Slums — Entstehung und Sanierung	152
16	Baufinanzierung — sintflutartig oder in kleinen Dosen	162
	Teil IV Taktische Möglichkeiten	
17	Öffentlich geförderter Wohnungsbau	173
18	Verödung der Städte oder Abwürgen des Kraftverkehrs	180
19	Ästhetischer Städtebau — Möglichkeiten und Grenzen	192
20	Sanierung von Siedlungen	199
21	Verwaltung und Planung von Bezirken	204
22	Die Kategorie des Problems, das eine große Stadt darstellt	213

Die Szenen, die als Illustrationen zu diesem Buch dienen können, sind rings um uns – man muß nur die Städte so betrachten, wie sie wirklich sind. Beim Schauen kann man auch lauschen, ein wenig verweilen und über das Gesehene nachdenken.

Dieses Buch ist ein Angriff auf die landläufige Stadtplanung und den landläufigen Umbau der Städte. Es ist außerdem und in erster Linie ein Versuch, neue Prinzipien für Stadtplanung und Stadtsanierung einzuführen; diese Prinzipien sind andere als diejenigen, die heute überall, angefangen mit den Ausbildungsinstituten für Architekten und Planer bis hin zu den Sonntagsfeuilletons der Zeitungen und den Frauenmagazinen, gelehrt werden. Mein Angriff gründet sich nicht auf Klügeleien über Wiederaufbaumethoden oder auf Haarspaltereien hinsichtlich Entwurfsmoden. Er richtet sich vielmehr gegen die Prinzipien und die Ziele orthodoxer Stadtplanung und Stadtsanierung, also gegen die Wurzeln ihrer Unzulänglichkeit.

Bei der Darlegung meiner neuen Grundsätze werde ich hauptsächlich über gewöhnliche, über alltägliche Dinge schreiben: zum Beispiel darüber, welche Arten von Straßen in einer Großstadt sicher sind und welche nicht; warum manche Parks wunderbar, andere dagegen Brutstätten für Verbrechen und Mord sind; warum einige Slums Slums bleiben und sich andere selbst gegen finanzielle und behördliche Widerstände aus eigener Kraft regenerieren; oder warum sich Zentren von Innenstädten verlagern; was eine Nachbarschaft in der Großstadt bedeutet, wenn es sie überhaupt gibt, und welche Nutzwerte, so vorhanden, Nachbarschaften in Großstädten haben. Kurz gesagt, ich werde darüber schreiben, wie Großstädte im täglichen, wirklichen Leben funktionieren, denn das ist der einzige Weg zu erfahren, welche Grundsätze in Planung und Aufbau die soziale und wirtschaftliche Lebenskraft von Großstädten fördern können und welche das Gegenteil bewirken.

Einer sinnigen Legende zufolge könnten wir, wenn wir nur genügend Geld hätten – der Betrag wird gewöhnlich mit hundert Milliarden Dollar beziffert –, innerhalb von zehn Jahren unsere sämtlichen Slums vom Erdboden verschwinden lassen, den Verfall in den großen eintönigen und grauen Randbezirken, den Vorstädten von gestern und vorgestern, rückgängig machen, die ruhelos umherziehende Mittelklasse und das mit ihnen herumziehende Steuergeld fest verankern und vielleicht sogar das Verkehrsproblem lösen.

Man sehe sich aber an, was wir mit den ersten paar Milliarden gebaut haben: Siedlungen für Minderbemittelte, die schlimmere Brutstätten für Verbrechen, Vandalismus und allgemeine soziale Hoffnungslosigkeit geworden sind als jene Slums, die sie ersetzen sollten; wir haben Wohnviertel für mittlere Einkommen gebaut, die,

wahre Wunder an Langeweile und Uniformität, fest verriegelt sind gegen jegliche Schwungkraft oder Lebendigkeit eines Großstadtlebens; es entstanden Luxussiedlungen, die ihrer Fadheit mit schaler Vulgarität aufhelfen, oder es jedenfalls versuchen. Wir haben Kulturzentren, in denen sich nicht einmal eine gute Buchhandlung halten kann; Verwaltungszentren, die, außer von Tagedieben, die weniger Auswahl an Plätzen haben, an denen sie sich herumtreiben können, von jedermann gemieden werden; Einkaufszentren, die nur lackglänzende Imitationen der standardisierten Kettenläden der Vororte sind. Wir haben Promenaden, die irgendwo sinnlos anfangen und nirgendwo hinführen und die kein Spaziergänger benutzt. Wir haben Schnellverkehrsstraßen, die unsere Großstädte ausweiden. Das ist kein Städtebau, kein Umbau, das ist Plünderung der Städte.

Unter der Oberfläche sind diese angeblichen Errungenschaften noch viel armseliger als die kümmerlichen Ansprüche, mit denen sie auftreten. Selten helfen sie (wie sie theoretisch sollten) den umliegenden Bezirken. Diese amputierten Bezirke entwickeln typischerweise die galoppierende Schwindsucht. Menschen in dieser »verplanten« Art anzusiedeln heißt Preisschilder an der Bevölkerung anbringen. Jede einzelne Gruppe dieser so »ausgezeichneten« Bevölkerung lebt in wachsendem Mißtrauen und in wachsender Spannung gegen die sie umgebenden Stadtteile. Sind zwei solcher feindlichen Inseln einander gegenüber angelegt, so nennt man das Ergebnis dann »ausgeglichene Nachbarschaft«. Monopolistische Einkaufszentren und riesige Kultureinrichtungen bemänteln unter dem Beifall von »public relations«, daß Handel und Kultur dem intimen, alltäglichen Großstadtleben entzogen werden. Damit solche Wunder vollbracht werden können, werden die Menschen, die mit dem Hexenmal der Planer gezeichnet sind, herumgestoßen, enteignet und entwurzelt, etwa so, als stünden sie unter dem Joch eines lüsternen Eroberers. Tausende und aber Tausende kleiner Geschäfte werden in ihrer Existenz vernichtet und die Eigentümer ruiniert, wobei kaum die Geste einer Wiedergutmachung für notwendig gehalten wird. Ganze Gemeinden werden auseinandergerissen und in alle Winde zerstreut. Das Ergebnis ist ein solches Ausmaß an Zynismus, Verbitterung und Verzweiflung, daß man es gehört und gesehen haben muß, um es zu glauben. Eine Gruppe von Geistlichen in Chicago fragte, entsetzt über die Früchte der dortigen plangemäßen Stadtsanierung:

Könnte Hiob an Chicago gedacht haben, als er klagte: »Man verrückt die Grenzen, raubt die Herde, und weidet sie . . . Die Armen müssen weichen, und die Dürftigen im Lande müssen sich verkriechen . . . Sie ernten auf dem Acker, was er trägt, und lesen den Weinberg des Gottlosen . . . Sie machen die Leute in der Stadt seufzend und die Seele der Erschlagenen schreiend, und Gott stürzt sie nicht.«

Wenn Hiob dabei an Chicago gedacht hat, dann bestimmt auch an New York, an Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, San Franzisko und an eine ganze Reihe anderer Großstädte. Die wirtschaftliche Logik der üblichen Stadtsanierung ist Betrug. Denn die wirtschaftlichen Grundsätze basieren ja nicht nur auf der gesunden und vernünftigen Investierung öffentlicher Steuergelder, wie die Sanierungstheorien vorgeben, sondern ebenso sehr auf den beträchtlichen Mitteln, die den hilflosen Opfern gegen ihren Willen abverlangt werden. Die erhöhten Steuereinnahmen, die

dann als Ergebnis solcher »Investitionen« von diesen Stadtteilen zur Stadt zurückfließen, sind eitel Blendwerk und eine Bagatelle, verglichen mit den stetig wachsenden Summen öffentlicher Gelder, die notwendig sind, um dem Auseinanderfallen und der Labilität einer grausam in ihrem Lebensnerv getroffenen Stadt zu begegnen. Die Mittel der heutigen Stadtsanierung sind ebenso kläglich wie ihre Ziele.

Alle Kunst und Wissenschaft der Stadtplanung sind mittlerweile machtlos, den Verfall – und die Hoffnungslosigkeit, die dem Verfall vorausgeht – in immer größeren Teilen der amerikanischen Großstädte aufzuhalten. Man könnte auch nicht etwa zur eigenen Beruhigung diesen Verfall dem Mangel an Gelegenheiten zuschreiben, die Kunst der Planung auch anzuwenden; es scheint kaum darauf anzukommen, ob sie angewandt wird oder nicht. Nehmen wir als Beispiel die Morningside Heights in New York City. Nach der Theorie dürften die Planer überhaupt keine Schwierigkeiten haben, denn sie verfügen über einen großen Reichtum an Parks, an Sport- und Spielplätzen und anderem offenen Gelände. Die Häuser liegen in erhöhter und angenehmer Lage mit einer herrlichen Sicht auf den Fluß. Morningside Heights sind außerdem ein berühmtes kulturelles Zentrum mit großartigen Einrichtungen, wie der Columbia-Universität, dem Union Theological Seminary, der Juillard School of Music und noch einem halben Dutzend anderer Institutionen, die großes Ansehen genießen. Die Siedlung besitzt gute Krankenhäuser und Kirchen, sie hat keine Industrie, die Straßen sind im allgemeinen gegen vorschriftswidrige Nutzungen geschützt, die in diese Reservate solide gebaute, geräumiger Wohnungen für die mittleren und oberen Klassen einbrechen könnten. Trotzdem begannen die Morningside Heights sich um die Mitte der fünfziger Jahre derart rapide in einen Slum zu verwandeln – in jenen finsternen Typ von Slum, in dem die Leute Angst haben, auf die Straße zu gehen –, daß für die kulturellen Institutionen eine Krise entstand. Diese Institutionen taten sich daraufhin mit den Planungsgewaltigen in der Stadtverwaltung zusammen, wendeten alle erdenklichen Planungstheorien an, ließen den am schlimmsten heruntergekommenen Bezirk des Gebietes verschwinden und bauten statt dessen eine Siedlung für mittlere Einkommen, komplett mit Einkaufszentrum, und eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus, alles aufgelockert durch Luft, Licht und Sonne und Landschaftsgestaltung. Das Ergebnis wurde als Musterbeispiel für städtebauliche Rettungsaktionen überall begeistert gepriesen.

Danach ging es mit Morningside Heights noch schneller bergab. Das ist kein unfaires Beispiel. In einer Stadt nach der andern verfallen gerade die Bezirke, die es nach der Planungstheorie nicht dürften. Weniger auffällig, aber gleichermaßen bedeutsam: In einer Stadt nach der anderen widerstehen gerade die im Sinne der Planungstheorie längst überfälligen Bezirke dem Verfall.

Großstädte sind gewaltige Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen in Aufbau und Planung. Es sind Laboratorien, in denen die Stadtplanung hätte lernen und ihre Theorien bilden und ausprobieren sollen. Statt dessen haben Praktiker und Lehrer dieser Disziplin versäumt, die Erfolge und Fehlschläge in der Realität des Lebens zu studieren, die Gründe für unerwartete Erfolge aufzuspüren; sie ließen sich von Prinzipien leiten, die sie von dem Verhalten und der äußeren Erscheinung von Städten und Vorstädten, von Lungensanatorien

und Traumstädten ableiteten – von allem, außer von den Großstädten selbst. Wenn es heute den Anschein hat, als reduzierten die sanierten Stadtteile und die endlosen neuen Siedlungen außerhalb der Städte das Stadtleben wie das Landleben in gleichem Maße zu einem monotonen, unbehaglichen Haferschleim, so ist das keineswegs erstaunlich. In diesem Brei sind die Eigenschaften, die Notwendigkeiten, die Vorzüge und das Verhalten von Großstädten unentwerrbar mit den Eigenschaften, Notwendigkeiten, Vorzügen und dem Verhalten von anderen Niederlassungen trägerer Natur vermischt worden.

Nichts war wirtschaftlich oder gesellschaftlich unvermeidbar an dem Verfall alter Städte oder an dem Abstieg frisch geprägter, nichturbaner Verstädterung. Ganz im Gegenteil, es gibt kein anderes Gebiet in unserer Wirtschaft und Gesellschaft, das ein volles Vierteljahrhundert lang zielbewußter gehandhabt worden wäre, um genau das, was wir haben, zu vollbringen. Ungewöhnliche finanzielle Anreize seitens der Regierung sind in Anspruch genommen worden, um dieses Ausmaß an Eintönigkeit, Sterilität und Vulgarität zu erreichen. Jahrzehnte des Predigens, Schreibens und Mahnens durch Fachleute haben zu dem Ende geführt, daß wir und unsere Gesetzgeber davon überzeugt sind, ein derartiger Brei sei gut für uns, solange er uns mit Gras umrankt gereicht wird.

Häufig gibt man aus Bequemlichkeit den Autos die Schuld an den Übeln der Städte und an den Enttäuschungen und Fehlschlägen in der Stadtplanung. Aber die zerstörerischen Wirkungen von Autos sind weniger Ursache als Symptom für unsere Unfähigkeit zum Bauen. Selbstverständlich sind die Stadtplaner, genauso wie die Verkehrsfachleute mit den ihnen zur Verfügung stehenden märchenhaften Geldmitteln, hilflos angesichts des Problems, wie sie Autos und Städte miteinander in Einklang bringen sollen. Sie wissen nicht, was sie mit den Autos in den Städten anfangen sollen, weil sie sowieso nicht wissen, wie sie funktionsfähige und lebendige Städte planen sollen – mit Autos oder ohne.

Die einfachen Bedürfnisse von Autos sind wesentlich leichter zu begreifen und zu befriedigen als die vielschichtigen Bedürfnisse von Großstädten, aber eine wachsende Anzahl von Planern ist zu dem Schluß gekommen, daß man, wenn man nur das Verkehrsproblem lösen könnte, damit allein auch schon das Hauptproblem der Städte gelöst hätte. Städte haben aber viel verwickeltere wirtschaftliche und soziale Probleme als den Autoverkehr. Wie kann man denn wissen, was man mit dem Verkehr versuchen könnte, bevor man weiß, wie die Stadt selbst lebt und was sie sonst noch mit ihren Straßen anfangen will? Man kann es eben nicht.

Vielleicht sind wir ein so gedankenloses Volk geworden, daß es uns nicht mehr interessiert, wie die Dinge wirklich funktionieren, sondern lediglich, was für einen Eindruck sie auf den ersten, oberflächlichen Blick machen. Wenn das so ist, dann gibt es weder Hoffnung für unsere Großstädte noch für irgend etwas anderes in unserer Gesellschaft. Aber ich glaube eigentlich nicht, daß das der Fall ist.

Gerade in bezug auf unsere Stadtplanung gibt es einwandfrei eine große Anzahl guter und ernsthafter Menschen, denen die Planung und der Aufbau sehr am Herzen liegen. Trotz einiger Korruption und beträchtlicher Gier nach dem Weinberg des Nächsten sind doch die Absichten, die den Unmöglichkeiten zugrunde liegen, welche

wir zuwege bringen, exemplarisch. Planer, Städtebauer und alle, die sie zu ihren Ansichten bekehrt haben, sind nicht absichtlich teilnahmslos gegenüber der Wichtigkeit des Wissens um das Funktionieren der Dinge. Sie haben sich, ganz im Gegenteil, die größte Mühe gegeben, alles zu lernen, was die Heiligen und Weisen moderner orthodoxer Stadtplanung darüber gesagt haben, wie die Großstädte funktionieren sollten und was für die Menschen und den Handel in ihnen gut sein sollte. Dies nehmen sie mit solcher Hingabe in sich auf, daß sie, wenn die widersprechende Wirklichkeit auf den Plan tritt und ihr mühsam erworbenes Wissen umzustürzen droht, die Wirklichkeit dann halt mit einem Achselzucken abtun müssen.

Sehen wir uns beispielsweise die Reaktion der orthodoxen Stadtplanung auf den Bostoner Bezirk North End an. (Bitte behalten Sie das North End in Erinnerung, ich werde in diesem Buch noch öfter darauf zurückkommen.)

North End ist ein alter Bezirk mit niedrigen Mieten, der an der Wasserfront in die Schwerindustrie übergeht, und wird offiziell als Bostons schlimmster Slum und als öffentliche Schande betrachtet. Es verkörpert Eigenschaften, die alle klugen Leute für schlecht halten, weil so viele andere kluge Leute sie für schlecht erklärt haben. North End liegt nicht nur direkt neben der Schwerindustrie, schlimmer noch: alle möglichen Arten von Arbeitsplätzen und Geschäften sind hier in größtem Durcheinander mit den Wohnblocks vermischt. North End hat nicht nur die höchste Konzentration von Wohnungen auf der Fläche, die in Boston für Wohnungsbau genutzt wird, sondern die höchste Konzentration von Wohnungen, die überhaupt in einer amerikanischen Großstadt zu finden ist. Es gibt kaum Grünflächen. Die Kinder spielen auf den Straßen. Statt Superblocks oder wenigstens einigermaßen großer Mietblocks gibt es nur kleine Baublocks. Nach Planungs-Sprachgebrauch ist der Bezirk »stark von bodenverschwendenden Straßen durchschnitten«. Die Gebäude sind alt. Alles Erdenkliche ist vermutlich falsch im North End. Oder – wieder im orthodoxen Planungs-Jargon ausgedrückt – North End ist das dreidimensionale Lehrbuch einer »Megalopolis« in den letzten Stadien des Verfalls. Es ist somit eine ständige Schulaufgabe für Studenten, die Stadtplanung und Architektur in Harvard studieren und sich immer wieder unter Leitung ihrer Lehrer daranmachen, diesen Bezirk in Superblocks und Promenaden und Parks aufzuteilen; sie radieren die vorschriftswidrigen Nutzungen aus und machen aus dem Ganzen ein Ideal an Ordnung und Vornehmheit, so einfach, daß es auf einen Stecknadelkopf eingraviert werden könnte.

Vor zwanzig Jahren, als ich das North End zum erstenmal sah, waren seine Gebäude furchtbar überfüllt; es waren städtische Einfamilienhäuser verschiedenster Art und Größe, die in Mietshäuser umgewandelt waren, dazwischen vier- bis fünfstöckige Mietshäuser, welche die Flut der Einwanderer erst aus Irland, dann aus Osteuropa und schließlich aus Sizilien auffangen sollten. Der allgemeine Eindruck war der eines Bezirks, der einer ungeheuren physischen Anstrengung nicht gewachsen und sehr arm war.

Als ich das North End dann 1959 wiedersah, war ich verblüfft über den Wandel. Dutzende und aber Dutzende von Gebäuden waren neu hergerichtet. Statt Matratzen vor den Fenstern gab es Jalousien und überall frischgestrichene Wände. Viele

der kleinen, in Wohnungen aufgeteilten Häuser hatten jetzt nur noch zwei Familien anstatt der drei oder vier von früher. Einige der Familien in den Mietshäusern hatten (wie ich bei einem Besuch dort erfuhr) sich selbst Luft geschafft, indem sie zwei ältere Wohnungen zusammengelegt und diese mit Badezimmern, Küchen und ähnlichem eingerichtet hatten. Ich blickte eine enge kleine Straße hinunter und meinte, wenigstens dort das alte schmutzige North End wiederzufinden, aber nein: weitere saubere Ziegelbauten, neue Vorhänge und ein Schwall von Musik, als eine Tür aufging. Dies war tatsächlich der einzige Stadtbezirk, den ich je gesehen habe – und zwar bis heute –, in dem die Hausmauern, die an Parkplätze grenzten, nicht roh und verstümmelt gelassen, sondern in Ordnung gebracht und genauso sauber gestrichen waren, als seien sie zum Vorzeigen bestimmt. Unter die Wohngebäude war eine Unzahl von herrlichen Lebensmittelläden gemischt, auch gab es Unternehmen, wie Polstereien, Klempnereien, Schreinereien. Die Straßen waren voller Leben, Kinder spielten, Leute kauften ein, gingen spazieren, unterhielten sich. Wäre es nicht ein kalter Januartag gewesen, hätten sicher auch Leute im Freien gegessen.

Diese allgemeine Atmosphäre von Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Gesundheit war so ansteckend, daß ich anfang, nach Straßen zu fragen, nur um dadurch mit den Leuten sprechen zu können. Ich hatte in den vergangenen Tagen eine ganze Menge von Boston gesehen, meistens war das äußerst deprimierend gewesen, und dies hier empfand ich erleichtert als den gesunden Ort in der ganzen Stadt. Aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wo das Geld für diese Gesundung wohl hergekommen war, denn es ist heute so gut wie unmöglich, nennenswerte Hypothekengelder für amerikanische Stadtbezirke zu bekommen, die weder hohe Mieteinnahmen bringen noch Imitationen von Vorstädten sind. Um das herauszubekommen, ging ich in ein Restaurant mit einer Bar (an der eine lebhaftere Unterhaltung über Angelsport geführt wurde) und rief einen Stadtplaner aus Boston an, den ich kannte.

»Warum, in aller Welt, sind Sie unten im North End?« fragte er. »Geld? Nein, wieso? Nach North End sind weder Geld noch Arbeit gegangen. Dahin geht nichts. Vielleicht später mal, aber jetzt noch nicht. Es ist doch schließlich ein Slum!«

»Mir sieht es gar nicht aus nach einem Slum«, sagte ich.

»Aber es ist der schlimmste Slum in der ganzen Stadt. Es hat 680 Wohnungseinheiten je Hektar. Es ist mir ausgesprochen unangenehm zuzugeben, daß wir so was in Boston überhaupt haben, aber es ist leider Tatsache.«

»Haben Sie noch mehr Zahlen zur Hand?« fragte ich.

»Ja. Komischerweise hat es die geringste Verbrechens-, Krankheits- und Kindersterblichkeitsquote der Stadt. Außerdem ist dort das Verhältnis zwischen Miete und Einkommen am günstigsten. Mein Gott, diese Leute haben es wirklich gut. Moment mal... die Kinderzahl entspricht ungefähr dem Durchschnitt der Stadt. Die Sterblichkeitsziffer ist niedrig, 8,8 pro mille gegenüber dem städtischen Durchschnittswert von 11,2 pro mille. Tb-Sterblichkeit ist sehr niedrig, weniger als eins pro zehntausend. Nicht zu verstehen, es ist noch weniger als in Brookline. Früher war das North End der schlimmste Herd für Tuberkulose in der ganzen Stadt, aber das hat sich alles geändert. Es müssen gesunde Leute sein. Aber es ist natürlich ein gräßlicher Slum.«

»Sie sollten mehr solcher Slums haben«, sagte ich. »Sagen Sie bloß nicht, daß schon Pläne bestehen, um den hier abzureißen. Sie sollten mal herkommen und soviel wie möglich daraus lernen.«

»Ich verstehe Sie genau«, gab er zu. »Ich gehe selbst öfter hin, nur um in den Straßen spazierenzugehen und dieses wunderbar fröhliche Straßenleben zu genießen. Wissen Sie, wenn Sie's jetzt schon so schön finden, sollten Sie im Sommer wiederkommen. Sie wären begeistert im Sommer. Aber irgendwann müssen wir es natürlich neu aufbauen. Wir müssen die Leute ja von der Straße runterbringen.«

Das war merkwürdig. Die Instinkte meines Freundes sagten ihm, daß das North End ein guter Ort war, und seine sozialen Statistiken bestätigten es noch dazu. Aber alles, was er als funktionell arbeitender Städtebauer gelernt hatte über das, was für Menschen und eine städtische Nachbarschaft gut ist, alles, was ihn zum Fachmann gemacht hatte, sagte ihm, daß das North End ein übler Ort zu sein habe.

Der führende Sparkassenbankier von Boston, »ein Mann, ganz oben in der Machtmaschinerie«, an den mich mein Freund wegen meiner Frage nach der Finanzierung verwiesen hatte, bestätigte, was ich inzwischen von den Leuten im North End selbst gehört hatte. Es war kein Geld von Gnaden des großen amerikanischen Banksystems, das ja genug von Stadtplanung versteht, um einen Slum genausogut zu erkennen wie die Planer. »Dem North End Geld zukommen zu lassen«, sagte der Bankier, »hat keinen Sinn. Es ist ein Slum! Da kommen noch immer Einwanderer rein! Und außerdem hatte es während der Depression eine sehr große Anzahl abbruchreifer Gebäude; schlechter Ruf, so was.« (Davon hatte ich auch gehört, und auch davon, wie die Familien gearbeitet und ihre Ersparnisse zusammengelegt hatten, um einige dieser abbaureifen Gebäude zurückzukaufen.)

Die größten Hypothekengelder, die in dem Vierteljahrhundert seit der Depression diesem Bezirk von immerhin fünfzehntausend Menschen zugeflossen waren, waren 3000-Dollar-Werte, erzählte mir der Bankier, »und nur sehr, sehr selten«. Es hatte andere Hypotheken für 1000 und einige für 2000 Dollar gegeben. Die Sanierungsmaßnahmen waren fast ganz durch Geschäftsleute und Nettomieteinnahmen innerhalb des Bezirks selbst finanziert worden, außerdem durch Handwerkerleistungen, die von den Bewohnern und ihren Verwandten ausgehandelt wurden.

Ich wußte inzwischen, daß diese Unmöglichkeit, Geld für stückweise Verbesserungen aufzunehmen, eine schwere Sorge für die North-Ender war, und daß außerdem einige Leute vom North End darüber beunruhigt waren, daß es ganz unmöglich schien, irgendwelche Neubauten im Bezirk zu errichten, es sei denn unter der Bedingung, sie selbst und ihre Gemeinde würden nach dem Muster der Studententräume von einer Stadt Eden vom Erdboden hinweggefegt. Daß das keine blasse Theorie war, wußten sie, weil dieses Schicksal bereits einen sozial ähnlich zusammengesetzten, wenn auch größeren Bezirk getroffen hatte: das in der Nähe liegende West End. Sie waren in Sorge, weil sie sich klar darüber waren, daß ewiges Flickwerk auf die Dauer nicht ausreichte. »Besteht irgendeine Möglichkeit, Darlehen für Neubauten im North End zu bekommen?« fragte ich den Bankier.

»Nein, absolut nicht!« antwortete er und schien über meine Begriffsstutzigkeit ungeduldig. »Es ist doch ein Slum!«

Bankiers wie Planer haben ihre festen Theorien zum Thema Städtebau, und sie handeln danach. Die Bankiers haben ihre Theorien von den gleichen intellektuellen Quellen bezogen wie die Planer. Bankiers und Verwaltungsbeamte, die für Hypothesen Ausfallbürgschaften geben, erfinden die Planungstheorien nicht, ja, überraschenderweise erfinden sie nicht einmal wirtschaftliche Doktrinen für die Städte. Sie sind heutzutage einfach aufgeklärt und holen sich ihre Ideen von den Idealisten der vorangegangenen Generation. Und da die theoretische Stadtplanung seit wesentlich mehr als einer Generation keine wichtigeren neuen Ideen mehr vorgebracht hat, befinden sich die theoretischen Planer, die finanzierenden und die Verwaltungsbehörden jetzt alle ungefähr auf gleicher Stufe.

Grob gesagt, befinden sie sich alle auf der gleichen Stufe mühsam erlernten Aberglaubens, ebenso wie es der medizinischen Wissenschaft zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts erging, als die Wundärzte ihren ganzen Glauben in die Heilkraft des Aderlassens steckten. Es dauerte Jahre, bis man genau lernte, welche Adern und in welcher Weise sie bei welchen Symptomen geöffnet werden sollten. Eine Superwissenschaft technischer Komplikationen wurde in derart verblüffenden Einzelheiten festgelegt, daß die Fachliteratur darüber noch heute beinahe einleuchtend klingt.

Medizinische Analogien erscheinen, auf soziale Organismen angewendet, leicht als an den Haaren herbeigezogen. Aber Analogien, die sich auf das beziehen, was sich in den Hirnen ernsthafter und gelehrter Menschen abspielt, die mit komplexen Phänomenen zu tun haben, sie aber ganz und gar nicht verstehen und ihrer deshalb mit einer Pseudowissenschaft Herr zu werden versuchen — solche Analogien haben durchaus einen Sinn. Wie im Falle der Pseudowissenschaft des Aderlassens, hat sich im Falle der Pseudowissenschaft des Städtebaus und der Stadtplanung in langer Jahren ein Riesengebäude ausgefeilter und komplizierter Dogmen auf der Grundlage eines Unsinnns entwickelt. So haben sich mit der Zeit viele fähige Männer und große Verwaltungsfachleute nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten aufgemacht, um, ausgerüstet mit den vervollkommenen Werkzeugen der Technik und dem Vertrauen der Öffentlichkeit, in zwingender Logik das größte Zerstörungswerk durchzuführen, das durch Vorsicht oder Mitleid gerade noch hätte verhindert werden können. Das Aderlassen im vergangenen Jahrhundert konnte nur aus Zufall heilend wirken, oder wenn es die eigenen Gesetze brach. Man hat es endlich zugunsten harten, gründlichen Untersuchens und Zusammenstellens der wirklichen Gegebenheiten aufgegeben, man hat endlich die Wirklichkeit Stück für Stück geprüft und beschrieben, so, wie sie ist, und nicht mehr, wie sie sein sollte.

Die Pseudowissenschaft der Stadtplanung und ihre Schwester, die Kunst des formalen Städtebaus, haben immer noch nicht mit dem trügerischen Ausruhen in Wunschdenken, vertrautem Aberglauben, Vereinfachungen und Symbolen gebrochen, haben noch immer nicht das Abenteuer begonnen, sich über die wirkliche Welt zu vergewissern.

So werden wir es also unternehmen, uns, wenn auch nur in kleinerem Umfang, mit diesem Buch in die wirkliche Welt hinauszuwagen. Um an das anscheinend geheimnisvolle und widersprüchliche Verhalten von Großstädten heranzukommen, gibt es nur den einen Weg: ganz genau und mit so wenigen Voraussetzungen wie möglich

die alltäglichen Szenen und Geschehnisse zu betrachten und zu versuchen, sich darüber klarzuwerden, was sie bedeuten und ob aus ihnen prinzipielle Gedankengänge abzuleiten sind. Dies versuche ich im ersten Teil dieses Buches zu tun.

Einem Prinzip, das überall greifbar und in so vielen und so mannigfaltigen Formen zutage tritt, will ich mich gesondert im zweiten Teil dieses Buches zuwenden, der damit zum Kern meiner These wird. Dieses allgegenwärtige Prinzip ist die Notwendigkeit von untereinander abhängigen, feinkörnig gesäten, verschiedenartigen Nutzungen, die sich ständig gegenseitig, sowohl wirtschaftlich als auch sozial gesehen, stützen. Die einzelnen Komponenten dieser mannigfaltigen Nutzung können sehr verschieden sein, aber sie müssen sich gegenseitig auf konkrete Art ergänzen.

Ich bin der Ansicht, daß funktionsunfähige Stadtbezirke jene Bezirke sind, in denen eine solche gegenseitige Durchdringung und Unterstützung der Nutzung fehlt, und daß eine Wissenschaft der Stadtplanung und eine Kunst des Städtebaus für wirkliche Städte und wirkliches Leben eben Wissenschaft und Kunst vom Lenken und Nähren dieser feinkörnigen Beziehungen zu sein haben. Ich glaube, daß nach den vorliegenden Ergebnissen vier grundsätzliche Bedingungen notwendig sind, um eine nutzbringende Großstadtmannigfaltigkeit entstehen zu lassen, und daß man, wenn diese vier Bedingungen von vornherein bei der Planung berücksichtigt werden, echte großstädtische Vitalität bewirken kann (etwas, was die Pläne der Planer und die Entwürfe der formalen Städtebauer allein niemals schaffen können). Während also Teil I dieses Buches — als Voraussetzung für alles Weitere — vor allem das soziale Verhalten von Menschen in Großstädten behandelt, geht es in Teil II hauptsächlich um das wirtschaftliche Verhalten der Großstädte; damit wird dieser Teil zum wichtigsten des Buches.

Großstädte sind unheimlich dynamische Gebilde, und das ist ganz augenfällig in funktionsfähigen Bezirken, die für die Pläne von Tausenden von Menschen fruchtbaren Boden bieten. Im dritten Teil dieses Buches untersuche ich deshalb einige Symptome sowohl des Verfalls als auch der Regeneration unter dem Gesichtspunkt, wie Großstädte genutzt werden und wie sie und ihre Bewohner sich im wirklichen Leben verhalten.

Der letzte Teil des Buches enthält Änderungsvorschläge in bezug auf Wohnungsbau, Verkehr und Gestaltung. Er geht auf Planungs- und Verwaltungsprobleme ein und legt schließlich die *Art* des Problems dar, welches eine Großstadt stellt. Es ist das Problem, eine großstädtische Mannigfaltigkeit planmäßig zu fördern.

Die äußere Erscheinung der Dinge und ihre Art zu funktionieren hängen untrennbar zusammen, und dies nirgendwo mehr als in Großstädten. Aber die Leute, die nur daran interessiert sind, wie eine Stadt aussehen *sollte*, und uninteressiert daran sind, wie sie wirklich funktioniert, werden von diesem Buch enttäuscht sein. Es ist sinnlos, die äußere Erscheinung einer Großstadt zu planen oder darüber Betrachtungen anzustellen, wie man ihr einen angenehmen Eindruck von Ordnung verleihen könnte, wenn man nicht weiß, welches die Gesetze sind, nach denen sie von innen her funktioniert. Wenn man in erster Linie nach dem äußeren Anschein strebt oder diesen als Hauptfaktor empfindet, riskiert man nur Verwirrung und Schwierigkeiten.

In East Harlem in New York existiert eine Siedlung mit einer auffälligen rechteckigen Wiese in der Mitte, die zum Haßobjekt für die Bewohner wurde. Eine Sozialpflegerin, die häufig die Siedlung besuchte, war überrascht, wie oft das Thema dieser Wiese zur Sprache kam; meistens geschah es, soweit sie es beurteilen konnte, ohne jeden Zusammenhang. Die Mieter haßten die Wiese und wollten sie weg haben. Als die Sozialpflegerin nach dem Grund fragte, kamen vage Antworten wie: »Was sollen wir damit?« oder: »Wer will sie denn haben?« Schließlich erklärte eines Tages eine etwas gesprächigere Mieterin: »Niemand hat sich dafür interessiert, was wir wollten, als man das hier gebaut hat. Sie haben unsere Häuser abgebrochen und uns hierher und unsere Freunde irgendwo anders hingeschubst. Wir haben hier keinen Ort, wo man einmal eine Tasse Kaffee trinken oder sich eine Zeitung oder fünfzig Cents holen kann. Keiner hat sich darum gekümmert, was wir brauchen. Aber jetzt kommen die ganzen großen Tiere alle hier an und sehen sich diese Wiese an und sagen: ›Ist das nicht herrlich! Jetzt haben die Armen alles!‹« Diese Mieterin sagte das gleiche wie die Moralisten seit tausend Jahren: Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Sie sagte noch mehr: Es gibt Dinge, die noch armseliger sind als direkte Häßlichkeit oder Unordnung, und dazu gehört unehrliches Vortäuschen von Ordnung, das häufig aus Unkenntnis geschieht und die Existenz echter Ordnungsgesetze verdeckt oder gar vernichtet. Um die innere Ordnung von Großstädten zu erklären, führe ich überwiegend Beispiele von New York an, weil New York die Stadt ist, in der ich lebe. Aber die meisten der grundsätzlichen Ideen in diesem Buch kommen von Dingen, die ich zuerst in anderen Städten sah oder von denen man mir erzählte. So kamen mir zum Beispiel erste Ahnungen über die wichtigen Auswirkungen gewisser funktioneller Mischungen in der Großstadt aus Pittsburgh, meine ersten Betrachtungen zur Sicherheit auf den Straßen stammen aus Philadelphia und Baltimore, meine ersten Begriffe von der Verlagerung von Innenstädten gewann ich in Boston und meine ersten Anhaltspunkte zur Frage der Sanierung von Slums in Chicago. Viel Material für diese Gedanken fand ich auch vor meiner eigenen Haustür.

Der Grundgedanke, das komplizierte Gewebe von sozialer und ökonomischer Ordnung unter der Oberfläche der scheinbaren Unordnung der Großstädte begreifen zu wollen, war überhaupt nicht mein Gedanke, sondern der William Kirks, des Hauptleiters der Genossenschaftssiedlung in East Harlem, New York; er zeigte mir, als er mich in East Harlem herumführte, wie man ganz generell Nachbarschaften und Innenstädte betrachten kann. Ich habe dann das, was ich in einer bestimmten Stadt oder in der bestimmten Situation einer Nachbarschaft gehört und gesehen hatte, mit anderen Städten verglichen, um festzustellen, wie maßgeblich die in jeder Stadt gewonnene Lehre außerhalb des besonderen Falles ist.

Ich habe mich auf Millionenstädte konzentriert und auf ihre Innenbezirke, weil dort das Problem liegt, dem man in der heutigen Planungstheorie am konsequentesten ausgewichen ist. Auch glaube ich, daß dieses Vorgehen auf weitere Sicht noch größeren Nutzen bringen wird, denn viele der Großstadtbezirke, die heute in den schlimmsten und anscheinend überraschendsten Schwierigkeiten stecken, waren noch vor nicht allzu langer Zeit Vorstädte oder ordentliche, ruhige Wohngegenden; und

ganz sicher werden noch viele der heute brandneuen Vorstädte oder Außenbezirke in die Großstädte einbezogen werden und sich in dieser neuen Funktion erfolgreich oder als Versager zeigen, je nachdem, wie weit die Umstellung zu wirklichen Großstadtbezirken gelingt oder nicht. Im übrigen mag ich, offen gesagt, dichte Städte am liebsten; deshalb liegen sie mir besonders am Herzen.

Aber ich hoffe, daß keiner meiner Leser meine Beobachtungen als Leitfaden für das nehmen wird, was in mittleren oder kleinen Städten oder in Vorstädten, die noch solche sind, vor sich geht. Mittelgroße Städte, Vorstädte und auch Kleinstädte sind als Organismen völlig verschieden von Millionenstädten. Diese in Begriffen des wirklichen oder imaginären Verhaltens von mittelgroßen Städten erfassen zu wollen, macht uns schon genug Schwierigkeiten. Das Umgekehrte zu wollen, würde die allgemeine Verwirrung nur erhöhen. Ich hoffe, daß meine Leser meine Aussagen ständig und skeptisch gegen ihre eigene Kenntnis vom Wesen großer Städte halten. Wenn meine Beobachtungen ungenau, meine Schlüsse fehlerhaft sind, so werden diese Fehler hoffentlich rasch berichtigt werden. Der springende Punkt ist, daß wir es verzweifelt nötig haben, so schnell wie möglich zutreffende und nützliche Kenntnisse über die Großstadt zu sammeln und anzuwenden.

Ich habe bereits einige unfreundliche Bemerkungen über die orthodoxe Stadtplanungstheorie gemacht, und ich werde noch mehr machen, wenn der Anlaß es erfordert. Diese orthodoxen Ideen gehören heute zu unserem volkstümlichen Sagenschatz. Sie schaden uns, weil wir sie unbesehen hinnehmen. Um zu zeigen, woher wir sie überhaupt haben und wie wenig sie der Sache entsprechen, werde ich einen raschen Überblick über die einflußreichsten Gedanken geben, welche die Dogmen der modernen orthodoxen Stadtplanung und des Städtebaus wesentlich mitgebildet haben*.

Der wichtigste Einfluß beginnt mehr oder weniger mit Ebenezer Howard, einem englischen Hofjournalisten, für den Stadtplanung eine Berufung darstellte. Howard besah sich Ende des 19. Jahrhunderts die Lebensbedingungen der Armen in London und mochte verständlicherweise nicht, was er roch, sah und hörte. Er haßte nicht nur die Ungerechtigkeiten und Fehler, welche die Großstadt mit sich brachte, er haßte die Großstadt selbst und empfand es als ausgesprochen schlimm und als eine Beleidigung gegenüber der Natur, daß so viele Leute sich so dicht zusammendrängten. Sein Rezept zur Rettung der Menschen war die Vernichtung der Großstadt.

Das Programm, das er 1898 vorlegte, sollte das Anwachsen von London aufhalten und das Land, auf dem die Dörfer zurückgingen, mit einer neuen Art von Stadt neu bevölkern — mit der Gartenstadt, in der die Armen wieder in engem Kontakt mit der Natur leben könnten. Damit sie ihren Lebensunterhalt verdienen könnten,

* Leser, die einen ausführlichen Bericht über dieses Thema haben möchten und einen wohlwollenden, was meiner nicht ist, sollten die Quellen zu Rate ziehen; sie sind sehr interessant: *Garden Cities of Tomorrow* von Ebenezer Howard; *The Culture of Cities* von Lewis Mumford; *Cities in Evolution* von Sir Patrick Geddes; *Modern Housing* von Catherine Bauer; *Toward New Towns for America* von Clarence Stein; *Nothing Gained by Overcrowding* von Sir Raymond Unwin; und *Propos d'urbanisme* von Le Corbusier. Die beste kurze Übersicht, die ich kenne, ist in dem Buch *Land-Use Planning, A Casebook on the Use, Misuse and Re-use of Urban Land* von Charles M. Haar erschienen; es handelt sich um eine Anzahl von Auszügen unter dem Titel »Assumption and Goal of City Planning«.

sollte in die Gartenstadt auch Industrie verlegt werden, denn wenn Howard schon keine richtigen Städte plante, plante er genausowenig Schlafstädte. Sein Ziel waren kleine autarke Städte, wirklich sehr hübsche Städte, wenn man artig war und keine eigenen Pläne hatte und es einem nicht darauf ankam, sein Leben mit anderen zu verbringen, die ebenfalls keine eigenen Pläne hatten. Wie in allen Utopias stand das Recht, irgendwelche Pläne von Bedeutung zu haben, nur den Planern vom Dienst zu. Die Gartenstadt sollte mit einem landwirtschaftlichen Gürtel umgeben werden. Für die Industrie waren bestimmte Reservate geplant, ebenso für Schulen, Wohnblocks und Grünflächen; das Zentrum sollten dann Geschäfte, Klubs und kulturelle Institutionen, alle auf gemeinschaftlicher Basis, bilden. Die Stadt und ihr grüner Gürtel sollten als Einheit ständig unter Kontrolle einer Gemeindeverwaltung stehen, um Bodenspekulationen oder angeblich unvernünftigen Änderungen in der Verwertung des Bodens vorzubeugen und auch, um allen Versuchen, die Bevölkerungsdichte der Stadt zu vergrößern, zu steuern – kurz, um zu verhindern, daß aus der Gartenstadt jemals eine Großstadt würde. Die Höchstgrenze für die Bevölkerung sollte bei dreißigtausend Menschen liegen.

Nathan Glazer hat diese Vision in der Zeitschrift *Architectural Forum* gut charakterisiert: »Es war das Bild einer englischen Landstadt, in der das Gutshaus und sein Park durch ein Gemeindezentrum ersetzt wurde und die zwecks Arbeitsbeschaffung mit ein paar Fabriken, abgeschirmt hinter Bäumen, versehen war.«

Das amerikanische Äquivalent, das dieser Vision am nächsten kommt, ist wahrscheinlich das Modell der Firmen-Stadt mit Gewinnbeteiligung, in der die Eltern-Lehrer-Vereinigung mit der Aufsicht über das normale, politische und verwaltungsmäßige Geschehen betraut ist. Denn Howard schwebte ja nicht nur einfach eine neue Umgebung und ein neues soziales Leben vor, sondern eine patriarchalisch ausgerichtete politische und wirtschaftliche Gesellschaft.

Immerhin war die Gartenstadt, wie Glazer betonte, »als eine Alternative zur Großstadt entworfen und als eine Lösung für die Probleme der Großstadt, und das war bis heute die Grundlage für ihre ungeheure Anziehungskraft als Planungsgedanke«. Howard gelang es, daß man zwei solcher Gartenstädte realisierte, Letchworth und Welwyn, und seit dem zweiten Weltkrieg haben England und Schweden eine ganze Anzahl von Satellitenstädten nach dem Prinzip der Gartenstadt gebaut. In den Vereinigten Staaten waren die Vorstädte von Radburn, New Jersey und die während der Depression gebauten, von der Regierung geförderten »Grüngürtel«-Städte (in Wirklichkeit Vorstädte) nur unvollständige Abwandlungen des Gedankens. Aber Howards Einfluß in Richtung auf eine wörtliche oder fast wörtliche Verwirklichung seines Programms war gleich Null, verglichen mit seinem Einfluß auf die Vorstellungen, die der gesamten amerikanischen Stadtplanung von heute zugrunde liegen. Stadtplaner und Städtebauer, die an der Gartenstadt gar nicht interessiert sind, stehen dennoch geistig ganz unter dem Einfluß der ihr innewohnenden Prinzipien.

Howard setzte mächtige und stadtzerstörende Ideen in Umlauf: Er war darauf gekommen, daß man, um mit dem Gedeihen einer Großstadt fertig zu werden, aus dem ganzen Organismus gewisse einfache zweckbestimmte Funktionen aussortieren müsse, um sie dann einzeln in relativ unabhängiger Weise neu zusammenzustellen.

Er konzentrierte sich auf die Beschaffung gesunder Wohnmöglichkeiten; es war sein Zentralproblem, dem alles andere untergeordnet war; außerdem definierte er das gesunde Wohnen in den Begriffen der materiellen Qualitäten von Vororten und Kleinstädten. Handel war für ihn eine Angelegenheit von Routine- und standardisierter Versorgung, die einem beschränkten Markt zu genügen hatte. Gute Planung bestand für ihn aus einer Reihe statistischer Leistungen, deren jede alles, was notwendig war, voraussehen und gegen alle, ausgenommen allergeringste spätere Änderungen schützen sollte. Dazu faßte er die Planung in ausgesprochen patriarchalischem, wenn nicht autoritärem Sinne auf. An Aspekten, die seiner Utopia nicht nützen konnten, war er uninteressiert. Insbesondere strich er schlicht das ganze verzweigte, vielschichtige, kulturelle Leben einer Metropole. Er war uninteressiert an den Problemen, die sich aus der Selbstverwaltung einer Großstadt ergeben, oder an Gedankenaustausch oder an neuen wirtschaftlichen Einrichtungen einer Großstadt, und er vergaß an Möglichkeiten zu denken, diese Funktionen zu stärken, weil ja diese Art städtischen Lebens sowieso nicht in seiner Absicht lag.

Sowohl in seinen Zielen als auch in dem, was er davon ausschloß, war Howard innerhalb seiner eigenen Kategorien vernünftig, nicht aber in denen der Stadtplanung. Und doch ist die gesamte moderne Stadtplanung praktisch aus dieser einfältigen Substanz bezogen und weiterentwickelt worden.

Howards Einfluß auf die amerikanische Stadtplanung kam aus zwei Richtungen in den Großstädten zur Geltung: einmal von den funktionellen Planern für Stadt und Umgebung, und dann von den Architekten. Auf der Heerstraße der Planer befand sich auch Sir Patrick Geddes, ein schottischer Biologe und Philosoph, für den die Gartenstadt-Idee nicht so sehr einen guten Ausweg zur Aufnahme des Bevölkerungszuwachses bedeutete, der sonst der Großstadt zugeflossen wäre, sondern einen Ausgangspunkt für ein viel größeres und viel umfassenderes Werk. Für ihn war die Stadtplanung Teil der Planung ganzer Regionen. Unter regionaler Planung sollten dann Gartenstädte über große Gebiete verteilt werden; sie sollten mit dem Naturgelände verschmelzen und gegen Landwirtschaft und Wälder abgewogen werden, um ein einziges weites logisches Ganzes zu bilden.

Howards und Geddes Gedanken wurden in den zwanziger Jahren begeistert in Amerika aufgenommen und durch eine Gruppe ungewöhnlich tüchtiger und ihrer Sache verschriebener Menschen – unter ihnen Lewis Mumford, Clarence Stein, der verstorbene Henry Wright und Catherine Bauer – weiterentwickelt. Sie hielten sich zwar für regionale Planer, aber Catherine Bauer hat die Gruppe vor kurzem richtiger als »Dezentralisten« bezeichnet; dieser Name trifft den Sachverhalt besser, da das Hauptergebnis des regionalen Planens in ihrem Sinne die Dezentralisierung der Großstädte ist, deren Bevölkerung verdünnt werden und deren Unternehmen auf kleinere Städte oder, besser noch, auf Kleinstädte verstreut werden soll. Damals schien es, als werde die Alterskurve der amerikanischen Bevölkerung steigen und die Bevölkerungskurve sich ausgleichen, und als Problem schien sich nicht so sehr die Frage der Unterbringung einer rasch anwachsenden Bevölkerung, sondern einfach die Verteilung einer zahlenmäßig gleichbleibenden Bevölkerung zu stellen.

Wie schon im Falle Howard lag der Einfluß dieser Gruppe weniger in der wortwört-

lichen Ausführung – die hat nie stattgefunden – als im allgemeinen Einfluß auf die Stadtplanung und Verwaltung, und zwar besonders in bezug auf Wohn- und Finanzierungsprobleme. Modellsiedlungen, die von Stein und Wright vor allem in Vorortlagen oder am Rande der Großstädte gebaut wurden, zeigten und popularisierten zusammen mit Schriften und Zeichnungen von Mumford und Bauer Ideen wie die folgenden, die heute unbesehen zur orthodoxen Stadtplanung gehören: Die Straße ist eine schlechte Umgebung für Menschen; die Häuser sollen sich von ihnen abwenden und nach innen auf Grünflächen ausgerichtet sein. Straßen mit vielen Kreuzungen sind Verschwendung und nur für Grundstücksmakler von Vorteil, die den Wert der Grundstücke nach der Frontlänge bemessen. Die Grundeinheit im formalen Städtebau ist nicht die Straße, sondern der Baublock; insbesondere der Superblock. Geschäfte sollen von den Wohnbezirken und Grünflächen abgetrennt werden. Der Nahbedarf eines Bezirks soll »wissenschaftlich« ausgerechnet werden und für diesen begrenzten Bedarf (auf keinen Fall für mehr) angemessener Raum bestimmt werden. Die Gegenwart von vielen Menschen ist im besten Falle ein notwendiges Übel, und eine gute Stadtplanung soll danach streben, zumindest die Illusion von privater vorortlicher Abgeschiedenheit zu erreichen. Die Dezentralisten bliesen auch insofern in Howards Horn, als sie erklärten, daß die geplante Gemeinde als unabhängige Einheit wie eine Insel abgetrennt werden, daß sie künftigen Abänderungen widerstehen müsse und daß jede Kleinigkeit von Anfang an von den Planern vorgesehen und dann beibehalten werden müsse.

Gute Planung hieß also starre Siedlungsplanung.

Um die Notwendigkeit einer Neuordnung der Dinge zu betonen und zu dramatisieren, stürzten sich die Dezentralisten auf die schlechte alte Stadt als Sündenbock. Die gute Funktionsfähigkeit anderer Städte interessierte sie nicht. Sie interessierten sich nur für Fehlschläge. Alles war falsch. Ein Buch wie Mumfords *The Culture of Cities* ist weitgehend nur ein morbider, übertriebener Katalog von Gebrechen. Die Großstadt war Megalopolis, Tyrannopolis, Nekropolis, eine Monstrosität, eine Tyrannei, ein sicherer Tod. Sie mußte weg. New Yorks Innenstadt war ein »verfestigtes Chaos« (Mumford), Form und Aussehen der Großstädte waren nichts als »chaotischer Zufall . . . , die Summe der zusammengewürfelten, widersprüchlichen Launen vieler egozentrischer, schlecht beratener Individuen« (Stein). Die Stadtzentren wurden zu »einem Jahrmakel von Lärm, Schmutz, Bettlern, Souvenirs und schriller Reklame in gegenseitigem Wettstreit« (Bauer).

Wie könnte etwas derart Verdammenswertes den Versuch des Begreifens wert sein? Die Analysen der Dezentralisten, die formalen und funktionellen Entwürfe für den Wohnungsbau, welche diese Analysen begleiteten und aus ihnen abgeleitet waren, bildeten eine neue Vision und beeinflussten die nationale Wohnungs- und Finanzgesetzgebung, wobei nichts aus diesem Lager irgend etwas zu tun hatte mit dem Verständnis für Großstädte oder mit der Pflege von funktionsfähigen Städten. Das lag ja auch nicht im Interesse der Dezentralisten. All diese Dinge waren lediglich Anlaß und Mittel, um die Großstädte über Bord zu werfen, und die Dezentralisten machten keinen Hehl daraus.

Aber in den Schulen für Planung und Architektur, im Kongreß und in den staat-

lichen Behörden und in den Gemeindeverwaltungen wurden die Gedanken der Dezentralisten allmählich als Leitfäden für konstruktive Stadtplanung akzeptiert. Und dies ist das erstaunlichste an der ganzen traurigen Geschichte: daß schließlich die Leute, die aufrichtig für die Kräftigung der Großstädte kämpften, Rezepte anwandten, die eindeutig zu dem Zweck ausgeschrieben worden waren, die vorhandenen Kräfte der Großstädte zu unterminieren und zu vernichten.

Der Mann, der die dramatischste Idee hatte, wie man diese Anti-Stadt-Planung mitten im feindlichen Lager ausbilden sollte, war Le Corbusier. Er erfand in den zwanziger Jahren eine Traumstadt, die er La Cité Radieuse, die strahlende Stadt, nannte: sie bestand nicht aus den von den Dezentralisten so geliebten niedrigen Gebäuden, sondern hauptsächlich aus Wolkenkratzern in Parks. »Angenommen, wir betreten die Stadt durch den Großen Park«, schrieb Le Corbusier: »Unser schneller Wagen fährt auf der erhöhten Schnellstraße zwischen den majestätischen Wolkenkratzern: wenn wir näher kommen, sehen wir eine Wiederholung von vier- und zwanzig Wolkenkratzern gegen den Himmel; links und rechts am Rande jedes Bezirks stehen die städtischen und die Verwaltungsgebäude, und in dem Raum dazwischen sind Museen und Universitätsgebäude. Die ganze Stadt ist ein einziger Park.« In Le Corbusiers vertikaler Großstadt sollten die Durchschnittsbürger zu 3000 je Hektar untergebracht werden, eine phantastisch hohe Bevölkerungsdichte, aber auf Grund des In-die-Höhe-Bauens blieben trotzdem 95 Prozent des Bodens frei. Die Wolkenkratzer sollten nur 5 Prozent der Bodenfläche einnehmen. Die Leute mit hohem Einkommen würden in niedrigeren Luxushäusern um Innenhöfe herum angesiedelt werden, wobei 85 Prozent des Bodens frei bliebe. Hier und da sollten Restaurants und Theater gebaut werden.

Le Corbusiers Planung befaßte sich nicht nur mit der landschaftlichen Umgebung. Er plante außerdem ein soziales Utopia. Sein Utopia bestand in einem Zustand maximaler individueller Freiheit, wie er es nannte, womit er anscheinend nicht die Freiheit für irgend etwas Besonderes meinte, sondern die Freiheit von der üblichen Verantwortung. In seiner Cité Radieuse sollte vermutlich absolut niemand mehr der Hüter seines Bruders sein. Niemand brauchte für sich selbst zu sorgen, niemand sollte auf irgend etwas festgenagelt werden.

Die Dezentralisten und andere treue Vertreter der Gartenstadt waren entsetzt über Le Corbusiers Wolkenkratzerstadt im Park, und sie sind es noch. Und doch kommt die Cité Radieuse ironischerweise direkt von der Gartenstadt her. Le Corbusier übernahm, jedenfalls oberflächlich, das Grundbild der Gartenstadt und arbeitete es aus, um es für hohe Bevölkerungsdichten praktikabel zu machen. Er beschreibt seine Schöpfung als eine ausführbare Gartenstadt. »Die Gartenstadt ist ein Wunschgebilde«, schrieb er. »Die Natur schmilzt unter der Invasion von Straßen und Häusern dahin, und aus der versprochenen Einsamkeit wird eine überfüllte Siedlung . . . Die Lösung liegt in der vertikalen Gartenstadt.«

In einem anderen Sinne noch, nämlich in der relativ schnellen Bejahung durch die Öffentlichkeit, folgte Le Corbusiers Cité Radieuse der Gartenstadt. Die Gartenstadt-Planer und ihre ständig anwachsende Gefolgschaft unter den Wohnungsbaureformern, Studenten und Architekten popularisierten unermüdlich Gedanken, wie

Superblocks, vorgeplante Nachbarschaften, unveränderliche Pläne überhaupt und Grünflächen über alles; mehr noch, sie machten diese Dinge erfolgreich zu Qualitätsstempeln menschenwürdigen, sozial verantwortungsvollen, funktionell hochwertigen Planens überhaupt. Le Corbusier brauchte seine Vision wahrhaftig nicht erst mit humanen oder funktionellen Begriffen zu rechtfertigen. Wenn das große Ziel der Großstadtplanung darin bestand, Klein Hänschen fröhlich im Gras spielen zu lassen, was war denn dann verkehrt an Le Corbusiers Vision? Die Wehklagen der Dezentralisten über Institutionalisierung, Mechanisierung, Entpersönlichung der Großstadt schienen nur überflüssig sektiererisch.

Le Corbusiers Traumstadt hat eine ungeheure Anziehungskraft auf unsere Großstädte ausgeübt. Sie wurde von den Architekten überschwänglich gefeiert und ist allmählich in Unmengen von Siedlungen, angefangen vom sozialen Wohnungsbau bis zu Bürobauten, Wirklichkeit geworden. Außer daß er, jedenfalls oberflächlich, die Prinzipien der Gartenstadt auf große Bevölkerungsdichten anwendbar machte, enthielt der Traum Le Corbusiers noch andere Wunder. Er versuchte, die Verkehrsplanung zu einem integralen Teil der Planung zu machen, und das war in den zwanziger Jahren und bis in den Anfang der dreißiger Jahre hinein ein neuer, aufregender Gedanke. Le Corbusier plante große Verkehrsadern für Einbahn-Schnellverkehr, er beschnitt die Anzahl von Straßen, weil »Kreuzungen ein Feind des Verkehrs« sind. Er schlug unterirdische Straßen für den langsamen Verkehr und für Last- und Lieferwagen vor, und natürlich hielt er, ebenso wie die Gartenstadt-Planer, die Fußgänger von den Straßen fern und verbannte sie in die Parks. Seine Stadt war ein wundervolles mechanisches Spielzeug. Darüber hinaus zeichnete sich sein Entwurf architektonisch durch verblüffende und blendende Klarheit, Einfachheit und Harmonie aus. Er war so ordentlich, so einleuchtend, so leicht zu begreifen! Wie eine gute Reklame war er mit einem einzigen Blick ablesbar. Diese Vision und ihr kühner Symbolismus waren so gut wie unwiderstehlich für Planer, Wohnungsbauspezialisten, Architekten, für Entwickler, Finanziere und auch für Bürgermeister. Ganz gleich, wie vergrößert oder wie ungeschlachtet die formale Gestaltung ausfiel, ganz gleich, wie tödend und nutzlos der offene Raum ist, wie langweilig die Ansicht aus der Nähe – ein Nachahmer Le Corbusiers ruft: »Seht nur, was ich da gemacht habe!« Wie ein großes, personalisiertes Ego erzählen diese Gebilde von den Leistungen des jeweiligen Schöpfers. Aber über die Funktionsfähigkeit der Stadt erzählen sie, genau wie die Gartenstadt, nichts als Lügen.

Obwohl die Dezentralisten mit ihrer Vorliebe für das Ideal gemütlichen Kleinstadt-Lebens niemals ihren Frieden mit Le Corbusiers Vision geschlossen haben, taten es die meisten ihrer Schüler doch. Praktisch kombinieren heute alle intellektuellen Städtebauer beide Konzeptionen in den verschiedensten Abwandlungen. So ist die Technik für Sanierung und Wiederaufbau, die je nachdem »planmäßige Umsiedlung«, »Teilerneuerung«, »Erneuerungsplanung« oder »Konservierungsplanung« genannt wird – was bedeutet, daß ein völliger Abbruch der heruntergekommenen Bezirke vermieden wird –, im Grunde nur ein Trick, um herauszubekommen, wie viele der alten Gebäude man noch stehenlassen kann, um trotzdem eine schwache Version der Kombination »Gartenstadt-Cité Radieuse« hinzubauen. Den Verkehrs-

planern, Gesetzgebern, Städtebauern und Grünflächenplanern – von denen keiner in einem ideologischen Vakuum lebt – dienen diese beiden mächtigen Visionen und die intellektuellere Misch-Version ständig als feste Ausgangspunkte. Sie lassen vielleicht die Visionen selbst hinter sich, schließen Kompromisse, vergrößern, aber sie bleiben feste Ausgangspunkte.

Wir wollen uns noch kurz mit einer anderen, nicht ganz so wichtigen Erbschaft im Besitz der orthodoxen Stadtplanung befassen. Diese geht mehr oder weniger auf die große Columbian Exposition in Chicago, 1893, zurück, die ungefähr um dieselbe Zeit stattfand, in der Howard in England seine Gartenstadt-Gedanken formulierte. Diese Ausstellung stieß die aufregende moderne Architektur, die sich gerade in Chicago zu Wort gemeldet hatte, vor den Kopf und verherrlichte statt dessen eine Art retrogressiver Imitation der Renaissance. Ein schweres, grandioses Monument nach dem anderen wurde in dem Ausstellungspark aufgestellt, das Ganze wirkte wie eine Zuckerbäckerdekoration, und zwar im Sinne einer Art vier-schrötiger, aufgeputzter Vorahnung von Le Corbusiers späterer Aufreihung von Hochhäusern in einem Park. Diese schwelgerische Ansammlung von allem, was reich und monumental war, faszinierte die Phantasie sowohl der Planer wie des Publikums. Sie gab einer Bewegung den Anstoß, die man City Beautiful taufte, und die Planung der Ausstellung war auch tatsächlich von dem Mann bestimmt, der dann zum führenden Planer der City-Beautiful-Bewegung wurde, von Daniel Burnham aus Chicago.

Das eigentliche Ziel der City Beautiful war jedoch die City Monumental. Große Pläne wurden für verschiedene Arten von Barock-Prachtstraßen ausgearbeitet, aus denen zwar meistens nichts wurde; was sich dann aber doch aus der Bewegung herauskristallisierte, war das sogenannte Center Monumental, das monumentale Zentrum der Großstadt, wie es auf der Ausstellung vorexerziert worden war. Stadt auf Stadt baute ihr öffentliches Verwaltungs- oder ihr Kulturzentrum nach diesem Muster. Diese Gebäude wurden entweder, wie am Benjamin Franklin Parkway in Philadelphia, an einer Prachtstraße oder, wie beim Government Center in Cleveland, entlang einer Promenade aufgereiht, oder man umgab sie, wie das Civic Center in St. Louis, mit einem Park, oder man streute, wie im Falle des Civic Center in San Francisco, Grünflächen dazwischen. Ganz gleich, wie sie angelegt wurden, die Hauptsache war, daß diese Monumente vom Rest der Stadt abgesetzt und zu größtmöglicher Gesamtwirkung versammelt waren; das Ganze wurde als Einheit in sich gesondert und klar behandelt.

Man war stolz auf diese monumentalen Zentren, aber die Zentren waren kein Erfolg. Erstens starb die normale Stadt regelmäßig um sie herum ab, anstatt daß sie belebt wurde, und zweitens zogen diese Zentren immer eine Umgebung billiger Kneipen und Gebrauchsgüterläden oder einfach normalen schalen Verfalls an, die nicht zu ihnen paßte. Und dann hielten sich die Leute in bemerkenswertem Maße fern von ihnen. Irgendwie funktionierte die Ausstellung von dem Augenblick an, in dem sie Teil der Großstadt wurde, nicht mehr als Ausstellung.

Die Architektur der City-Beautiful-Zentren kam aus der Mode, aber die Ideen, die

ihr zugrunde lagen, wurden nicht in Zweifel gezogen und hatten niemals mehr Gewicht als heute. Der Gedanke, gewisse kulturelle oder behördliche Funktionen aus dem Gewebe der normalen Großstadt herauszulösen, paßte ausgezeichnet zu den Lehren der Gartenstadt. Die diesbezüglichen Vorstellungen haben sich ebenso harmonisch miteinander verbunden wie die Gartenstadt mit der Cité Radieuse. Aus dem Ganzen wurde ein Mixtum Compositum wie im Falle des riesigen Lincoln-Square-Projektes in New York, wo sich ein monumentales City-Beautiful-Zentrum für Kulturelles inmitten einer Reihe von Cité-Radieuse- und Gartenstadt-Wohn-, Einkaufs- und Sportzentren befindet.

Nach dem gleichen Muster ist das Prinzip des Aussortierens — und des Ordners durch Unterdrückung aller Pläne außer denjenigen der Planer selbst — ohne Schwierigkeiten auf alle möglichen Funktionen der Großstadt ausgedehnt worden; bis heute heißt vorbildliche Großstadtplanung in der Hauptsache lediglich: Placierung (häufig unter Berücksichtigung der Verkehrsverhältnisse) von vielen einzelnen, sorgfältig aus dem Ganzen herausgelösten — aussortierten — städtischen Funktionen.

Vom Anfang bis zum Ende, von Howard und Burnham bis zum letzten Zusatzartikel zum Städteerneuerungs-Gesetz, ist das gesamte Gebräu gänzlich ohne jede Rücksicht auf das Leben der Großstädte selbst gebraut worden. Die Großstädte sind weder untersucht noch respektiert worden, sie durften nur Weihopfer sein.

Die besondere Beschaffenheit von Großstädten

2 Zweck des Bürgersteigs: Sicherheit

Die Straßen in den Großstädten haben noch viele andere Funktionen außer der einen, Platz für die Fahrzeuge zu bieten, und die Bürgersteige — die dem Fußgänger vorbehaltenen Teile der Straße — haben noch viele andere Funktionen, außer Platz für die Fußgänger zu bieten. Alle diese verschiedenen Funktionen hängen zwar mit dem Verkehr zusammen, sind aber keineswegs mit ihm identisch. Innerhalb ihres eigenen Bereichs spielen diese Funktionen eine mindestens so grundlegende Rolle, wie sie dem Verkehr für die gute Funktionsfähigkeit einer Großstadt zukommt.

Ein Bürgersteig in einer Großstadt ist, für sich genommen, ein leerer Begriff. Erst im Zusammenhang mit den angrenzenden Gebäuden und mit deren Nutzung oder erst in Verbindung mit der Benutzung anderer Bürgersteige in der Nähe gewinnt er Bedeutung. Gleiches kann man auch von den Straßen sagen. Die Straßen und ihre Bürgersteige sind die wichtigsten öffentlichen Orte einer Stadt, sind ihre lebenskräftigsten Organe. Was kommt einem, wenn man an eine Großstadt denkt, als erstes in den Sinn? Ihre Straßen. Wenn die Straßen einer Großstadt uninteressant sind, ist die ganze Stadt uninteressant; wenn sie langweilig sind, ist die ganze Stadt langweilig.

Mehr noch, und damit kommen wir auf das Hauptproblem: wenn die Straßen einer Stadt sicher sind und man keine Gewalttätigkeiten auf ihnen zu befürchten hat, dann ist damit die ganze Stadt einigermaßen sicher. Und wenn die Leute finden, eine Großstadt sei als Ganzes oder wenigstens zu Teilen gefährlich, sie sei ein wilder Dschungel, dann meinen sie damit vor allem, daß sie sich auf den Bürgersteigen nicht geschützt fühlen. Die Funktion der Bürgersteige ist aber keineswegs eine passive, so wenig wie diejenigen, die die Bürgersteige benutzen, nur einfach passive Nutznießer einer Sicherheit oder hilflose Opfer einer Gefahr sind. Die Bürgersteige sind wie die angrenzende Nutzung und wie ihre Benutzer in den Großstädten aktive Teilnehmer an der dramatischen Auseinandersetzung der Zivilisation mit jeglichem Barbarentum.

Die Sicherheit der Stadt ist die vornehmste Aufgabe der Straßen und Bürgersteige. Diese Aufgabe unterscheidet sich grundlegend von irgendeiner Aufgabe, die Bürger-

nen sie trotz aller Wechsel von Tätigkeit oder Interesse dort wohnen bleiben. Anders die Menschen, die bei einer Veränderung ihrer Einkommen und ihrer Freizeitbeschäftigungen aus Vororten für die untere Mittelklasse in solche für die mittlere oder obere Mittelklasse umziehen müssen. Aus Kleinstädten muß man in andere Kleinstädte oder in die Großstadt ziehen, um andere Möglichkeiten des Lebens zu finden. Nur Großstadtmenschen brauchen sich aus solchen Gründen nicht vom Fleck zu rühren.

Die Anhäufung von Möglichkeiten jeder Art in der Großstadt und ihre fließende Nutzung und Auswahl durch den Menschen sind positive und nicht negative Faktoren für die Bildung einer beständigen, seßhaften, großstädtischen Nachbarschaft.

Aus diesen positiven Faktoren muß jedoch Kapital geschlagen werden. Sie werden dort vergeudet, so sich Bezirke infolge von Gleichförmigkeit nur für eine engbegrenzte Skala von Einkommensverhältnissen, Neigungen und Familienbedingungen eignen. Nachbarschaften mit Wohnbedingungen für eine festgelegte, abstrakte, statistisch erfaßte Bevölkerung sind Nachbarschaften der Unbeständigkeit. In statistischem Sinne mögen sich ihre Bewohner gleichen, als Menschen tun sie es nicht. Solche Orte werden immer nur Durchgangsstationen bleiben.

Im ersten Teil dieses Buches, den ich hier abschließe, schilderte ich die wesentlichsten Faktoren der Großstadt, ihre besonderen Kräfte und ihre besonderen Schwächen. Wenn wir die Prinzipien begreifen, die sich im Verhalten von Großstädten verbergen, können wir auf den potentiellen positiven Wesensmerkmalen und Kräften aufbauen, anstatt ihnen entgegenzuwirken. Doch zuvor müssen wir uns über die Ziele klar sein, die wir erreichen wollen; wir müssen zum Beispiel wissen, ob wir lebendige, vielseitig genutzte Straßen und andere öffentliche Räume haben wollen, und wenn ja, warum wir sie haben wollen. Zu wissen, was wir wollen, ist jedoch noch längst nicht ausreichend. Der nächste Schritt muß sein, einige Funktionen von Großstädten auf einer anderen Ebene zu untersuchen: wir müssen nach den wirtschaftlichen Grundlagen fragen, auf denen jene lebendigen Straßen und Bezirke für die Nutznießer der Großstadt wachsen.

Voraussetzungen für eine Mannigfaltigkeit in der Großstadt

7 Ursachen der Mannigfaltigkeit

»Ich habe mich oft damit unterhalten«, schrieb James Boswell im Jahre 1791, »mir vorzustellen, was für ein verschiedenes Ding doch ein Ort wie London für die verschiedenen Menschen ist. Diejenigen, deren beschränkter Geist durch die Sicht irgendeiner besonderen Tätigkeit eingeengt ist, sehen es nur durch dieses eine Medium . . . Aber der geistige Mensch steht staunend davor, weil der Ort die Gesamtheit des menschlichen Lebens in all der Mannigfaltigkeit umfaßt, deren Betrachtung unerschöpflich ist.«

Boswell hat hiermit nicht nur eine gute Definition von Großstädten überhaupt gegeben, er hat außerdem den Finger auf eine der größten Schwierigkeiten, mit ihnen fertig zu werden, gelegt. Man erliegt allzu leicht der Verführung, die Funktionen einer Großstadt nach Kategorien, jede für sich, zu betrachten. Genau dies — Analyse von Großstädten nach ihren einzelnen Funktionen — ist zur üblichen Methode funktioneller Stadtplanung geworden. Die Ergebnisse der Einzelanalysen innerhalb der verschiedenen Kategorien werden dann zu »umfassenden Gesamtbildern« zusammengestellt.

Um die Großstädte wirklich zu verstehen, müssen wir jedoch von vornherein als wesentlichstes Phänomen die Verkettungen oder Mischungen der Funktionen erkennen, wir dürfen nicht die einzelnen Funktionen getrennt behandeln. Eine Mischung von Nutzungen, die komplex genug ist, um Sicherheit, öffentliche Kontakte und vielseitige Dienste zu ermöglichen, hängt von den verschiedensten Faktoren ab. Daher lautet die erste und wichtigste Frage funktioneller Stadtplanung: Wie können Großstädte eine ausreichende Mischung von Nutzungen über ihr gesamtes Territorium hinweg erzeugen, um ihre großstädtische Kultur zu erhalten?

Es ist zwar schön und gut, immer wieder das sogenannte große Übel der Öde verantwortlich zu machen und zu begreifen, warum sie so zerstörerische Einflüsse auf das Großstadtleben hat. Aber damit allein kommen wir nicht sehr weit. Denken wir an das Problem, das die Straße mit der hübschen Promenade in Baltimore aufwirft. Mrs. Kostriky hat völlig recht, wenn sie meint, daß die Straße Handel und Wandel als Treffpunkt für die Bewohner brauche, um dem Mangel an öffentlichem Leben und der Monotonie dieses Wohnviertels zu begegnen.

Leider sprießt die fehlende Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit nicht spontan aus der einfachen Tatsache, daß die Straße diese Vorteile dringend braucht. Jeder, der

dort beispielsweise ein Detailgeschäft eröffnen würde, wäre dumm. Er könnte dort nicht existieren. Zu wünschen, daß sich großstädtisches Leben dort irgendwie von selbst ergebe, wäre Illusion. Die Gegend ist eine ökonomische Wüste.

Wenn man die öden grauen Gebiete und Wohnsiedlungen oder die Verwaltungszentren betrachtet, ist es schwer zu glauben, daß Großstädte von Natur aus dazu prädestiniert sind, Mannigfaltigkeit und neue Unternehmen und Ideen jeder Art zu erzeugen und auszubilden. Und daß sie darüber hinaus die naturgegebenen Rahmen für Unmengen verschiedenster kleinerer Unternehmen darstellen.

Die wichtigsten Untersuchungen über die Mannigfaltigkeit und die Größe großstädtischer Unternehmen sind Arbeiten über Fertigungsbetriebe; und hier vor allem die Arbeiten von Raymond Vernon, Autor von *Anatomy of a Metropolis*, und von P. Sargant Florence, der die Auswirkungen der Großstadt auf Fertigungsbetriebe in Amerika und England untersucht hat.

Aus diesen Arbeiten geht hervor, daß die Mannigfaltigkeit unter Fertigungsbetrieben und die Anzahl und der Umfang kleinerer Unternehmen um so größer sind, je größer auch die Stadt ist. Das hat darin seinen Grund, daß große Unternehmen über eine größere Unabhängigkeit verfügen als kleinere; sie können den größten Teil ihres Bedarfs an Arbeit und Ausrüstung selbst decken, sie können alle Bedürfnisse autark regeln und einen weiten Markt beliefern, den sie unabhängig von ihrer örtlichen Lage erreichen können. Sie brauchen nicht in den Großstädten zu liegen. Die kleineren Fertigungsbetriebe befinden sich in der gegenteiligen Situation. Sie sind stets von verschiedensten Belieferungen und Leistungen von außen abhängig, und sie selbst müssen einen begrenzten Markt beliefern, und zwar an Ort und Stelle, denn sie müssen auf die raschen Veränderungen ihres kleinen Marktes reagieren können. Ohne Großstädte gäbe es sie einfach nicht. Abhängig von einer riesigen Vielfalt anderer Unternehmen, tragen sie selbst zur Erweiterung dieser Vielfalt bei. Dieser Punkt ist wichtig: Die Mannigfaltigkeit der Großstadt gestattet und fördert wiederum größere Mannigfaltigkeit.

Die Situation ist für viele andere Branchen und Berufe ähnlich. Die Vorteile der Großstadt für kleine Unternehmen gelten ebenso für den Einzelhandel wie auf den Gebieten des Kulturellen und der Unterhaltungsindustrie. Eine Großstadtbevölkerung ist eben groß genug, um eine umfangreiche Skala an Abwechslung und Auswahl in all diesen Dingen zu tragen. Große Unternehmen haben größere Vorteile in kleineren Siedlungen; Kleinstädte und Vororte sind beispielsweise die natürlichen Absatzgebiete für riesige Supermarkets und haben dafür kaum Raum für andere Lebensmittelläden; sie sind zuständig für große Lichtspielhäuser und Autokinos, aber kaum für anderes auf dem Gebiet des Theaters. Es sind einfach nicht genügend Menschen vorhanden, um einem Mehr an Abwechslung eine Existenzgrundlage zu geben, obwohl es wahrscheinlich viele Leute in diesen Siedlungen gibt, welche die Abwechslung in Anspruch nehmen würden; aber es wären nicht genug. Großstädte hingegen sind natürliche Absatzmärkte für Supermarkets, Großkinos und für Delikatessengeschäfte, Wiener Bäckereien, Filmklubs usw.; alles existiert nebeneinander, die Standard- neben den Spezialangeboten.

Typisch ist, daß in lebendigen und beliebten Gegenden die kleinen Unternehmen

das Übergewicht haben*. Wenn diese kleinen Unternehmen einmal nicht mehr von ihrer nächsten Nachbarschaft leben können, dann geht ihnen der Vorteil der Großstadt verloren. Denn es ist nicht etwa so, daß in einem gegebenen geographischen Gebiet die Hälfte der Bewohner auch die Hälfte solcher Unternehmen tragen, wenn diese Unternehmen in doppelter Entfernung liegen. Sobald Entfernungsprobleme ins Spiel kommen, gehen die kleinen individuelleren Spezialbetriebe zugrunde.

Da wir uns aus einem landwirtschaftlichen und kleinstädtischen Staat in einen großstädtischen verwandelt haben, sind die geschäftlichen Unternehmen zahlreicher geworden, und zwar nicht nur in absoluten Zahlen, sondern auch in Relationsbegriffen ausgedrückt. Im Jahre 1900 gab es einundzwanzig nichtländliche Unternehmen auf je tausend Personen der gesamten Bevölkerung in den USA. Im Jahre 1959 kamen, obwohl sich in der Zwischenzeit die Riesenunternehmen ungeheuer vermehrt hatten, 26½ unabhängige nichtländliche Unternehmen auf je tausend Personen der Bevölkerung. Mit der Verstädterung wachsen die Großen, aber die Kleinen werden zahlreicher.

Die meisten Faktoren der Mannigfaltigkeit, die ich im ersten Teil dieses Buches ausführlich behandelt habe, hängen direkt oder indirekt von dem Vorhandensein eines reichlichen, bequem gelegenen und vielfältigen Handels ab. Es gehört aber noch mehr dazu: überall, wo man einen Stadtbezirk mit reichlicher Abwechslung an Geschäften erlebt, pflegt man außerdem noch eine ganze Reihe anderer Arten von Mannigfaltigkeit festzustellen; vielfältige kulturelle Möglichkeiten, Theater aller Art, eine vielschichtig zusammengesetzte Bevölkerung und unterschiedlichste Besucher. Das ist kein Zufall. Die gleichen physischen und wirtschaftlichen Bedingungen, die Mannigfaltigkeit im Handel erzeugen, hängen eng zusammen mit dem Vorhandensein anderer Arten großstädtischer Vielfalt.

Daß man Großstädte als die natürlichen wirtschaftlichen Urheber und Förderer der Mannigfaltigkeit bezeichnen kann, heißt nun nicht, daß Großstädte automatisch, allein durch ihre Existenz, Mannigfaltigkeit hervorbringen. Sie bringen sie hervor auf Grund des leistungsfähigen Reservoirs an Möglichkeiten, das sie bilden. Wo es ihnen nicht gelingt derartige Reservoirs zu bilden, versagen sie, was die Mannigfaltigkeit betrifft, kaum weniger als kleine Siedlungen. Für uns ist in diesem Zusammenhang das erstaunliche Faktum wichtig, daß Großstädte Mannigfaltigkeit außerordentlich ungleich erzeugen.

So genießen zum Beispiel die Menschen, die in Bostons North End, auf der Upper East Side in New York oder in San Franzisko auf dem North Beach-Telegraph Hill wohnen, durchaus eine beträchtliche Mannigfaltigkeit. Die Besucher von außen tragen eine Menge dazu bei. Aber nicht die Besucher haben ursprünglich die Grundlagen für die Vielseitigkeit solcher Bezirke gelegt, sie haben lediglich herausbekom-

* Im Einzelhandel zeigt sich diese Tendenz immer mehr. Richard Nelson, der den Grundstücksmarkt in Chicago analysierte, untersuchte die Nachkriegsentwicklung im Einzelhandel in ungefähr zwanzig Bezirken der Innenstadt und stellte fest, daß der Umsatz der größeren Warenhäuser zurückgegangen, der der markengebundenen Einzelhändler ungefähr gleichgeblieben ist, während der Umsatz der kleinen und Spezialgeschäfte (deren Anzahl sich erhöhte) zugenommen hat.

men, daß sie dort bereits vorhanden war, und sind gekommen, um an ihr teilzuhaben und sie damit noch zu intensivieren.

Andersseits gibt es in riesigen städtischen Siedlungen Menschen, deren Leben kaum mehr als Stagnation aufweist und die schließlich in einer tödlichen Unzufriedenheit mit ihrer Umgebung hadern. Es sind nicht etwa Menschen, die anders sind als andere, irgendwie langweiliger oder unempfänglicher für Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit. Häufig sind unter ihnen sogar ganze Gruppen, die krampfhaft versuchen, diese wichtigen Eigenschaften irgendwo zu entdecken. Nein, irgend etwas stimmt einfach nicht an diesen Bezirken, irgend etwas fehlt, das die Fähigkeiten der Bevölkerung eines solchen Bezirks anspornen kann, wirtschaftlich anregend zu wirken und leistungsfähige Reservoirs für die verschiedensten Funktionen zu bilden.

Anscheinend ist der Zahl von Menschen, deren potentielle großstädtische Eigenschaften vergeudet werden können, keine Grenze gesetzt. Da ist zum Beispiel der Bezirk Bronx in New York mit an die eineinhalb Millionen Einwohnern. Bronx ist in beklagenswertem Ausmaß bar jeder großstädtischen Lebendigkeit, Vielseitigkeit und Anziehungskraft. Es hat gewiß seine treuen Stammeinwohner; die wohnen meistens in der Nähe kleiner, schüchternen Versuche von Straßenleben, hier und dort in der »alten Nachbarschaft« verstreut; aber viel sind es nicht.

An so simplen städtischen Annehmlichkeiten, wie einigermaßen interessanten oder netten Restaurants, haben die eineinhalb Millionen Menschen in Bronx nichts vorzuweisen. Kate Simon, Verfasserin eines Führers für New York, *New York Places and Pleasures*, beschreibt Hunderte von Restaurants und andere geschäftliche Unternehmen, vor allem in überraschenden und abseits vom Wege liegenden Bezirken von New York. Sie ist kein Snob und möchte ihren Lesern sehr gern preiswerte Entdeckungen vorstellen. Aber obwohl Miss Simon sich sehr bemüht, mußte sie diesen ganzen großen Bronx-Bezirk als hoffnungslos weglassen; sie hat in keiner Preislage etwas Empfehlenswertes gefunden. Nachdem sie den zwei echt großstädtischen Attraktionen in diesem Bezirk, dem Zoo und dem Botanischen Garten, ihre Reverenz erwiesen hat, weiß sie kaum einen Ort außerhalb des Zoogeländes zu nennen, an dem man essen kann. Die einzige Gelegenheit, die sie anzubieten wagt, begleitet sie mit folgender Entschuldigung: »Die Umgebung verliert sich traurig in einem Niemandsland, und das Restaurant könnte ein wenig Renovierung vertragen, aber zum Trost kann man das Bewußtsein haben . . . daß vermutlich die gesamte ärztliche Kunst von Bronx versammelt um einen herum sitzt.«

Wenn schon der Bronx-Bezirk eine klägliche Verschwendung großstädtischer Möglichkeiten darstellt, dann mache man sich die noch viel traurigere Tatsache klar, daß es sogar ganzen Großstädten möglich ist, mit kümmerlich wenig Mannigfaltigkeit und Auswahl an Möglichkeiten zu existieren. Ganz Detroit ist praktisch genauso bar jeglicher Lebendigkeit und Vielfalt wie der Bronx-Bezirk in New York. Es besteht aus aneinandergereihten Ringen grauer, funktionsunfähiger Gürtel. Nicht einmal die Innenstadt von Detroit kann ein einigermaßen ansehnliches Maß an Mannigfaltigkeit bieten. Es ist trostlos und langweilig und nach sieben Uhr abends so gut wie ausgestorben.

Dabei sind die Voraussetzungen für eine Großstadtvietfalt sehr leicht zu ermitteln;

man braucht lediglich die Orte zu beobachten, an denen sie gedeiht, und den wirtschaftlichen Gründen für ihr Gedeihen an solchen Orten nachzugehen. Die Ergebnisse sind zwar verwickelt, und die Faktoren, aus denen sie sich zusammensetzen, können höchst unterschiedlich sein — das Komplexe der Ergebnisse basiert jedoch immer auf greifbaren wirtschaftlichen Beziehungen, die im Prinzip wesentlich einfacher zu verstehen sind als ihre komplexen Ergebnisse.

Um eine reiche Mannigfaltigkeit in den Straßen und Bezirken einer Großstadt zu erzeugen, sind vier Voraussetzungen unerlässlich:

1. Der Bezirk als Ganzes (und so viel seiner inneren Teile wie möglich) muß mehr als einer primären Funktion dienen, möglichst mehr als zweien. Diese müssen die Gegenwart von Menschen sichern, welche sich nach verschiedenen Tagesplänen und zu verschiedenen Zwecken auf den Straßen bewegen, aber gemeinsam viele Dienste in Anspruch nehmen.
2. Die meisten Baublocks müssen kurz sein, das heißt, es muß zahlreiche Gelegenheiten für Lang- und Querverkehr geben.
3. Der Bezirk muß Gebäude mischen, deren Alter und Zustand verschieden ist; auch alte Gebäude müssen in vernünftigem Verhältnis darunter sein, damit alle Gebäude zusammen hinsichtlich der wirtschaftlichen Rente, die sie einzubringen haben, variieren. Diese Mischung muß ziemlich feinkörnig sein.
4. In einem Bezirk müssen genügend Menschen konzentriert sein, ganz gleich, aus welchem Anlaß sich diese Menschen dort aufhalten; das schließt dichte Konzentration der Bewohner ein.

Die Notwendigkeit dieser vier Voraussetzungen ist die wichtigste These dieses Buches. In der Kombination erzeugen diese Voraussetzungen wirksame wirtschaftliche Funktionsreservoirs. Alle vier sind *gleichzeitig* notwendig, um großstädtische Mannigfaltigkeit zu erzeugen; wenn eine der vier Bedingungen fehlt, bleibt die potentielle Leistungsfähigkeit eines Bezirks unausgeschöpft. Sind alle vier Bedingungen gegeben, dann werden deshalb noch lange nicht alle Stadtbezirke die gleiche Art von Mannigfaltigkeit aufweisen. Die Möglichkeiten der verschiedenen Bezirke unterscheiden sich aus vielen Gründen; aber mit diesen vier Bedingungen (oder der bestmöglichen Annäherung an ihre volle Entwicklung) sollte ein Bezirk in der Großstadt fähig sein, seine besonderen Möglichkeiten zu realisieren, in welcher Richtung diese auch liegen mögen. Die Skala mag sich nicht immer bis zu afrikanischer Plastik, zu Schauspielschulen oder exotischen Restaurants ausdehnen, aber normale Unternehmen, wie Geschäfte der verschiedensten Art, Gewerbeschulen, Kinos, Einwandererklubs, Restaurants usw., sollte es geben können; und mit ihnen auch wirkliches Großstadtleben.

Raskin schreibt, wie erwähnt, in seinem Essay über die Abwechslung, daß der größte Fehler den die heutige funktionelle Stadtplanung macht, der ist, daß sie Monotonie überhaupt zuläßt. Vielleicht ist der nächstgrößte Fehler der, daß ihr das Problem der *Umfangs* der Nutzung nicht klar ist oder daß sie es mit dem Problem der *Nutzungsart* verwechselt. Gerade dies führt jedoch zu optischer (und manchmal funktioneller) Sprengung der Straßen oder zu undifferenzierten Versuchen, alle möglichen Nutzungen aus den Straßen herauszuziehen, ohne ihre Größe und ihre tatsächlichen funktionellen Wirkungen zu berücksichtigen. Auf solche Art und Weise wird manche vorhandene Mannigfaltigkeit ganz unnötig zerstört.

Gewiß gedeihen in Stadtbezirken mit blühender Vielfalt auch seltsame und unvorhersehbare Nutzungen und Erscheinungen. Aber das muß nicht unbedingt ein negativer Faktor für die städtische Mannigfaltigkeit sein. Es gehört dazu, es gehört zu den Bestimmungen der Großstadt.

Paul J. Tillich, Professor für Theologie in Harvard, schrieb dazu:

»Ihrer Natur nach bietet die Metropole das, was sonst nur Reisen bieten, nämlich das Fremde. Da das Auftreten von Fremdartigem zu Fragen anleitet und an altvertrauten Traditionen rüttelt, dient es dazu, den Verstand anzuregen . . . Es gibt keinen besseren Beweis für diese Tatsache als die Versuche aller totalitaristischen Regierungen, das Fremde ihren Untertanen fernzuhalten . . . Man schneidet große Städte in Stücke, von denen jedes kontrolliert, gesäubert und gleichgeschaltet wird. Auf diese Weise wird beides, das Geheimnisvolle des Fremden und die kritische Vernunft der Menschen, aus den großen Städten entfernt.«

Ursachen für Verfall und Regeneration

13 Die Selbsterstörung großstädtischer Mannigfaltigkeit

Zusammenfassend kann man sagen, daß die amerikanischen großen Städte alle möglichen Formen von sich gegenseitig fördernder Mannigfaltigkeit brauchen. Sie brauchen sie für eine gute und konstruktive Funktion und für das Fortschreiten der gesellschaftlichen Entwicklung. Für einige Institutionen, die zu großstädtischer Vielfalt beitragen, wie zum Beispiel für Parks, Museen, Schulen, Vortragssäle, Krankenhäuser, manche Büros und manche Wohnbauten, sind offizielle und halboffizielle Stellen verantwortlich. Jedoch wird der Hauptteil großstädtischer Mannigfaltigkeit von einer Unzahl verschiedener Menschen und verschiedener privater Organisationen außerhalb des offiziellen Rahmens gemeindlicher Verwaltungspolitik geschaffen. Das wichtigste Ziel der Stadtplanung sollte daher sein, Städte zu schaffen, deren Atmosphäre der Entwicklung solcher inoffizieller Pläne, Gedanken und Möglichkeiten ebenso förderlich ist wie dem Gedeihen öffentlicher Einrichtungen.

In den Kapiteln des dritten Teils dieses Buchs sollen nun verschiedene machtvolle Faktoren behandelt werden, die das Ausschlagen von Mannigfaltigkeit und Dynamik zum Guten oder zum Bösen beeinflussen. Dabei werden nur Stadtbezirke ins Auge gefaßt, in denen keine der vier Voraussetzungen zur Ausbildung von Mannigfaltigkeit fehlt, die also in der Ausbildung von Vielfalt nicht behindert sind.

Bei den negativen Kräften handelt es sich um folgende: die Tendenz besonders dynamischer Bezirke, ihre eigene Mannigfaltigkeit zu zerstören; die Tendenz, durch massives Auftreten einzelner Elemente (von denen viele notwendig und an sich wünschenswert sind) abstumpfend zu wirken; die Tendenz, die Bildung von Mannigfaltigkeit durch die Unstabilität der Bevölkerung zu behindern; die Tendenz öffentlicher und privater Gelder, Entwicklungen und Differenzierungen entweder zu überfüttern oder verhungern zu lassen.

Diese Faktoren stehen selbstverständlich alle miteinander in wechselseitiger Beziehung. Es ist aber angebracht und nützlich, jeden dieser Faktoren einzeln für sich zu behandeln, um ihn in seiner Wirkung zu durchschauen. Erst wenn das gelungen ist, kann man versuchen, ihn zu bekämpfen oder, besser noch, konstruktiv zu lenken.

Da ist also als erstes die Tendenz, daß sich überdurchschnittlich funktionsfähige Stadtbezirke als reine Folge ihrer Funktionsfähigkeit selbst abdrosseln. Solche Selbsterstörung der Mannigfaltigkeit ist beispielsweise der Grund dafür, daß unsere Innenstädte ständig ihr Zentrum verlegen und selbst umherwandern. Was

wiederum viele Bezirke veröden läßt und der Grund für sehr viel Stagnation und Niedergang in den Innenstädten ist.

Eine Selbstzerstörung dieser Art kann in einzelnen Straßen, an einzelnen kleinen Brennpunkten, in Straßengruppen oder auch in ganzen Bezirken vor sich gehen. Der letzte Fall ist der schwerstwiegende.

Ganz gleich, welche Form die Selbstzerstörung annimmt, in großen Zügen spielt sich immer das gleiche ab: Eine differenziertere Nutzungsmischung irgendwo in der Stadt gewinnt besondere Popularität und ist besonders funktionsfähig im ganzen. Auf Grund des Erfolgs der Lokalität, der stets auf blühende und dynamische Mannigfaltigkeit zurückzuführen ist, entwickelt sich ein heftiger Wettbewerb um den Raum an diesem Ort, der schließlich zu Liebhaberpreisen gehandelt wird.

Die Gewinner in diesem Wettbewerb um den Raum können immer nur einem engbegrenzten Teil der vielen verschiedenen Nutzungen obliegen, welche zusammen den Erfolg des Bezirks ausmachen. Die wenigen Unternehmen, die sich als ertragreichste erwiesen haben, werden sich ständig vermehren und zum Schluß die anderen weniger ertragreichen Nutzungen aus dem Bezirk verdrängen. Das gleiche gilt für Wohnungen in solchen Bezirken. Die Gewinner im Wettbewerb werden nur einer ganz bestimmten Kategorie der Gesamtbevölkerung angehören; sie sind klassifiziert durch die während des Wettbewerbs hochgetriebenen Kosten.

Einzelne Straßen sind im allgemeinen mehr dem Wettbewerb des Einzelhandels ausgeliefert, ganze Bezirke mehr dem Wettkampf, der sich aus der Anziehungskraft von Arbeits- und Wohnstätten ergibt.

Der Vorgang ist stets der gleiche: eine alles beherrschende Nutzung geht schließlich siegreich aus derartigen Wettbewerben hervor; oder es sind nur einige wenige. Der Sieg steht jedoch auf tönernen Füßen, im Verlauf des Kampfes ist der funktionsfähige Organismus meist zerstört worden.

Von diesem Augenblick an wird ein Bezirk dann allmählich von all den Menschen verlassen, die ihn anderer als der siegreichen Nutzungen wegen besuchten oder bewohnten, denn die anderen Nutzungen sind nun im Hintertreffen oder ganz verschwunden. Der Ort wird sowohl optisch wie funktionell monoton. Daraus folgen alle wirtschaftlichen Nachteile der ungenügenden Verteilung von Menschen über die Tag- und Nachtstunden in den Straßen, und der Ort ist in Kürze nicht einmal mehr für die beherrschende Nutzung geeignet. Ganz so ist es der Innenstadt von Manhattan ergangen.

Es gibt in unseren Städten viele Straßen, die auf diese Weise bereits heruntergekommen sind und im Zustand der Stagnation verharren. An anderen wiederum kann man den Ablauf des Prozesses genau beobachten; sie stecken noch mitten drin. So befindet sich gerade eine Straße in Greenwich, die Dritte Straße, in derartigen Schwierigkeiten. Die Dritte Straße war auf eine mehrere Baublocks umfassende Strecke ungemein beliebt geworden; sie zog viele Touristen an durch die lokale Bohème-Atmosphäre ihrer Cafés und kleinen Wirtschaften, unter welche sich – zuerst – einige wenige Nachbars gemischt hatten. Es war eine interessante Gegend mit allen möglichen Geschäften und ein Wohnbezirk für eine stabile italienische Bevölkerung und für Künstler. Vor fünfzehn Jahren noch stellten die abendlichen

Besucher einen konstruktiven Teil des gemischten öffentlichen Lebens in diesem Gebiet dar. Die allgemeine Lebendigkeit, zu der sie beitrugen, gehörte auch für die Bewohner zu den Anziehungspunkten.

Heute sind die Nachtlokale in der Straße vorherrschend, also auch im öffentlichen Leben der Straße. Sie haben in den Bezirk, der bis dahin ausgezeichnet mit seinen fremden Besuchern fertig geworden war, viel zuviel Fremde gezogen, die im allgemeinen zu unsichere Kantonisten sind, als daß die ansässige Bevölkerung ihnen Widerpart bieten könnte. Die Vermehrung der einträglichsten Nutzung ist auch hier im Begriff, die Grundlage ihrer eigenen Anziehungskraft zu unterminieren.

Man kann die gleiche Selbstzerstörung der Mannigfaltigkeit auch an besonders anziehenden Brennpunkten und Straßenabschnitten beobachten. So in Philadelphia an der Kreuzung von Chestnut und Broad Street. Die Kreuzung war vor ein paar Jahren Brennpunkt der abwechslungsreichen Geschäftsgegend von Chestnut Street, und die Ecken der Kreuzung waren das, was Grundstücksmakler eine »Hundertprozent«-Lage nennen. Eine der Ecken wurde von einer Bank eingenommen. Drei andere Banken wollten offenbar ebenfalls an dieser Hundertprozent-Ecke sitzen und kauften sich dort ein. Von dem Augenblick an war es jedoch mit der Hundertprozent-Lage vorbei. Heute ist die Kreuzung ein lebloser Riegel, und die dynamische Vielfalt an Geschäften und Betrieben ist von der Kreuzung fort in die Straßen zurückgedrängt worden.

Manchmal, und besonders dann, wenn die Baublocks nicht zu lang sind, können einzelne Straßen eine ganze Menge an Vermehrung erfolgreicher Nutzungen absorbieren oder sich nach vorübergehender Stagnation wieder regenerieren. Wenn sich jedoch die ganze Nachbarschaft der Straßen und ganze Bezirke auf übertriebene Einseitigkeit der nun einmal ertragreichsten Nutzung einstellen, dann ist das Problem wesentlich ernster.

Schlagende Beweise für derartige Auswirkungen von Einseitigkeit kann man in vielen Innenstädten beobachten. Die einstigen historischen Stätten von Bostons Innenstadt zum Beispiel lassen sich wie Versteinerungen von Schichten und Schichten einzelner isolierter Nutzungen verfolgen. Die Planungsbehörde in Boston hat sie einmal, als sie die Nutzung ihrer Innenstadt analysieren wollte, auf der Karte mit verschiedenen Farben gekennzeichnet: je eine bestimmte Farbe für Verwaltungs- und Finanzbüros, für Regierungsgebäude, Vergnügungsstätten usw. Die stagnierenden Bezirke erscheinen auf dieser Karte praktisch als eine Serie einfarbiger Flecke. Andererseits gibt es auf der Karte dort, wo die Back Bay auf eine Ecke der öffentlichen Promenade trifft, ein »gestreiftes« Gebiet. Dieses Gebiet war zu komplex zusammengesetzt, um die einzelnen Nutzungen genau festzuhalten, also lief es unter »gemischt«. Und es ist der einzige Teil von Bostons Innenstadt, der im Augenblick dynamische Tendenzen zeigt, sich wandelt, wächst und sich einer lebendigen Stadt entsprechend verhält.

Derartige Gebiete »assortierter« Nachbarschaften wie in Boston werden gemeinhin etwas vage für die Folge-Erscheinungen von umherwandernden Innenstadtzentren gehalten. Das sind sie aber keineswegs. Diese Klumpen von übertrieben einseitiger

Nutzung sind die *Ursache* dafür, daß die Zentren der Innenstädte sich woandershin verlegt haben. Die ursprüngliche Mannigfaltigkeit ist durch die hemmungslose Ausnutzung eines Erfolges aus den Bezirken hinausgedrängt worden.

Ein umherwanderndes Innenstadtzentrum läßt meist, zusammen mit den Klumpen einseitiger Nutzung, noch Gebiete zurück, die vollkommen nichtssagend sind; es sind die Orte, die von der intensiven allgemeinen Mannigfaltigkeit der Umgebung ausgelassen wurden und die von der neuen spezifischen Nutzung auch nicht profitieren können, da diese eine zu geringe und begrenzte Verteilung des Publikums auf den Straßen mit sich bringt.

Anscheinend spielt sich die gleiche Selbsterstörung von Mannigfaltigkeit als Folge einseitiger Nutzung auch in London ab. Ein Artikel vom 9. Januar 1959 über Probleme der Planung von Londons Innenstadt im *Journal of the Town Planning Institute* berichtet folgendes:

»Seit vielen Jahren ist jede Mannigfaltigkeit aus der City (dem Bank- und Finanz-Zentrum) verschwunden. Das wimmelnde Tagespublikum dort steht in großem Kontrast zu den nur fünftausend Personen in der Nacht. Was in der City geschehen ist, geschieht jetzt im West End. Viele, die Büros im West End haben, behaupten, daß sie sich dort ihrer Kunden wegen niedergelassen haben, wegen der Hotels, Klubs, Restaurants, und um ihren Angestellten die Benutzung der Geschäfte und der Parks zu ermöglichen. Wenn jedoch dieser Prozeß weitergeht, werden eben diese Vorzüge von den Bürogebäuden aufgeschluckt werden, und aus dem West End wird ein ödes Meer von Büroblocks werden.«

Wir haben nur kümmerlich wenig wirklich funktionsfähige Wohnbezirke in unseren amerikanischen Städten. Die meisten Wohnbezirke haben niemals über die vier grundlegenden Voraussetzungen zur Förderung von Abwechslung verfügt. Wenn aber die relativ wenigen lebendigen Wohnbezirke einmal wirklich eine besondere Anziehungskraft ausstrahlen, dann unterliegen sie den gleichen Gefahren der Selbsterstörung wie die Innenstädte. In solchen Bezirken wird es dann für Bauunternehmer einträglich, in großem Umfang für gutzahlende Mieter zu bauen. Das sind meistens kinderlose Leute, die Unsummen für den kleinsten Raum zahlen wollen und können. Die Unterbringung engbegrenzter Bevölkerungsschichten verdrängt dann wieder das Gewebe der Mannigfaltigkeit und damit andere Bevölkerungsschichten. Genau dies geht im Augenblick in rasantem Tempo in großen Teilen von Greenwich Village, Yorkville und auf der East Side von Manhattan vor sich. Das, was so bewundert wurde und magnetisch wirkte, wird durch neu Hinzuziehende vernichtet – mit dem Akt des Zuzuges selbst.

Der hier geschilderte Prozeß findet immer nur in Gebieten begrenzten Umfangs statt, da er sich nur als Folge ungewöhnlicher Anziehungskraft eines Gebietes einstellt. Trotzdem ist die zerstörerische Macht des Prozesses größer und ernster, als die jeweilige geografische Begrenzung annehmen ließe. Die reine Tatsache, daß der Prozeß nur in ungewöhnlich funktionsfähigen Gebieten stattfindet, erschwert es unseren Städten, auf einer einmal vorhandenen ungewöhnlichen Funktionsfähigkeit aufzubauen, sie auszubauen. Allzuoft tritt die gegenteilige Wirkung ein.

Hinzu kommt, daß die Mittel, mit denen eine ungewöhnliche Funktionsfähigkeit

vernichtet wird, für die Städte doppelt destruktiv sind. Zu derselben Zeit nämlich, in der neue Bauten und übertriebene einseitige Nutzungen irgendeinen Ort zerstören, werden die gleichen Bauten und Nutzungen anderen Bereichen entzogen, wo sie die Mannigfaltigkeit erhöhen und stärken würden.

Aus irgendwelchen Gründen sind Banken, Versicherungsgesellschaften und Repräsentationsbüros immer die gefräßigsten Zerstörer in dieser Hinsicht. Man sehe sich an, wo Banken oder Versicherungsgebäude aufeinandersitzen, und man wird nur zu oft feststellen, daß dort ein früher dynamisches Zentrum durch diese Institutionen ersetzt, daß dort ein Brennpunkt von Lebendigkeit nivelliert worden ist. Vermutlich ist dieser merkwürdige Umstand auf zwei Ursachen zurückzuführen. Solche Organisationen sind konservativ. In Hinsicht auf die Wahl des Geschäftssitzes innerhalb der Stadt heißt das, daß man dort investiert, wo die Situation bereits als stabil gilt. Und dann haben diese Organisationen Geld und können so die Mehrzahl aller Wettbewerber für den Raum, den sie haben wollen, überbieten. Wunsch und Möglichkeit, sich in erfolgreich funktionierenden Bezirken niederzulassen, werden auf diese Weise bei Banken und Versicherungen in Einklang gebracht, ebenso von Gesellschaften, die Repräsentationsbüros brauchen und die keine Schwierigkeiten haben, bei Banken und Versicherungen Geld aufzunehmen.

Es wäre jedoch irreführend, wollte man sich auf einzelne Schuldige unter den verschiedenen Nutzungen festlegen. Zu viele andere Nutzungen üben den gleichen wirtschaftlichen Druck aus und landen bei den gleichen Pyrrhussiegen.

Vernünftiger ist es, das Problem als Folge der schlechten Funktion der Städte selbst zu begreifen.

Erstens ist ja der Erfolg die Ursache für die Selbsterstörung der Mannigfaltigkeit und nicht das Versagen.

Zweitens ist dieser Prozeß nur eine Fortsetzung des gleichen wirtschaftlichen Prozesses, der vorher selbst zu dem Erfolg geführt hat und wesentlich für ihn war. Mannigfaltigkeit bildet sich in einem Bezirk immer auf Grund wirtschaftlicher Möglichkeiten und wirtschaftlicher Anziehungskraft. Vielleicht sind schon während der Wachstumsperiode einige einmalige Nutzungen hinausgedrängt worden, weil sie eine geringe wirtschaftliche Rendite für den bebauten Boden ergaben. Andererseits aber bildet sich während der Wachstumsperiode die neue Mannigfaltigkeit nicht nur auf Kosten einmaliger Unternehmen von geringem Ertrag, sondern zugleich auf Kosten einer bereits existierenden Einseitigkeit der Nutzung. Die gleichgearteten Nutzungen werden im Verhältnis zum Wachstum der Mannigfaltigkeit hinausgedrängt. Auch dies ist Resultat des rein wirtschaftlichen Wettbewerbs um Raum, aber gleichbedeutend mit einer Vermehrung der Vielfalt.

An irgendeinem Punkt hat sich dann die Mannigfaltigkeit so weit entwickelt, daß neue Elemente in der Hauptsache nur im Wettbewerb mit den bereits vorhandenen hinzukommen können. Dabei wird nur relativ wenig der gleichen Nutzung, vielleicht überhaupt keine, hinausgedrängt. Dieser Zustand bedeutet dann den Höhepunkt der möglichen Mannigfaltigkeit.

Die Frage ist also, wie man übertriebenen Zuwachs an dem einen Ort bremsen und ihn statt dessen an andere Orte leiten kann, wo er sich nicht als übertriebener, son-

dem als gesunder Zuwachs auswirkt. Solche Orte dürfen nicht gedankenlos bestimmt werden, es müssen Orte sein, an denen die zur Diskussion stehende Nutzung gute Möglichkeiten für dauerhafte Funktion haben wird. Das ist auch im Interesse der Nutzung selbst besser als das Niederlassen an einem Ort, dessen Selbstzerstörung vorzuzusehen wäre.

Eine Lenkung in dieser Form könnte durch eine Kombination von drei Maßnahmen möglich gemacht werden: Anweisung der Nutzungsarten im Sinne der Mannigfaltigkeit, feste Linien in der öffentlichen Baupolitik und Förderung des Wettbewerbs im Interesse einer großstädtischen Vielfalt.

Eine Anweisung der Nutzungsarten im Sinne der Mannigfaltigkeit ist zwar gänzlich verschieden von der üblichen Kontrolle und Planung mit dem Ziel der Konformität, hat aber wie jede Nutzungsbindung eine einschränkende Funktion. In einer bestimmten Form existiert eine solche Kontrolle im Interesse der Mannigfaltigkeit bereits: Vorschriften zur Rettung historisch wertvoller Gebäude, die sich weiterhin von ihrer neuen Umgebung absetzen sollen. Eine etwas weiter entwickelte Form dieser Kontrolle wurde von den Interessengemeinschaften der Bürger von Greenwich Village vorgeschlagen und von der Stadt New York 1959 genehmigt: Auf gewissen Straßen wurden die Gebäudehöhen drastisch reduziert. Dabei gab es auf den meisten der betroffenen Straßen bereits zahlreiche Gebäude von exzessiver Höhe. Das ist jedoch keineswegs unlogisch, sondern genau der Grund dafür, daß man neue Begrenzungen forderte: damit eben die niedrigeren Gebäude nicht weiterhin durch übertriebenen Zuwachs an hohen ersetzt werden sollten. Der Gleichheit wurde eine Schranke gesetzt und damit eine Kontrolle im Interesse der Abwechslung, wenn auch nur in relativ wenigen Straßen und in sehr begrenzter Hinsicht, eingeführt.

Eine Anweisung der Nutzungsarten im Sinne der Mannigfaltigkeit sollte nicht dazu führen, die vorhandenen Bedingungen und Nutzungen auf einem Status quo zu halten. Vielmehr bestünde ihre Aufgabe darin, dafür zu sorgen, daß Änderungen nicht wie so oft von nur einer einzigen Nutzung und noch dazu in zu großem Umfang in Szene gesetzt werden. Häufig gewönne man mit dieser Kontrolle gleichzeitig Schutz gegen Auswechslung zu vieler Gebäude auf einmal. Im übrigen ist eine Kontrolle, die direkt auf eine Vielfalt an Gebäudegrößen und Gebäudetypen zielt, schon an sich ein vernünftiger Weg, weil in der Vielfalt der Gebäude sich bereits die Vielfalt der Nutzungen und Bevölkerungsschichten widerspiegelt. Bei einem Park, der von zu vielen übermäßig hohen Bürogebäuden umgeben ist, müßte zum Beispiel dafür gesorgt werden, daß mindestens an der Südseite die Gebäude niedriger sind, um auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Wintersonnenschein im Park und in gewissem Ausmaß Möglichkeit für vielfältigere Nutzung.

Alle Maßnahmen dieser Art zum Schutz einer bestehenden Mannigfaltigkeit mit dem ausgesprochenen Ziel, übertriebenen Zuwachs der ertragreichsten Nutzung in einem Gebiet zu verhindern, müßte von entsprechenden steuerlichen Ausgleichsgesetzen begleitet werden. Wenn Grund und Boden daran gehindert werden, die höchste Rendite zu erreichen, muß sich das in entsprechenden Steuergesetzen niederschlagen. Es ist vollkommen unrealistisch gedacht, der Ertragsmöglichkeit eines

Grundstücks einen Riegel vorzuschieben und die Steuerabgaben für ein solches Grundstück so zu belassen, daß aus der Besteuerung erst ersichtlich ist, wie unergiebig ein Grundstück im Verhältnis zu den wesentlich intensiver genutzten Nachbargrundstücken ist. Die Methode, Steuerabgaben für Grundstücke auf Grund des erhöhten Ertrags in seiner Nachbarschaft zu erhöhen, ist in der Tat heute wesentlich mit schuld an den Auswüchsen von einseitiger (und ertragreicher) Nutzung. Gegen diesen Druck wären die wohlmeinendsten, gegen einseitige Nutzung gerichteten Kontrollen machtlos. Es ist überdies nicht sehr vernünftig, das steuerliche Ertragsniveau einer Stadt zu heben, um die kurzfristigen Steuereinnahmen einzelner Gebiete bis zur äußersten Grenze auszunutzen. Die Methode unterhöhlt dabei die langfristigen Steuermöglichkeiten ganzer Nachbarschaften. Um das steuerliche Ertragsniveau einer Stadt zu heben, sollte man die Gebiete mit guter Funktion in einer Stadt zu vermehren trachten, denn ein festes steuerliches Ertragsniveau ist ein Pluspunkt der Anziehungskraft einer Stadt. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist eine gewisse räumlich engmaschige und wohldurchdachte Variation in den Steuererträgen, um Mannigfaltigkeit zu verankern und ihre Selbstzerstörung zu verhindern.

Das zweite Mittel, hemmungslos einseitige Nutzung zu bremsen, ist eine feste Linie in der öffentlichen Baupolitik. Öffentliche und halboffizielle Institutionen sollten ihre Gebäude und Einrichtungen an die Punkte bauen, wo sie wirksam zu einer Vielfalt der jeweiligen Umgebung beitragen. In ihrer Rolle einer bestimmten Nutzung sollten diese Gebäude und Einrichtungen dann dort bleiben und nicht weichen, ganz gleich, wie wertvoll die Grundstücke der Umgebung werden, zu deren Blüte sie mit beigetragen haben. Sie sollten dort bleiben ohne Rücksicht auf eventuelle hohe Angebote seitens anderer Nutzungen, die in das Gebiet eindringen wollen. Öffentliche Gebäude und Einrichtungen können sehr viel dazu tun, Mannigfaltigkeit zu fördern und zu verankern, wenn sie unverrückbar in der Mitte *andersartiger* Nutzungen stehenbleiben, während um sie herum der Rubel rollt und hohe Angebote sie aufschlucken möchten.

Beide Mittel — die Kontrolle zum Schutz der Mannigfaltigkeit und die Standortfestigkeit öffentlicher Gebäude — sind aber sozusagen nur Windbrecher, die zwar wirtschaftlichem Druck, aber kaum wilden Stürmen standhalten können und zu meist in einem wirklich harten wirtschaftlichen Ringen am Ende doch nachgeben.

Deshalb muß ein drittes Mittel benutzt werden: Förderung des Wettbewerbs in Hinsicht auf die Mannigfaltigkeit mehrerer Gebiete. Im Gegensatz zu der weitverbreiteten Meinung, die Amerikaner haßten große Städte, hassen sie offenbar jedoch keineswegs lebendige Stadtbezirke von wirklich guter Funktion. Die Selbstzerstörung solcher Bezirke spricht jedenfalls dafür. Kurz gesagt: die Nachfrage nach dynamischen und abwechslungsreichen Stadtbezirken ist größer als das Angebot.

Wenn überdurchschnittlich funktionsfähige Bezirke den Mächten der Selbstzerstörung widerstehen sollen, muß das Angebot an derartigen Bezirken erhöht werden. Und damit sind wir wieder bei unserem Ausgangspunkt, bei der Notwendigkeit *viel mehr* Straßen und Nachbarschaften zu schaffen, die über die vier Grundeigenschaften oder Voraussetzungen von vorstädtischer Vielfalt verfügen.

Selbstverständlich wird es immer Bezirke geben, die in irgendeinem bestimmten Augenblick reicher an Vielfalt, beliebter und für Selbsterstörung anfälliger sind als andere. Wenn aber andere Bezirke dann nicht so sehr gegen die unworbenen Gebiete abfallen und wenn andere dabei sind, sich in diesem Sinne zu entwickeln, dann tritt ein gewisser Wettbewerb unter den beliebtesten Bezirken ein, der durch gleichzeitige wirksame Maßnahmen gegen Auswüchse einseitiger Nutzung in den beliebtesten Gebieten sehr gefördert werden kann. Aber zunächst einmal müssen eben überhaupt ausreichend Anreize für einen Wettbewerb vorhanden sein.

Im Grunde läuft also die ganze Frage der Selbsterstörung auf das alte Problem hinaus, das Angebot an Bezirken mit interessanten und dynamischen Möglichkeiten zu erhöhen.

14 Das Vakuum der Grenzzonen – Ein Fluch

Massiert auftretende einseitige Nutzungen haben immer eines gemeinsam: sie bilden Grenzen, und Grenzen stellen in den großen Städten eine gefährliche Nachbarschaft dar.

Eine Grenze, d. h. die Peripherie eines Gebietes mit intensiver einseitiger Nutzung, ist gleichzeitig die Grenze zum »gewöhnlichen« Stadtgebiet. Solche Grenzen werden oft gleichmütig als passive Faktoren hingenommen, gewissermaßen nur als »Randerscheinungen«. Eine Grenze dieser Art übt jedoch einen ausgesprochen aktiven Einfluß aus.

Ein klassisches Beispiel für Grenzen sind Eisenbahnstrecken. Sie sind es so sehr, daß sie vor langer Zeit auch als Grenzen in sozialem Sinn galten; »jenseits der Bahnlinie« war allerdings ein Begriff, der an sich eher in kleinen als in großen Städten eine bestimmte soziale Bedeutung hatte. Es geht uns hier aber weniger um die soziale Bedeutung von Grenzbezirken als vielmehr um die materiellen und funktionellen Wirkungen von Grenzen auf ihre unmittelbare Umgebung.

Im Fall einer Bahnlinie kann das Gebiet auf der einen Seite besser als das auf der anderen sein. Auf beiden Seiten jedoch sind die direkt an der Linie liegenden Straßen ihrer Natur nach bezeichnenderweise am schlechtesten dran. Jede mögliche Lebendigkeit der Bezirke auf beiden Seiten der Linie beginnt erst hinter der direkten Grenzzone, ist nach innen, fort von der Grenzlinie gerichtet. Das ist an sich schon seltsam, denn an den Gebäuden, die inzwischen die deutlichen Anzeichen von Verfall oder Niedergang zeigen, sieht man deutlich, daß es irgendwann einmal die Menschen für vorteilhaft gehalten haben müssen, dort neue – und manchmal anspruchsvolle – Gebäude hinzustellen.

Die Anfälligkeit solcher Zonen entlang der Bahnlinien für Verödung und Verfall ist häufig als Resultat von Belästigung durch Lärm und Ruß erklärt worden; als Resultat auch der allgemein geringen Attraktion einer Bahnlinie als Nachbarschaft überhaupt. Diese Nachteile sind aber vermutlich nur Teilursachen und vielleicht

die unwesentlichsten. Warum haben sie denn die Entwicklung solcher Straßen nicht von vornherein unterbunden?

Die gleiche Art von Verödung findet man entlang der Wasserfronten in den Städten. Meistens ist es dort noch schlimmer als an den Bahnlinien, obwohl Wasserfronten im allgemeinen nicht mit Krach, Schmutz oder unangenehmer Umgebung verbunden sind.

Es ist auch merkwürdig, wie häufig die unmittelbaren Nachbarschaften von Universitätsgeländen, von Verwaltungszentren im City-Beautiful-Stil, von großen Krankenhausbereichen und sogar von großen Parks sehr anfällig für Verödung sind und wie häufig sie, wenn sie schon nicht mit materiellem Verfall geschlagen sind, stagnieren – ein Zustand, der dem Verfall vorauszugehen pflegt.

Wenn die herkömmlichen Planungs- und Bodennutzungs-Theorien stimmten und wenn Ruhe und Sauberkeit so viel positive Wirkung ausstrahlten, wie sie angeblich tun, dann müßten gerade die eben genannten Zonen wirtschaftlich und gesellschaftlich überdurchschnittlich funktionsfähig sein.

Wenn man andererseits die Stadtteile betrachtet, die wirklich anziehend sind, die also wirklich Menschen zu sich heranziehen, so stellt man fest, daß sich diese glücklichen Orte nur sehr selten in Zonen befinden, die unmittelbar an Gebiete von massiver einseitiger Nutzung angrenzen.

Die Wurzel des Übels der benachbarten Grenzzonen ist, daß sie für die Mehrzahl der Straßenbenutzer als Sackgassen wirken. Sie stellen für die meisten Menschen Grenzpfähle dar.

Infolgedessen ist die Straße neben einem Grenzbereich gewissermaßen eine Endstation für die allgemeine Nutzung. Wenn dann eine solche Straße wenig oder kaum von den Menschen des angrenzenden Gebiets einseitiger Nutzung begangen wird, muß sie zur toten Zone werden. Das Übel frißt sich weiter, wenn die benachbarten Straßen ebenfalls leerer und gemieden werden. Der Vorgang pflanzt sich weiter fort, bis irgendwo einmal die Dynamik eines Gebiets von guter Funktion als Gegengewicht auftritt.

Grenzen neigen dazu, Leerräume in ihrer Umgebung zu erzeugen. Anders ausgedrückt hat die übertriebene Vereinfachung der Nutzung an dem einen Ort die Tendenz, auch diejenige Nutzung zu vereinfachen, die die Menschen dem Nachbargebiet zuteil werden lassen – weniger Benutzer, weniger verschiedene Ziele usw. Eine Art genereller Abbau setzt ein.

Manchmal zeichnen sich die einleitenden Stufen zu diesem Prozeß deutlich ab. Das ist in einigen Gebieten der Lower East Side von New York der Fall; besonders spürbar ist es nachts. Um die dunklen und leeren Grünflächen der Siedlungen herum sind die Straßen ebenfalls dunkel und leer, die Läden, mit Ausnahme der für die Siedlungsbewohner bestimmten, haben geschlossen, und je weiter man sich von den Siedlungsgrenzen entfernt, desto mehr Leben und Helle kommen wieder in die Straßen.

Auch in den Zeitungen kann man zuweilen von irgendeinem Geschehnis lesen, das von einem solchen Abbauprozess zeugt. So zum Beispiel der Bericht aus der *New York Post* vom Februar 1960:

18 Henri Lefebvre Die Produktion des Raums

In Form einer programmatischen Ankündigung des Folgenden lassen sich bereits jetzt einige Implikationen und Folgen der eingangs aufgestellten Behauptung nennen, nach der *der (soziale) Raum ein (soziales) Produkt* ist.¹

Erste Implikation: Der (physische) Naturraum rückt unwiderruflich auf Distanz. Natürlich ist und bleibt er gemeinsamer Ausgangspunkt: der Ursprung [*l'origine*], das Ursprüngliche [*l'originel*] des sozialen Prozesses, vielleicht Grundlage jeder ›Ursprünglichkeit‹ [*originalité*]. Natürlich verschwindet er nicht schlicht und einfach von der Bildfläche. Er bleibt als Bildhintergrund, als Dekor, das mehr als bloßes Dekor ist, bestehen, und jedes Detail, jeder Naturgegenstand erfährt eine Aufwertung, indem er symbolisch wird (das kleinste Tier, der Baum, das Gras usw.). Als Quelle und als Rohstoff umlagert einen die Natur, wie die Kindheit und die Spontaneität, durch den Filter der Erinnerung. Wer möchte sie nicht schützen oder retten? Die Echtheit wiederfinden? Wer möchte sie zerstören? Natürlich niemand. Und doch hat sich alles zu ihrem Schaden verschworen. Der Naturraum tritt zurück wie ein rückwärtiger Horizont für diejenigen, die zurückblicken. Er entzieht sich dem Denken. Was ist die Natur? Wie soll man sie überhaupt vor dem Eingriff und dem Auftauchen der Menschen und ihrer verheerenden Werkzeuge denken? Die Natur, dieser mächtige Mythos, verwandelt sich in eine Fiktion, in eine negative Utopie: Sie ist bloß noch der *Rohstoff* [*matière première*], auf den die Produktivkräfte der verschiedenen Gesellschaften eingewirkt haben, um ihren Raum zu produzieren. Sie widersetzt sich zwar und zeigt ihre unendliche Tiefe, ist aber schon besiegt bzw. im Begriff, entleert, zerstört zu werden ...

Zweite Implikation: Jede Gesellschaft (also jede Produktionsweise mit den ihr eigenen Besonderheiten, die spezifischen Gesellschaften, in denen man den Begriff von Gesellschaft überhaupt erkennen

¹ [Anm. d. Hg./Übers.] Bei dem gewählten Textauszug handelt es sich um einen Teil des Einleitungskapitels: »Desssein de l'ouvrage« [Ziel der Studie], in dem theseenhaft die Argumentation Lefebvres vorgestellt wird.

kann) produziert einen ihr eigenen Raum. Die antike Polis lässt sich nicht als eine Ansammlung von Menschen und Dingen *im Raum* verstehen; sie lässt sich ebenso wenig von einer bestimmten Anzahl von Texten und Reden *über den Raum* her begreifen, wenn auch manche dieser Texte, wie der *Kritias* oder der *Timaios* von Platon oder das Buch A der aristotelischen *Metaphysik*, dazu unersetzliche Kenntnisse beisteuern. Die Polis hatte ihre Raumpraxis; sie hat ihren eigenen Raum geschaffen, d. h. ihn *angeeignet*. Daher rührt die neue Aufgabe, diesen Raum so zu untersuchen, dass er als solcher erscheint, in seiner Genese und seiner Form, mit seiner spezifischen Zeit bzw. seinen Zeiten (die Rhythmen des Alltagslebens), mit seinen Zentren und seinem Nebeneinander vieler Zentren (die Agora, der Tempel, das Stadion usw.).

Die griechische Polis soll hier nur als Wegmarke dienen. In programmatischer Hinsicht bietet sich in jeder Gesellschaft, insofern sie ihren eigenen Raum hat, dieses ›Objekt‹ für die Analyse wie für die allgemeine theoretische Darstellung an. In jeder Gesellschaft? Ja, jede Produktionsweise [*mode de production*], die bestimmte Produktionsverhältnisse [*rappports de production*] beinhaltet, mit den dabei beobachtbaren Unterschieden. Dabei ergeben sich gewisse Schwierigkeiten – viele von ihnen werden in der Folge deutlich werden. Hindernisse, Löcher, Leerstellen werden auftauchen. Was wissen wir in Europa mit Hilfe unserer westlichen Begriffe von der Produktionsweise in Asien, vom Raum dort, von den Städten, von der Beziehung zwischen Stadt und Land? Kennen wir die Ideogramme, die offensichtlich diese Beziehung ausdrücken, indem sie sie bildlich darstellen?

Noch allgemeiner widersetzt sich schon allein der Begriff des *sozialen Raums* der Untersuchung aufgrund seiner Neuigkeit und aufgrund der Komplexität seiner realen und formalen Aspekte. Der soziale Raum enthält, indem er ihnen ihre (mehr oder weniger) geeigneten Orte zuweist, die *sozialen Reproduktionsverhältnisse* [*rappports sociaux de reproduction*], d. h. die bio-physiologischen Beziehungen zwischen den Geschlechtern, den Altersstufen sowie die jeweilige Organisation der Familie, und die *Produktionsverhältnisse*, d. h. die Aufteilung und Organisation der Arbeit, also die hierarchisierten sozialen Funktionen. Diese beiden Stränge der Produktion und der Reproduktion lassen sich nicht voneinander trennen: Die Arbeitsteilung schlägt sich in der Familie nieder und setzt sich dort

fort; umgekehrt greift die Familienorganisation in die Arbeitsteilung ein. Dennoch unterscheidet der soziale Raum diese Aktivitäten und verortet sie, wenn auch nicht ohne gelegentliches Scheitern. Diese Ebenen der biologischen Reproduktion und der sozioökonomischen Produktion greifen, genauer gesagt, bis hin zum Kapitalismus ineinander und umfassen somit auch die soziale Reproduktion, d. h. das Fortleben der Gesellschaft selbst, die sich über Generationen hinweg trotz aller Konflikte, Auseinandersetzungen, Kämpfe und Kriege erhält. Es wird zu zeigen sein, dass der Raum in dieser Kontinuität eine entscheidende Rolle spielt.

Mit dem Kapitalismus und vor allem dem modernen Neokapitalismus gestaltet sich die Lage noch komplizierter. Drei Ebenen greifen hierbei ineinander, die der *biologischen Reproduktion* (die Familie), die der *Reproduktion der Arbeitskraft* (die Arbeiterklasse als solche) – und diejenige der *sozialen Produktionsverhältnisse*, d. h. der für die kapitalistische Gesellschaft grundlegenden Beziehungen, die zunehmend stärker so geplant und immer besser so durchgesetzt werden. Die Rolle des Raums in dieser dreifachen Verknüpfung bedarf eingehender Untersuchung.

Was die Situation noch komplizierter macht, ist, dass der Raum auch bestimmte Repräsentationen dieser doppelten bzw. dreifachen Interferenz der sozialen (Produktions- und Reproduktions-)Verhältnisse enthält. Durch symbolische Repräsentationen hält er sie in einem Zustand der Koexistenz und des Zusammenhalts. Er stellt sie aus, indem er sie überträgt, d. h. indem er sie auf symbolische Weise verbirgt, mit Hilfe von und auf Grundlage der Natur. Die Repräsentationen der Reproduktionsverhältnisse bestehen in Sexualsymbolen männlicher wie weiblicher Art, die die verschiedenen Altersstufen, d. h. Jugend und fortgeschrittenes Alter, beinhalten oder auch nicht. Diese Symbolisierung verbirgt insofern mehr, als sie zeigt, als sich diese Beziehungen in frontale, öffentliche, absichtliche und also kodifizierte Beziehungen sowie in verborgene, heimliche und unterdrückte Beziehungen aufteilen lassen; Letztere stellen Transgressionen nicht so sehr im Bereich der Sexualität selbst als vielmehr im Bereich der sexuellen Lust mit all ihren Bedingungen und Folgen dar.

So enthält der Raum seine vielfältigen Überkreuzungen an dafür bestimmten Orten und Plätzen. Auch die Repräsentationen der Produktionsverhältnisse, die Machtbeziehungen beinhalten, finden

im Raum statt, und der Raum enthält solche Repräsentationen in den Gebäuden, den Denkmälern und den Kunstwerken. Die frontalen und daher oft brutalen Beziehungen schließen nicht völlig heimliche und unterirdische Beziehungen aus: Es gibt keine Macht ohne Komplizen und ohne Polizei.

So bildet sich eine Dreiheit, auf die noch oft zurückzukommen sein wird:

- a) *Die räumliche Praxis [pratique spatiale]*: Sie umfasst die Produktion und Reproduktion, spezielle Orte und Gesamträume, die jeder sozialen Formation eigen sind, und sichern die Kontinuität in einem relativen Zusammenhalt. Dieser Zusammenhalt impliziert in Bezug auf den sozialen Raum und den Bezug jedes Mitglieds dieser Gesellschaft zu seinem Raum sowohl eine gewisse *Kompetenz* als auch eine bestimmte *Performanz*.²
- b) *Die Raumrepräsentationen [représentations de l'espace]*: Sie sind mit den Produktionsverhältnissen verbunden, mit der ›Ordnung‹, die sie durchsetzen, und folglich auch mit Kenntnissen, Zeichen, Codes und ›frontalen‹ Beziehungen.
- c) *Die Repräsentationsräume [espaces de représentation]*: Sie weisen (ob kodiert oder nicht) komplexe Symbolisierungen auf, sind mit der verborgenen und unterirdischen Seite des sozialen Lebens, aber auch mit der Kunst verbunden, die man möglicherweise nicht als Raumcode, sondern als Code der Repräsentationsräume auffassen kann. [...] ³

Die Entfaltung einer weiteren Implikation der vorgeschlagenen Hypothese verlangt eine noch größere Anstrengung. Wenn der Raum ein Produkt ist, dann muss die Erkenntnis diese Produktion reproduzieren und darstellen. Das Erkenntnisinteresse und das ›Objekt‹ verschieben sich von den Dingen im Raum zur Produktion des Raums selbst – ein Ausdruck, der noch vieler Erläuterungen bedarf. Die *im Raum* verorteten Teilprodukte, die Dinge, einerseits und das Reden [*les discours*] *über den Raum* andererseits dienen nur

2 Die Begriffe wurden der Linguistik (Noam Chomsky) entlehnt, was jedoch die Raumtheorie in keiner Weise der Linguistik unterordnet.

3 [Anm. d. Hg./Übers.] In der Folge ausgelassen ist das Kapitel I, 16, in dem Lefebvre eine spekulative Kritik an Lacans Fundierung der strukturalen Psychoanalyse auf der Priorität der Sprache vor dem Raum äußert und dagegen ein Unbewusstes postuliert, das sich im Raum des Sozialen, insbesondere in der Stadt manifestiert.

noch als Hinweise und als Zeugnisse für diesen Produktionsprozess – der, ohne darauf zu beschränkt zu bleiben, Bezeichnungsprozesse [*processus signifiants*] enthält. Es geht also nicht mehr um den so oder so näher bestimmten Raum, sondern um den Raum als Totalität oder als Globalität, den man folglich nicht nur analytisch untersuchen muss (was das Risiko von ins Unendliche reichenden Fragmentierungen und Aufteilungen beinhaltet, die dem Ziel der Analyse gehorchen); vielmehr muss man ihn durch die und in der theoretischen Erkenntnis erst hervorbringen. Die Theorie *reproduziert* in einer Verkettung von Begriffen in einem sehr starken Sinn den Hervorbringungsprozess, nämlich von innen heraus und nicht nur von außen (d. h. beschreibend) – als Globalität, indem sie ständig vom Vergangenen zum Aktuellen übergeht und umgekehrt. In der Tat schreiben sich die Geschichte und ihre Folgen, die ›Diachronie‹, die Etymologie der Orte, d. h. all das, was dort geschehen ist und dabei Orte und Plätze verändert hat, in den Raum ein. Die Vergangenheit hat ihre Spuren hinterlassen, ihre Inschriften, die Schrift der Zeit. Aber dieser Raum ist immer noch, heute wie früher, ein gegenwärtiger, als ein aktuelles Ganzes gegeben, mit seinen gerade wirksamen Verbindungen und Vernetzungen. So stellen sich die Produktion und das Produkt als zwei untrennbare Seiten und nicht als zwei trennbare Repräsentationen dar.

Ein Einwand: Zu irgendeinem Zeitpunkt, in einer antiken Sklavenhalter- oder einer mittelalterlichen Feudalgesellschaft haben die dort arbeitenden Gruppen ihren Raum nicht wie ein ›Produkt‹, eine Vase, ein Möbelstück, ein Haus, einen Obstbaum ›produziert‹. Wie haben sie es also angestellt? Diese höchst treffende Frage deckt die hier behandelten Themenbereiche ab. In der Tat produzieren auch der Neo- oder Organisationskapitalismus, auch die technokratischen Raumplaner und -programmierer keinen Raum in vollständiger Kenntnis der Ursachen, der Folgen, der Gründe und der Implikationen. Die Spezialisten verschiedener ›Disziplinen‹ können auf diese Frage eine Antwort geben bzw. es zumindest versuchen. So wird der Ökologe von den natürlichen Ökosystemen ausgehen; er wird zeigen, wie die Einwirkung menschlicher Gruppen das Gleichgewicht dieser Ökosysteme durcheinander bringt und wie sich ein solches Gleichgewicht in der Regel wieder herstellt, sofern es sich um ›vortechnische‹ Gesellschaften handelt oder solche, die am Beginn der Technisierung stehen; er wird dann die Beziehungen zwi-

sehen Stadt und Land untersuchen, die Störungen, die durch die Stadt ausgelöst werden, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines neuen Gleichgewichts. Er kann so von seinem Standort aus die Entstehung des modernen sozialen Raums beleuchten und sogar erklären. Die Historiker werden anders vorgehen, abhängig von ihrer Methode und ihrer Ausrichtung: Diejenigen, die die Ereignisse untersuchen, werden eine Zeittafel der Entscheidungen aufstellen, die das Verhältnis der Städte [*cités*] zu ihrem geographischen Raum [*territoire*] sowie die Errichtung von Bauwerken betreffen; andere werden den Aufstieg und den Fall der Institutionen untersuchen, die zum Bau von Gebäuden geführt haben; wieder andere werden den wirtschaftlichen Austausch zwischen Stadt [*cités*] und geographischem Raum [*territoires*], zwischen Städten untereinander, Staaten und Städten usw. untersuchen.

Um über solche Ansätze hinauszukommen, wollen wir die bereits erwähnten Begriffe wieder aufgreifen und ihre Ausarbeitung fortsetzen.

a) Die *räumliche Praxis* einer Gesellschaft sondert ihren Raum ab; in einer dialektischen Interaktion setzt sie ihn und setzt ihn gleichzeitig voraus: Sie produziert ihn langsam, aber sicher, indem sie ihn beherrscht und ihn sich aneignet. In der Analyse lässt sich eine räumliche Praxis entdecken, indem man ihren Raum entziffert.

Worin besteht die räumliche Praxis im Neokapitalismus? Sie verknüpft im wahrgenommenen Raum [*espace perçu*] die Alltagswirklichkeit (den Zeitplan) und die städtische Wirklichkeit (die Wegstrecken und die Verkehrsnetze, welche Arbeitsplätze, Orte des Privatlebens und der Freizeit miteinander verbinden) eng miteinander. Das ist eine überraschende Verknüpfung, denn sie enthält in sich die allerschärfste Trennung zwischen den Orten, die sie miteinander verbindet. Die räumliche Kompetenz und Performanz, die jedem Mitglied dieser Gesellschaft eigen sind, lassen sich nur empirisch würdigen. Die ›moderne‹ räumliche Praxis wird somit vom bedeutsamen Grenzfall des Alltagslebens eines Sozialwohnungsbewohners bestimmt; aber auch die Autobahnen und die Politik des Luftverkehrs dürfen dabei nicht unberücksichtigt gelassen werden. Eine räumliche Praxis muss einen gewissen Zusammenhalt besitzen, was nicht unbedingt Kohärenz (im Sinn einer verstandesmäßigen, d. h. begrifflichen und logischen Ausgeformtheit) bedeutet.

b) Die *Raumrepräsentationen*, das heißt der konzipierte Raum [*espace conçu*],⁴ der Raum der Wissenschaftler, der Raumplaner, der Urbanisten, der Technokraten, die ihn »zerschneiden« und wieder »zusammensetzen«, der Raum bestimmter Künstler, die dem wissenschaftlichen Vorgehen nahe stehen und die das Gelebte und das Wahrgenommene mit dem Konzipierten identifizieren (dieses Vorgehen wird von den gelehrten Spekulationen über die Zahlen auf Dauer gestellt: der Goldene Schnitt, die Module und »Kanon«). Dies ist der in einer Gesellschaft (einer Produktionsweise) dominierende Raum. Die Raumkonzeptionen tendieren offensichtlich (mit einigen Einschränkungen, auf die zurückzukommen sein wird) zu einem System verbaler, also verstandesmäßig geformter Zeichen.

c) Die *Repräsentationsräume*, d. h. der *gelebte Raum* [*espace vécu*], vermittelt durch die Bilder und Symbole, die ihn begleiten, also ein Raum der »Bewohner«, der »Benutzer«, aber auch bestimmter Künstler, vielleicht am ehesten derjenigen, die *beschreiben* und nur zu beschreiben glauben: die Schriftsteller und die Philosophen. Es ist der beherrschte, also erlittene Raum, den die Einbildungskraft zu verändern und sich anzueignen sucht. Er legt sich über den physischen Raum und benutzt seine Objekte symbolisch – in der Form, dass diese Repräsentationsräume offensichtlich (mit den gleichen Einschränkungen wie eben) zu mehr oder weniger kohärenten nonverbalen Symbol- und Zeichensystemen tendieren.

Die aus einem langen Prozess hervorgegangene (relative) Ver selbstständigkeit des Raums als »Wirklichkeit« – vor allem im Kapitalismus und im Neokapitalismus (bzw. Organisationskapitalismus) – bringt neue Widersprüche hervor. Die Widersprüche des Raums werden in der Folge deutlich werden. Hier soll nur auf die dialektische Beziehung innerhalb dieser Dreierheit von Wahrgenommenem, Konzipiertem und Gelebtem hingewiesen werden.

Eine Dreierheit mit drei Stellen und nicht zwei. Eine zweistellige Beziehung lässt sich auf eine Opposition, einen Gegensatz, eine Widerstrebigkeit reduzieren; sie definiert sich durch einen Bezeichnungseffekt, der ein Echo-, Resonanz- oder Spiegeleffekt ist. Die Philosophie ist nur schwer über diese zweistelligen Beziehungen

4 [Anm. d. Hg./Übers.] Das französische »conçu«, das hier, so nahe wie möglich am Original, als Partizip übersetzt wird, verweist gleichzeitig auf *concept*, den Begriff – es geht also (im Unterschied zur Wahrnehmung beim »perçu«) um verstandesmäßig auf den Begriff gebrachte Räume.

hinausgekommen: das Subjekt und das Objekt, die *res cogitans* und die *res extensa* von Descartes, das Ich und Nicht-Ich der Kantianer, Nachkantianer und Neokantianer. Der »Binarismus« hat nichts mehr mit den manichäischen Konzeptionen des verbissenen Kampfs zwischen zwei kosmischen Prinzipien zu tun; ist er einmal geistig geworden, zieht er aus dem Leben, dem Denken, der Gesellschaft (aus dem Körperlichen, dem Geistigen, dem Sozialen, dem Gelebten, dem Wahrgenommenen, dem Konzipierten) all das ab, was die lebendige Tätigkeit ausmacht. Nach der titanischen Anstrengung von Hegel und Marx ist die Philosophie in die angeblich »zutreffenden« Oppositionen zurückgefallen. Sie hat dabei verschiedene Spezialwissenschaften mitgerissen (oder wurde selbst von ihnen mitgerissen) und hat unter dem Vorwand, *Transparenz* zu schaffen, die intelligible Welt in Oppositionen und Oppositionssystemen festgelegt. Ein solches System besitzt angeblich weder eine Materialität, noch lässt es einen Rest; es ist das perfekte System, das sich der geistigen Prüfung als rationale Evidenz darbietet. Dem Paradigma wird eine Zauberkraft nachgesagt, die darin bestünde, das Dunkle in die Transparenz zu überführen, das »Objekt« aus dem Schatten ins Licht zu holen, ohne es dabei zu verformen, allein durch seine Formulierung. In einem Wort: es geht um Entzifferung. Das Wissen tritt mit einer bewundernswerten Unbewusstheit in den Dienst der Macht und unterdrückt dabei die Widerstände, die Schatten und ihre »Wesen«.

Um den sozialen Raum als dreistellig zu verstehen, kann man sich dem Körper zuwenden, und zwar insofern, als das Verhältnis eines »Subjekts«, das Mitglied einer Gruppe oder einer Gesellschaft ist, das Verhältnis zu seinem eigenen Körper impliziert und umgekehrt. Die soziale Praxis setzt, global gesagt, den Einsatz des Körpers voraus: den Gebrauch der Hände, der Gliedmaßen, der Sinnesorgane, die Gesten der Arbeit und der nicht als Arbeit zu verstehenden Tätigkeiten. Das ist das *Wahrgenommene* (die praktische Grundlage der Wahrnehmung der Außenwelt im Sinn der Psychologie). Die *Körperrepräsentationen* kommen nun von erworbenen wissenschaftlichen Kenntnissen her, die mit Ideologien vermischt verbreitet werden: die Anatomie, die Physiologie, die Krankheiten und Heilmittel, der Bezug des menschlichen Körpers zur Natur, seine Umgebung und das »Milieu«. Das körperlich *Gelebte* erreicht seinerseits einen hohen Grad an Komplexität und Fremdheit, weil die »Kultur«

hier hinter einer illusionären Unmittelbarkeit am Werk ist, d. h. in den Symbolismen und der langen jüdisch-christlichen Tradition, von denen die Psychoanalyse bestimmte Aspekte aufdeckt. Das gelebte ›Herz‹ (bis hin zu seinen Leiden und Krankheiten) unterscheidet sich in eigenartiger Weise vom gedachten und wahrgenommenen Herzen. Das gilt in noch stärkerem Maße für die Sexualität. Die Verortungen sind nicht einfach, und der *gelebte* Körper gelangt unter dem Druck der Moral zur Fremdheit des organlosen (*corps sans organes*), gezüchtigten und kastrierten Körpers.

Die Dreieitigkeit von Wahrgenommenem, Konzipiertem und Gelebtem (räumlich gesprochen: von Raumpraxis, Raumrepräsentation und Repräsentationsräumen) verliert ihre Tragweite, wenn man ihr den Status eines ›abstrakten‹ Modells zuweist. Wenn sie keine konkreten Dinge erfasst (die allerdings nicht ›unmittelbar‹ sind), dann hat sie nur eine eingeschränkte Bedeutung, nämlich diejenige einer ideologischen Vermittlung wie viele andere auch.

Die Einsicht, dass das Gelebte, das Konzipierte und das Wahrgenommene sich in der Weise verbinden, dass das ›Subjekt‹, das Mitglied einer bestimmten sozialen Gruppe, von einem zum anderen gelangen kann, ohne dabei die Orientierung zu verlieren, drängt sich auf. Bilden sie aber eine kohärente Einheit? Möglicherweise unter günstigen Umständen. Wahrscheinlich gibt es in diesem Fall eine gemeinsame Sprache, einen Konsens, einen Code. Man kann annehmen, dass die Stadt in der westlichen Welt von der italienischen Renaissance bis zum 19. Jahrhundert dieses Glück hatte. Die Raumrepräsentation dominierte und ordnete sich den ursprünglich religiösen, auf symbolische Figuren wie den Himmel und die Hölle, den Teufel und die Engel reduzierten Repräsentationsraum unter. Maler, Architekten und Theoretiker aus der Toskana haben damals mit der Perspektive eine Raumrepräsentation aus einer sozialen Praxis heraus geschaffen. Diese Praxis war selbst, wie wir sehen werden,⁵ das Ergebnis eines historischen Wandels, der das Verhältnis

5 [Anm. d. Hg./Übers.] Vorverweis auf den historischen Teil des Buchs in Kapitel IV bis VI; dort entwickelt Lefebvre, gestützt auf ein variiertes marxistisches Geschichtsmodell, die ›mehr oder weniger lineare Entwicklung vom absoluten Raum der Religion zum abstrakten Raum der Neuzeit (für den die Erfindung der Perspektive in Italien das seiner Ansicht nach paradigmatische Ereignis darstellt) und zum widersprüchlichen, gleichzeitig homogenisierenden und fragmentierenden Raum des (Neo-)Kapitalismus. In einem letzten Schritt setzt Lefebvre an die

von Stadt und Land verändert hat. Gleichzeitig hat der mehr oder weniger zum Schweigen gebrachte gemeine Menschenverstand aber ohne größere Veränderungen über die Jahrhunderte des Römischen Reichs und der Christenheit hinweg einen Repräsentationsraum bewahrt, der von den Etruskern stammt. Die Horizontlinie, der Fluchtpunkt und der ins Unendliche verlagerte Schnittpunkt der Parallelen legten eine intellektuelle und zugleich visuelle Repräsentation fest, die den Vorrang des Blicks in eine Art ›Logik der Visualisierung‹ hineinzog. Diese Repräsentation, die über Jahrhunderte hinweg entstand, wurde in die architektonische und urbanistische Praxis eingebracht: *die Perspektiven*, der Code.

Um diese Untersuchung zu Ende zu führen und so weit als möglich die dabei entwickelte Theorie unter Beweis zu stellen, müsste man die vorgeschlagenen Unterscheidungen verallgemeinern und sie auf alle Gesellschaften, Epochen und ›Produktionsweisen‹ ausweiten. Wir werden uns hier mit einigen wenigen Argumenten begnügen und hoffen nicht darauf, diese Aufgabe abschließen zu können. Die *Raumrepräsentationen* sind, so wäre zu zeigen, von einem stets relativen und sich verändernden *Wissen* (einer Mischung aus Erkenntnis und Ideologie) durchdrungen. Sie sind also objektiv und dennoch korrigierbar. Wahr oder falsch? Diese Frage hat nicht immer einen genau bestimmbareren Sinn. Ist die Perspektive wahr oder falsch? Mit Sicherheit sind Raumrepräsentationen abstrakt, und als solche bilden sie einen Teil der sozialen und politischen Praxis, wobei die Beziehungen zwischen den Objekten und den Menschen im repräsentierten Raum einer Logik gehorchen, die sie früher oder später aus Gründen ihrer Inkohärenz sprengen. Die eher gelebten als konzipierten *Repräsentationsräume* sind nie zur Kohärenz und auch nicht zum Zusammenhalt verpflichtet. Sie sind vom Imaginären und vom Symbolismus durchdrungen und haben ihren Ursprung in der Geschichte eines Volkes sowie jedes Individuums, das zu diesem Volk gehört. Die Ethnologen, Anthropologen und die Psychoanalytiker untersuchen – ob ihnen das bewusst ist oder nicht – diese Repräsentationsräume und vergessen dabei meistens, sie mit den Raumrepräsentationen zu konfrontieren, die mit ihnen

Stelle des utopischen Raums der klassenlosen Gesellschaft, in dem alle Widersprüche der kapitalistischen Raumordnung aufgehoben werden, einen ›differenziellen‹ Raum, in dem die kapitalistischen Widersprüche aus sich heraus Freiräume der Differenz eröffnen sollen.

gemeinsam existieren, übereinstimmen oder in Wechselwirkung treten; noch mehr vernachlässigen sie die räumliche Praxis. Diese Wissenschaftler finden dort problemlos das, was sie interessiert: Kindheitserinnerungen, Träume, uterine Bilder und Symbole (Löcher, Gänge, Labyrinth). Der Repräsentationsraum wird erlebt, gesprochen; er besitzt einen Kern oder ein affektives Zentrum, das Ich, das Bett, das Zimmer, die Wohnung oder das Haus bzw. den Platz, die Kirche oder den Friedhof. Er enthält die Orte des Leidens/der Leidenschaft [*passion*] und des Handelns, die der früher erlebten Situationen, d. h., er impliziert unmittelbar die Zeit. So kann er auf verschiedene Weise charakterisiert werden: als gerichtet, situiert, relational, weil er wesentlich qualitativ, im Fluss und dynamisch ist.

Wollte man die Unterscheidung verallgemeinern, würde sie einen neuen Blick auf die Geschichte nötig machen. Dann müsste man nicht nur die Geschichte des Raums untersuchen, sondern die der Repräsentationen und der Verbindungen verschiedener solcher Repräsentationen untereinander, mit der Praxis und mit der Ideologie. Eine solche Geschichte würde also die Entstehung der Räume selbst beinhalten, aber vor allem die ihrer Verbindungen, Verzerrungen, Verschiebungen, Interferenzen und ihrer Bezüge zur räumlichen Praxis der Gesellschaften (oder Produktionsweisen). Man kann davon ausgehen, dass die Raumrepräsentationen eine praktische Bedeutung haben, dass sie sich in räumliche *Textures* einfügen, die von wirksamen Kenntnissen und Ideologien geprägt sind, und sie dabei verändern. Die Raumrepräsentationen hätten somit eine beträchtliche Bedeutung und einen spezifischen Einfluss auf die Produktion des Raums. Inwiefern? Durch das Bauen, d. h. durch die Architektur, sofern diese nicht als Errichtung einer bestimmten isolierten »Immobilie«, eines Palastes oder Denkmals verstanden wird, sondern als Projekt, das sich in einen räumlichen Kontext und eine Textur einfügt, was »Repräsentationen« nötig macht, die sich nicht im Symbolischen oder im Imaginären verlieren.⁶

6 [Anm. d. Hg./Übers.] Der hier anklingende Sonderstatus der Architektur im städtischen Raum als Verbindung von Repräsentationsraum und Raumrepräsentation kommt auch an anderer Stelle zum Ausdruck, wenn Lefebvre die ursprünglich »gelebte« Architekturkonzeption des Bauhauses, allen voran von Le Corbusier, gegenüber dem bloß konzeptuellen Kontrollbestreben in der Realität moderner Raumplanung verteidigt (vgl. dazu »Préface« [Vorwort], S. XVII-XXVIII).

Biobibliographische Angaben

Henri Lefebvre

* 16. 6. 1901 (Hagetmau, Frankreich) – † 29. 6. 1991 (Pau, Frankreich)

Philosophiestudium in Aix-en-Provence und Paris, danach diverse Tätigkeiten in Paris und Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei; ab 1929 Philosophieprofessor mit Unterbrechung in den Kriegsjahren, zu dieser Zeit Mitglied der Résistance in den Pyrenäen; 1947 Erscheinen des ersten Bandes der *Kritik des Alltagslebens* (der letzte und dritte Band erscheint 1981); ab 1948 Forscher am CNRS, 1960 Directeur de Recherche, in dieser Zeit zahlreiche Schriften zum philosophischen Marxismus, daneben auch zu literaturwissenschaftlichen und soziologischen Themen; 1954 Dokortitel an der Sorbonne mit Arbeit zum Leben in ländlichen Gemeinschaften in den Pyrenäen; 1957 Ausschluss aus der Kommunistischen Partei; ab 1961 Professor für Soziologie in Straßburg und ab 1965 in Nanterre, dort zunehmende Hinwendung zu Fragen von Urbanismus und Raum, Leitung des *Centre de recherches d'urbanisme* und Gründung der Zeitschrift *Espace et société*; 1971-1973 Unterricht an der *Ecole Nationale Supérieure des Beaux-arts*.

Textnachweis

»Dessein de l'ouvrage«, in: H. L., *La production de l'espace*, Paris: Anthropos 42000 [1974], S. 7-82, hier: S. 39-43 (Kap. I, 14/15) und S. 46-53 (Kap. I, 17).

[Erstübersetzung: Jörg Dünne]

Weitere Texte zur Raumtheorie

1968: *Le droit à la ville*, Paris: Anthropos.

1970: »Réflexions sur la politique de l'espace«, in: *Espace et société* 1, S. 3-12.

1970: *Die Revolution der Städte*, aus dem Französischen von Ulrike Roeckl, München: List 1972 [*La révolution urbaine*, Paris: Gallimard].

1972: *Die Stadt im marxistischen Denken*, Ravensburg: Maier 1975 [*La pensée marxiste et la ville*, Paris/Tournai: Casterman].

1973: *Espace et politique. Le droit à la ville 2*, Paris: Anthropos.

1996: *Writings on Cities*, hg. u. aus dem Französischen ins Englische übersetzt von Eleonore Kofman und Elizabeth Lebas, Oxford: Blackwell [englischsprachiger Reader mit Texten Lefebvres zur Stadt].

Kevin Lynch

Das Bild der Stadt

Bertelsmann Fachzeitschriften
Gütersloh · Berlin

Birkhäuser – Verlag für Architektur
Basel · Boston · Berlin

Joint Center for Urban Studies

ist ein Gemeinschaftsunternehmen des Massachusetts Institute of Technology und der Harvard University, das 1959 ins Leben gerufen wurde. Sein Ziel ist es, den weiten Bereich der Probleme des Städtebaus zum Sammelplatz für die Talente und Kenntnisse der Studierenden auf den Gebieten der Philologie, der Architektur und Stadtplanung, des Maschinenbaus, des Gesundheits- und Erziehungswesens, des Geschäftslebens, der Rechts-, Natur- und Sozialwissenschaften zu machen.

Zu den Problemen, für die sich das Joint Center interessiert, gehören folgende: Einführung technischer Neuerungen in Stadt und Stadtgebiet; vergleichende Untersuchung der Städte unter historischen sowohl als auch zeitgenössischen Gesichtspunkten; städtisches Verkehrswesen; Wachstum und Struktur der Stadt; Stadtpolitik und -planung; Städtebau in Entwicklungsländern; städtischer Hoch- und Tiefbau; Sozialwerte und Gemeinwesen; Methoden öffentlicher und privater Kontrolle von Stadtveränderungen.

Die von der Harvard University Press und der M.I.T. Press gemeinsam herausgegebene Buchreihe soll den Studierenden auf allen Gebieten der Kommunalwissenschaften und der Planung sowie Beamten, führenden Persönlichkeiten der Bürgerschaft, öffentlichen und privaten Geldgebern die Ergebnisse von Untersuchungen des Joint Center zugänglich machen. Das Joint Center beschäftigt sich in erster Linie mit grundlegender Forschungsarbeit, will jedoch gleichzeitig eine Brücke zwischen Theorie und Praxis schlagen.

Vorwort

Dieses Buch handelt vom Aussehen der Städte und davon, ob dieses Aussehen von irgendwelcher Bedeutung ist und ob es verändert werden kann. Die Stadtlandschaft ist u. a. etwas, das man sehen, im Gedächtnis behalten und an dem man sich freuen soll. Der Stadt eine visuell erfassbare Form zu geben, das ist ein ganz besonderes Problem für die Planung – und ein vollkommen neues dazu. Im Verlauf der Untersuchung dieses Problems zeigt das Buch drei amerikanische Städte: Boston, Jersey City und Los Angeles. Es schlägt eine Methode vor, mit deren Hilfe wir die visuelle Gestaltung im Maßstab der Stadt vornehmen können, und bietet einige erste Prinzipien der Städteplanung.

Die Arbeiten, die mit dieser Untersuchung verknüpft waren, wurden von Professor Gyorgy Kepes und mir beim Center for Urban and Regional Studies des Massachusetts Institute of Technology geleitet. Sie wurden während einiger Jahre großzügig aus Mitteln der Rockefeller-Stiftung unterstützt. Das Buch selbst ist eines aus einer Serie von Werken des »Joint Center for Urban Studies« des Massachusetts Institute of Technology und der Harvard University – einer Forschungsstelle, die sich aus der Tätigkeit dieser beiden letztgenannten Institute auf dem Gebiet der Städtebauforschung entwickelt hat.

Wie bei jedem Geistesprodukt, so stammt auch hier der Inhalt aus verschiedenen Quellen, die schwer nachzuweisen sind. Verschiedene Mitarbeiter trugen direkt zum Zustandekommen dieses Werkes bei: David Crane, Bernard Frieden, William Alonso, Frank Hotchkiss, Richard Dober, Mary Ellen Peters (jetzt Mrs. Alonso). Ihnen allen danke ich herzlich.

Der Name eines Mannes müßte zusammen mit dem meinen auf der Titelseite erscheinen – wenn er dadurch nicht auch für die Mängel des Buches verantwortlich gemacht werden könnte: Gyorgy Kepes. Die Durchführung im einzelnen und konkrete Studien stammen von mir, aber die zugrunde liegenden Pläne ergaben sich während des häufigen Gedankenaustauschs mit Professor Kepes. Wenn ich sagen sollte, welche Ideen von mir und welche von ihm stammen, so wäre ich dazu nicht in der Lage. Für mich waren es Jahre eines guten Zusammenwirkens.

M. I. T.
Dezember 1959

Kevin Lynch

Inhalt

I Das Bild der Umwelt	10
Ablesbarkeit 12, Gestaltung des Bildes 16, Struktur und Identität 18, Einprägsamkeit (Bildhaftigkeit, Bildprägnanz) 20	
II Drei Städte	25
Boston 27, Jersey City 37, Los Angeles 45, Allgemeine Themen 57	
III Das Stadtbild und seine Elemente	60
Wege 63, Grenzlinien (Ränder) 78, Bereiche 82, Brennpunkte 90, Merkmale 96, Die Beziehungen zwischen den Elementen 102, Das »Image« im Wandel der Zeit 104, Die Qualität des Vorstellungsbildes 107	
IV Die äußere Gestalt der Stadt	110
Die Gestaltung der Wege 114, Die Gestaltung der anderen Elemente 119, Eigenschaften der Formen 125, Die Ganzheit der Stadtstruktur 129, Die Gestalt der modernen Stadtlandschaft 133, Der Entwurfsprozeß 136	
V Der neue Maßstab	140
Anhang	
A Bemerkungen zum Thema Orientierung	143
Typen von Bezugssystemen 148, Der Aufbau eines Vorstellungsbildes 151, Die Bedeutung der äußeren Form 154, Die Nachteile der Bildhaftigkeit 159	
B Die Anwendung der Methode	161
Die Methode als Grundlage für den Entwurf 176, Zielrichtung zukünftiger Forschungen 178	
C Zwei Beispiele der analytischen Untersuchungen	182
Boston: Beacon Hill 182, Boston: Scollay Square 195	
Bibliographie	204
Stichwortverzeichnis	209

I Das Bild der Umwelt

Der Anblick von Städten kann ein besonderes Vergnügen bereiten, wie alltäglich er auch immer sein mag. Gleich einem einzelnen Werk der Architektur ist auch die Stadt ein Bauegefüge im Raum, jedoch in großem Maßstab – sie ist etwas, was erst im Verlauf ausgedehnter Zeitabschnitte zu erfassen ist. Städteplanung ist daher eine zeitbemessene Kunst, für die jedoch kaum die kontrollierten und begrenzten Sequenzen anderer zeitbemessener Künste – wie z. B. der Musik – in Anwendung gebracht werden können. Aus verschiedenen Anlässen und für verschiedene Menschen werden die Sequenzen verzögert, unterbrochen, aufgegeben, abgeschnitten. Die Kunst der Städteplanung ist jeder Beleuchtung und jeder Witterung ausgesetzt.

Es ist in jedem Augenblick mehr vorhanden, als das Auge zu sehen und das Ohr zu hören vermag – immer gibt es einen Hintergrund oder eine Aussicht, die darauf warten, erforscht zu werden. Nichts wird durch sich selbst erfahren, alles steht im Zusammenhang mit seiner Umgebung, mit der Aufeinanderfolge von Ereignissen, die zu ihm hinführen, mit der Erinnerung an vergangene Erlebnisse. Wenn man die Washington Street durch das Feld eines Farmers laufen ließe, so könnte sie noch so sehr wie die Geschäftsstraße im Herzen Bostons aussehen – hier müßte sie ganz und gar anders wirken. Jeder Stadtbewohner fühlt sich mit irgendeinem Teil seiner Stadt eng verbunden, und sein Bild malt sich in den Farben von Erinnerungen und Bedeutungen.

Die beweglichen Elemente einer Stadt – insbesondere die Menschen und ihre Tätigkeiten – sind genauso von Bedeutung wie die stationären physischen Elemente. Wir sind nicht einfach Beobachter dieses Schauspiels – wir spielen selber mit und bewegen uns auf der Bühne gemeinsam mit den anderen Spielern. Meistens ist unsere Wahrnehmung von der Stadt nicht ungeteilt und gleichmäßig,

sondern vielmehr zerstückelt, fragmentarisch, mit anderen Dingen und Interessen vermischt. Fast alle Sinne treten in Tätigkeit, und das vorgestellte Bild setzt sich aus ihnen allen zusammen.

Die Stadt ist nicht nur ein Objekt, das von Millionen Menschen, die hinsichtlich ihres Standes und ihres Charakters grundverschieden voneinander sind, wahrgenommen (und vielleicht sogar mit Vergnügen wahrgenommen) wird – sie ist auch das Produkt vieler Baumeister, die ihre Struktur ständig ändern (dafür haben sie ihre eigenen Gründe). Während die Stadt in ihren Hauptzügen im großen ganzen für einige Zeit stabil bleibt, ändert sie sich doch ständig in Einzelheiten. Über ihr Wachstum und ihre Form kann nur eine Teilkontrolle ausgeübt werden. Es gibt kein Endergebnis – nur eine dauernde Aufeinanderfolge von Phasen. Es ist daher kein Wunder, daß die Kunst der Stadtgestaltung zum Zweck rein sinnlicher Wahrnehmung mit anderen Künsten wie Architektur, Musik oder Literatur absolut nichts gemein hat. Sie kann eine Menge von diesen anderen Künsten lernen, aber nicht sie imitieren.

Daß eine Stadt eine schöne und erfreuliche Umgebung hat, ist etwas Seltenes – manche werden vielleicht sogar sagen: etwas Unmögliches. Keine einzige amerikanische Stadt, deren Größe die eines Dorfes überschreitet, ist von durchweg guter »Qualität«, wenn auch so manche einige freundliche Ansichten zu bieten hat. Es ist daher nicht überraschend, daß die meisten Amerikaner keine Ahnung haben, was es bedeuten kann, in einer solchen Umgebung zu wohnen. Sie wissen ziemlich genau Bescheid über die Häßlichkeit der Welt, in der sie leben, und sie äußern sich ziemlich vernehmlich über den Schmutz, den Rauch, die Hitze, die Überfüllung, das Chaos und die Eintönigkeit, die in ihr herrschen. Aber sie sind sich kaum im klaren über die Wichtigkeit einer harmonischen Umgebung – einer Welt, in die sie vielleicht einmal als Touristen oder Urlauber einen kurzen Blick werfen durften. Sie können sich keinen Begriff davon machen, was der Rahmen bedeuten kann: tägliche Freude, einen Ankerplatz für ihr Leben – eine ausdrucksvollere und reichere Welt.

Ablesbarkeit

Dieses Buch will den visuellen Wert der amerikanischen Stadt abwägen, indem es das Vorstellungsbild prüft, das sich die Einwohner dieser Stadt von ihr machen. Es konzentriert sich in der Hauptsache auf eine besondere visuelle Qualität: auf die Klarheit oder »Ablesbarkeit« der Stadtzene. Damit ist die Leichtigkeit gemeint, mit der ihre einzelnen Teile erkannt und zu einem zusammenhängenden Muster aneinandergesetzt werden können. Genauso wie diese bedruckte Seite, wenn sie leserlich ist, visuell als ein zusammenhängendes, aus erkennbaren Symbolen bestehendes Muster erfaßt wird, so sind auch bei einer »ablesbaren« Stadt die einzelnen Bereiche, Wahrzeichen und Weglinien leicht zu identifizieren und zu einem Gesamtmodell zusammenzufügen.

Dieses Buch behauptet, daß Ablesbarkeit für das Bild der Stadt ausschlaggebend ist; es will diesen Begriff detaillieren und darzulegen versuchen, auf welche Weise er beim Neuaufbau unserer Städte Verwendung finden kann. Die vorliegende Studie ist, wie der Leser rasch feststellen wird, ein erstes und nicht ein letztes Wort – sie versucht Ideen aufzugreifen und vorzuschlagen, wie diese Ideen entwickelt und erprobt werden könnten. Der Ton, der hier angeschlagen wird, ist spekulativ und vielleicht gar ein bißchen leichtsinnig: vorsichtig zugleich und vermessen. Im ersten Kapitel werden einige der Grundideen entwickelt; die folgenden Kapitel zeigen diese Ideen in ihrer Anwendung auf verschiedene amerikanische Städte und erörtern ihre Konsequenzen für die Städteplanung.

Wenn auch Klarheit bzw. Ablesbarkeit keineswegs die einzige wichtige Eigenschaft einer schönen Stadt ist, so ist sie doch von besonderer Bedeutung, wenn man die Umgebung im Zusammenhang mit dem Maßstab der Stadt in bezug auf Dimension, Zeit und Verzweigkeit betrachtet. Um das zu verstehen, müssen wir die Stadt nicht einfach als ein Ding an sich betrachten, sondern so, wie sie von ihren Einwohnern wahrgenommen wird.

Gliederung und Kenntlichmachung der Umgebung sind lebenswichtige Fähigkeiten aller sich fortbewegenden Tiere. Viele Hilfsmittel werden benutzt: solche visueller Art, wie Farbe, Form, Wahrnehmung von Bewegung, Lichtpolarisation, und andere Mittel, wie Geruch, Geräusche, Berührung, Kinästhesie, das Gefühl für Schwerkraft und evtl.



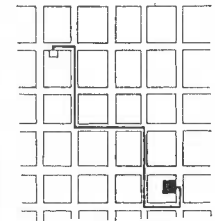
für elektrische oder magnetische Felder. Diese Orientierungstechniken – vom zielsicheren Flug einer Seeschwabe bis zum tastenden Kriechen einer Schnecke über das Mikrogelände eines Felsbrockens – sind mitsamt ihrer Bedeutung in einer ausgedehnten Literatur ausführlich beschrieben [10, 20, 31, 59]. Psychologen haben diese Fähigkeit auch beim Menschen untersucht, allerdings ziemlich oberflächlich oder unter begrenzten Laboratoriumsbedingungen [1, 5, 8, 12, 37, 63, 65, 76, 81]. Trotz einiger noch ungelöster Rätsel hält man es heute für unwahrscheinlich, daß es irgendeinen mystischen Orientierungs-»Instinkt« gibt. Viel eher handelt es sich um folgerichtige Anwendung und Organisation ganz bestimmter, der Außenwelt zugehörigen Sinneshilfsmittel. Diese Organisation ist von grundlegender Bedeutung für die Leistungsfähigkeit und das Fortbestehen frei sich bewegender Lebewesen.

Sich ganz und gar zu verirren – das ist wahrscheinlich ein sehr seltenes Erlebnis für die meisten Menschen in einer modernen Stadt. Unterstützung wird uns hier geboten durch die Anwesenheit anderer Menschen und spezieller Wegweiser: Karten, Straßennamen, Markierungen, Bus-Schilder. Aber wenn es uns einmal passiert, daß wir uns verirren, dann wird uns durch das Gefühl der Unruhe und des Schreckens klar, wie sehr dieses Mißgeschick unser Gleichgewicht und unser Wohlbefinden beeinflusst.

Allein schon das Wort »verirrt« (»lost« = verloren) bedeutet in unserer Sprache mehr als nur geographische Unsicherheit; in ihm schwingen Obertöne, die absolutes Entsetzen ausdrücken.

Beim Prozeß des Sichzurechtfindens besteht das strategische Hilfsmittel in der Vorstellung von der Umgebung, in dem allgemeinen geistigen Bild, das sich eine Person von der äußeren Welt der Erscheinungen macht. Dieses Bild ist ein Produkt aus unmittelbarer Erfahrung und der Erinnerung an vergangene Erfahrung; es wird benutzt, um Wahrgenommenes zu deuten und der Handlung eine Richtung zu geben. Das Bedürfnis, unsere Umwelt zu erkennen und zu »etikettieren«, ist so wesentlich und wurzelt so tief in der Vergangenheit, daß dieses erwähnte Bild für das Individuum einen ungeheuren praktischen und gefühlsmäßigen Wert hat.

Es ist klar, daß ein deutliches Bild einen befähigt, sich leicht und schnell umherzubewegen und z. B. das Haus eines Freundes, einen Polizisten oder einen Knopfladen zu



finden. Aber eine geordnete Umgebung kann mehr als nur dies bewirken; sie kann eine breite Basis für Beziehungen bilden, sie kann Aktivität oder Anschauungen oder Erkenntnisse fördern. So kann man sich zum Beispiel, wenn man die bauliche Struktur Manhattans begreift, anhand dieser Einsicht eine bedeutende Anzahl von Tatsachen und Ideen im Hinblick auf diese Welt, in der wir leben, zusammenreimen. Eine solche Struktur gibt – wie jede stabile Grundlage – dem Einzelwesen die Möglichkeit der Entscheidung und dient als Ausgangspunkt für die Erwerbung weiterer Erkenntnisse. Ein klares Bild der Umwelt ist somit eine nützliche Basis für die individuelle Entwicklung. Ein lebendiges und vollständiges Milieu, das ein scharf umrissenes Bild liefert, spielt auch im Sozialleben eine Rolle. Es kann das Rohmaterial für die Symbole und die Kollektiverinnerungen der Gruppenkommunikation bilden. Eine eindrucksvolle Landschaft ist das Gerüst, auf dem viele primitive Völker ihre für das Gesellschaftsleben wichtigen Mythen aufbauen. Gemeinsame Erinnerungen an die Heimatstadt waren im Krieg oft das erste und einfachste Mittel, um den Kontakt zwischen einsamen Soldaten herzustellen.

Eine gute Vorstellung von der Umgebung verleiht dem, der darüber verfügt, ein ausgeprägtes Bewußtsein gefühlsmäßiger Sicherheit. Er ist in der Lage, eine harmonische Verbindung zwischen sich selbst und der Außenwelt herzustellen. Die gegenteilige Empfindung ist die der Angst, die einen überfällt, wenn man sich verirrt; daraus geht hervor, daß das wohlige »Heimat«-Gefühl dann am stärksten ist, wenn »Heimat« nicht nur etwas Vertrautes, sondern auch etwas irgendwie Charakteristisches ist.

In der Tat bietet ein charakteristisches und leicht ablesbares Milieu nicht nur Sicherheit – es vertieft und intensiviert darüber hinaus das menschliche Erleben. Wenn es auch nicht unmöglich ist, im visuellen Chaos der modernen Stadt zu existieren, so könnten doch die gleichmäßigen täglichen Handlungen neue Bedeutung gewinnen, wenn sie in einer wirklich anschaulichen Umgebung ausgeführt würden. Potentiell ist die Stadt an sich das gewaltige Symbol einer komplizierten Gesellschaft. Wenn dieses Symbol deutlich dargestellt wird, kommt sein Sinn auch klar zum Ausdruck.

Es könnte gegen den Wert physischer Ablesbarkeit der Einwand erhoben werden, daß das menschliche Gehirn

bewundernswert anpassungsfähig ist und daß man nach einiger Übung lernen kann, sich auch durch ungeordnete oder »gesichtslose« Gegenden einen Weg zu bahnen. Es gibt unzählige Beispiele exakter Navigation durch die »pfadlosen« Weiten von Meeres-, Sand- und Eiswüsten oder durch Dschungelgewirr.

Und doch hat sogar das Meer die Sonne und die Sterne, die Winde, Strömungen, Vögel und seine Färbungen – alles Dinge, ohne die eine sonstiger Hilfsmittel bare Schifffahrt nicht möglich wäre. Die Tatsache, daß nur geschickte Fachleute ihre Fahrzeuge zwischen den Polynesischen Inseln hindurchsteuern können – und zwar erst nach ausgedehntem Training –, macht deutlich, mit welchen Schwierigkeiten gerade diese Gegend aufwartet. Selbst vorzüglich ausgerüstete Expeditionen blieben von Strapazen und Ängsten nicht verschont:

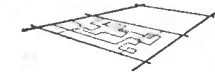
Was unsere eigene Welt anlangt, so könnte man sagen, daß fast jeder, der aufmerksam ist, lernen kann, sich in Jersey City zurechtzufinden – allerdings um den Preis einiger Anstrengungen und Unsicherheit. Es fehlen die positiven Werte einer leserlichen Umgebung – und damit die Werte der gefühlsmäßigen Befriedigung, der Grundlage für Kommunikation oder begriffliche Organisation und für die Tiefe des täglichen Erlebens. Diese Freuden gehen uns verloren – wenn auch das gegenwärtige Stadtbild nicht so verworren ist, daß es denjenigen, die damit vertraut sind, unerträgliche Anstrengungen aufbürdete.

Es muß zugegeben werden, daß eine Umgebung, die Geheimnisse, Irrwege und Überraschungen bereithält, ein gewisses Etwas hat. Vielen von uns gefällt das Spiegelkabinett auf dem Jahrmarkt, und die gewundenen Straßen in Boston haben durchaus ihren Reiz. Aber reizvoll wirkt das alles nur unter zwei Bedingungen: Erstens darf man nicht Gefahr laufen, daß man ganz und gar den Weg und die Richtung verliert und sich nicht mehr auskennt; die Überraschung muß vielmehr in das Gesamtgerüst eingebaut sein, die Gebiete der Verworrenheit müssen im übersehbaren Ganzen klein bleiben. Und zweitens muß das Labyrinth bzw. das Geheimnisvolle an sich eine Form besitzen, die erforscht und mit der Zeit begriffen werden kann. Vollkommenes Chaos ohne irgendeinen Hinweis auf Zusammenhang ist niemals erfreulich.

Diese Gedanken deuten eine wichtige Voraussetzung an: Der Beobachter selbst muß bei der Betrachtung der Welt

Siehe Anhang Teil A

Jersey City ist im 2. Kapitel beschrieben



Diese Punkte sind erweitert wiedergegeben im Anhang, Teil A

aktiv werden und schöpferisch an der Entwicklung des Bildes mitwirken. Er muß in der Lage sein, dieses Bild auszuwechseln, um wechselnden Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Eine Umgebung, die bis ins letzte präzise und endgültig eingeteilt ist, kann für neue Tätigkeitsvorbilder ein Hindernis darstellen.

Eine Landschaft, in der jeder Stein eine Geschichte erzählt, macht die Erfindung neuer Geschichten schwierig. Wenn dies auch in unserem städtischen Chaos nicht wesentlich zu sein scheint, so wird dadurch doch klar, daß, was wir suchen, nicht eine endgültige, sondern eine wandlungsfähige Ordnung ist, die eine ständige Weiterentwicklung ermöglicht.

Gestaltung des Bildes

Das Bild der Umwelt ist das Ergebnis eines Prozesses, der zwischen dem Beobachter und seiner Umwelt stattfindet. Die Umgebung bietet Unterscheidungen und Beziehungen, und der Beobachter wählt und fügt mit großer Anpassungsfähigkeit zusammen und gibt dem, was er sieht, eine Bedeutung. Das so entwickelte Bild begrenzt und betont nun das Gesehene und wird selbst in einem ständigen, wechselweise wirkenden Prozeß hinsichtlich der Vorstellungsaufnahmefähigkeit auf die Probe gestellt. So kann das Bild einer gegebenen Wirklichkeit für verschiedene Wahrnehmer je ein ganz verschiedenes sein.

Die Übereinstimmung des Vorstellungsbildes mit der Wirklichkeit kann auf mannigfache Weise möglich werden. Es mag z. B. im realen Gegenstand wenig Geordnetes oder Bemerkenswertes geben – und doch erhält sein Bild in der Vorstellung Individualität und Gliederung auf Grund langer Bekanntschaft; der eine findet mit Leichtigkeit Gegenstände auf einem Tisch, auf dem ein anderer nur ein vollkommenes Durcheinander erblickt. Ferner ist es möglich, daß ein zum erstenmal wahrgenommener Gegenstand identifiziert und in Zusammenhang gebracht wird – nicht, weil er selbst vertraut ist, sondern weil er einem vom Beobachter bereits eingeordneten Typ entspricht. Wie »unsichtbar« der Drugstore an der Ecke auch einem Buschmann bleiben mag: ein Amerikaner wird ihn ohne weiteres finden. Oder aber ein neuer Gegenstand kann in seiner Struktur und Individualität überzeugend erscheinen, weil

er auffallende physische Eigenschaften hat, die ihr eigenes Gepräge anbieten oder aufdrängen. So können das Meer oder ein hohes Gebirge die Aufmerksamkeit eines Menschen fesseln, der aus den weiten Ebenen des inneren Landes kommt – selbst wenn er so jung oder so unwissend sein sollte, daß er diesen gewaltigen Erscheinungen keine Namen geben kann.

Die Städtebauer, die »Bearbeiter« der physischen Umwelt, interessieren sich hauptsächlich für die von außen wirkende Kraft in dem Wechselprozeß, der das Vorstellungsbild der Umwelt hervorbringt. Gewisse Umgebungen widersetzen sich dem Vorgang der Bildgestaltung – oder erleichtern ihn. Jede existierende Form – eine schöne Vase oder ein Lehmklumpen – wird bei verschiedengearteten Betrachtern mit großer oder geringer Wahrscheinlichkeit eine starke Vorstellung hervorrufen. Sobald man die Betrachter in bezug auf Alter, Geschlecht, Erziehung, Beschäftigung, Temperament oder Bekanntschaft mit dem Gegenstand in möglichst gleichartige Gruppen einteilt, kann diese Wahrscheinlichkeit mit großer Genauigkeit berechnet werden. Jedes Einzelwesen erschafft sein eigenes Bild und trägt es in sich, aber zwischen den Gliedern der gleichen Gruppe scheint eine wesentliche Übereinstimmung zu herrschen. Die Städteplaner, die danach streben, eine Umwelt aufzubauen, die für viele gedacht ist, interessieren sich gerade für diese Gruppenvorstellungen, die eine Übereinstimmung zwischen vielen aufweisen.

Diese Untersuchung wird sich daher nicht mit individuellen Unterschieden befassen, so interessant sie auch für einen Psychologen sein mögen. Die allererste Aufgabe ist die Beschäftigung mit dem, was man »allgemeine Vorstellungen« nennen könnte: mit den gemeinsamen geistigen Bildern, die eine große Anzahl der Einwohner einer Stadt in sich trägt; hier findet sich eine Übereinstimmung, die in den Wechselbeziehungen einer einzigen physischen Realität, einer gemeinsamen Kultur und einer die Grundlage bildenden physiologischen Natur in Erscheinung treten könnte.

Die Orientierungssysteme, die bisher in aller Welt benutzt wurden, variieren erheblich, sie unterscheiden sich voneinander je nach Kultur und Landschaft. In Anhang A werden viele Beispiele genannt: abstrakte und festgelegte Systeme, bewegliche Systeme und solche, die nach der Person, dem Heim oder dem Meer ausgerichtet sind. Die

Welt kann rings um eine Zahl von Brennpunkten angeordnet werden, sie kann in benannte Bezirke zerstückelt oder durch in Erinnerung behaltene Strecken zusammengefügt werden. Diese untereinander so verschiedenen Methoden und diese, wie es scheint, unerschöpflichen Möglichkeiten in bezug auf die Anhaltspunkte, mit deren Hilfe der Mensch seine Welt unterscheiden kann, werfen interessante Streiflichter auf die Mittel, die wir heute benutzen, um uns in unserer städtischen Umgebung zurechtzufinden. Die Beispiele scheinen – sonderbar genug – zum größten Teil die wesentlichen Vorstellungselemente wiederzugeben, in die wir zweckmäßigerweise das Stadtbild aufteilen: Wege, Merkzeichen, Grenzlinien, Brennpunkte, Bereiche. Diese Elemente werden in Kapitel III dargelegt und erörtert.

Struktur und Identität

Das Vorstellungsbild der Umwelt enthält die folgenden drei Komponenten: Identität, Struktur und Bedeutung. Es ist zweckmäßig, diese drei bei der Untersuchung gesondert zu betrachten – man darf dabei nur nicht vergessen, daß sie in Wirklichkeit zusammengehören. Ein brauchbares Bild erfordert zunächst die Identifizierung eines Gegenstandes, die es möglich macht, ihn von anderen Gegenständen zu unterscheiden und als Separat-»Wesen« zu erkennen. Wir nennen dies »Identität« – nicht im Sinn der Übereinstimmung mit irgend etwas anderem, sondern im Sinn von »Individualität« oder »Ganzheit«. Zweitens muß das Bild eine räumliche oder strukturelle Beziehung des Gegenstands zum Beobachter und zu anderen Gegenständen enthalten. Und schließlich muß der Gegenstand für den Beobachter irgendeinen Sinn haben – entweder praktisch oder gefühlsmäßig. »Sinn« ist ebenfalls eine Beziehung, die sich aber ganz und gar von räumlichen oder strukturellen Beziehungen unterscheidet.

So muß also bei einem Bild, das den Zweck des Hinausgehens veranschaulichen soll, notwendig eine Tür als deutlich von anderen unterschiedene Wesenheit erkannt werden, und ihre räumliche Beziehung zum Beschauer sowie ihre Bedeutung als Öffnung, durch die man hinausgeht, müssen klar ersichtlich sein. Diese Eigenschaften sind im wesentlichen nicht voneinander zu trennen. Das visuelle Erkennen

einer Tür hängt eng mit ihrer Bedeutung als Tür zusammen. Es ist jedoch möglich, die Tür in bezug auf die Identität ihrer Form und die Deutlichkeit ihrer Position so zu betrachten, als ob diese beiden Merkmale den Vorrang vor ihrer Bedeutung hätten.

Solch ein analytisches Kunststück mag bei der Untersuchung einer Tür sinnlos sein, nicht aber bei der Untersuchung städtischer Umgebung. Vor allem ist die Frage der Bedeutung innerhalb der Stadt sehr kompliziert. Gruppenvorstellungen in bezug auf Bedeutung sind hier weniger wahrscheinlich als solche in bezug auf Wahrnehmungen des Wesens und der Beziehungen. Die Bedeutung ist überdies weniger leicht als die beiden anderen Komponenten durch physische Kunstgriffe zu beeinflussen. Wenn wir beabsichtigen, Städte zu bauen, an denen sich eine große Anzahl von Menschen der verschiedensten Verhältnisse erfreuen soll (Städte zudem, die auch auf künftig lebende Menschen zugeschnitten sein sollen), so werden wir sogar gut daran tun, uns auf die physische Klarheit des Bildes zu konzentrieren und die Entwicklung der Bedeutung abzuwarten, ohne direkt auf sie hinzuwirken.

Das Bild der Silhouette von Manhattan kann als symbolisch angesehen werden für Vitalität, Kraft, Dekadenz, Rätselhaftigkeit, Überfüllung, Größe – oder was immer man sonst noch will; aber in jedem Fall wird die Bedeutung durch die scharfumrissene Linie dieses Bildes kristallisiert und intensiviert. Die persönlichen Meinungen über eine Stadt – selbst wenn ihre Form leicht zugänglich ist – sind so verschieden, daß es möglich erscheint, die Bedeutung von der Form zu trennen – wenigstens im frühen Stadium der Analyse. Unsere Untersuchung wird sich daher auf die Identität und die Struktur der Stadtbilder konzentrieren.

Soll ein Bild Wert haben im Hinblick auf Orientierung innerhalb des Lebensraums, so muß es über bestimmte Qualitäten verfügen. Es muß zweckmäßig und zuverlässig im nüchternen Sinn sein und dem Individuum gestatten, sich in den Grenzen seiner Umgebung nach Wunsch zu bewegen. Die Stadtkarte, sei sie nun ganz exakt oder nicht, muß jedenfalls so gut sein, daß man mit ihrer Hilfe nach Hause findet. Sie muß so deutlich und so vollständig sein, daß es zum Entziffern keiner großen geistigen Anstrengung bedarf: Sie muß gut zu lesen sein. Sie muß Sicherheit bieten und zusätzliche Hinweise enthalten, so

daß eine Wahl der Bewegung bleibt und das Risiko des Versagens nicht allzu groß ist. Wenn ein Blinklicht das einzige Zeichen an einer gefährlichen Kurve ist, dann kann ein Stromausfall verheerende Folgen haben. Das Bild sollte möglichst »offen« bleiben, so daß Änderungen möglich sind und der Besitzer der Karte fortfahren kann, die Wirklichkeit zu erforschen und zu organisieren: er muß genügend freien Platz finden, um selbst weitere Eintragungen in die Zeichnung vornehmen zu können. Schließlich sollte sie bis zu einem gewissen Grad anderen zugänglich sein. Der relative Wert dieser Kriterien eines »guten« Bildes variiert je nach Person und Situation; der eine wird ein sparsames und zweckmäßiges System loben, während ein anderer ein »offenes« und leicht verständliches rühmt.

Einprägsamkeit (Bildhaftigkeit, Bildprägestärke)

Da bei dieser Untersuchung der Nachdruck auf der physischen Umgebung als der unabhängigen Variablen liegt, beschäftigen wir uns mit den physischen Qualitäten, die mit den Eigenschaften der Individualität und der Struktur des geistig geschauten Bildes in Zusammenhang stehen. Wir kommen dabei zur Definition einer Eigenschaft, die als »Einprägsamkeit« (oder »Bildprägestärke«) bezeichnet werden könnte: jener Eigenschaft eines Gegenstandes, die mit großer Wahrscheinlichkeit in jedem Beobachter ein lebendiges Bild dieses Gegenstandes hervorruft. Bestimmte Formen, Farben und Anordnungen helfen dem Beschauer, sich ein zweckmäßiges und – was starke Individualität und Struktur angeht – ausgezeichnetes Bild von der Umwelt zu machen. Man könnte auch »Ablesbarkeit« oder – in einem höheren Sinn – »Greifbarkeit« sagen; damit ist gemeint, daß Gegenstände sich den Sinnen klar umrissen und intensiv darstellen.

Vor einem halben Jahrhundert beschrieb Stern dieses Merkmal eines Kunstwerkes und nannte es »Offensichtlichkeit« [74]. Die Kunst beschränkt sich nicht auf dieses Ziel – aber er empfand doch, daß eine ihrer beiden fundamentalen Funktionen die sei, »Bilder zu schaffen, die durch Klarheit und Harmonie der Form dem Bedürfnis nach lebendig begreiflicher Erscheinung Rechnung tragen«. Seiner Meinung nach war dies ein wichtiger erster Schritt auf dem Weg zum Ausdruck inneren Wesens.

Eine in diesem Sinn bild- oder vorstellungsprägestärke (sichtbare, ablesbare, greifbare) Stadt müßte wohlgeformt, ausgeprägt, bemerkenswert sein; sie müßte Auge und Ohr zu größerer Aufmerksamkeit und Teilnahme anregen. Das sinnmäßige Erfassen einer solchen Umgebung würde nicht nur vereinfacht, sondern ausgedehnt und vertieft. Eine solche Stadt könnte – über die Zeit hinaus – als ein Gefüge von großer Kontinuität mit ausgeprägten und deutlich untereinander verbundenen Teilen verstanden werden. Die Sinne des wahrnehmenden und bereits vertrauten Beobachters könnten neue Eindrücke aufnehmen, ohne daß sein Grundbild zerstört würde, und jeder neue Eindruck könnte eine Reihe bereits vorhandener Elemente berühren. Der Beschauer wäre gut orientiert und könnte sich mit Leichtigkeit in seiner Umgebung bewegen. Er wäre sich seiner Umwelt voll bewußt. Als Beispiel für eine derart einprägsame Umgebung könnte Venedig gelten. In den Vereinigten Staaten könnte man Teile von Manhattan, San Francisco, Boston und vielleicht die Seeseite von Chicago anführen.

Diese Charakteristik ergibt sich aus unseren Definitionen. Der Begriff der Einprägsamkeit umfaßt nicht notwendig etwas Feststehendes, Begrenztes, Präzises, Einheitliches, regelmäßig Angeordnetes – wenn damit auch manchmal diese Qualitäten gemeint sein können. Es soll auch nicht gesagt werden, daß etwas auf den ersten Blick greifbar, augenfällig, großartig oder einfach erscheinen muß. Die gesamte zu modellierende Umwelt ist äußerst kompliziert, während das augenfällige Bild bald langweilig wird und immer nur wenige Züge der lebendigen Welt zeichnet. Die Einprägsamkeit der Stadtform wird im Mittelpunkt der nachfolgenden Untersuchung stehen. Es gibt noch andere grundlegende Merkmale einer schönen Umgebung: Wirkung oder Ausdruck, Sinnenfreude, Rhythmus, Anregung, Erlesenheit. Wenn wir uns auch auf die Einprägsamkeit konzentrieren, so leugnen wir doch nicht den Wert der genannten Eigenschaften. Unser Zweck ist einfach der, dem Bedürfnis nach Identität und Struktur in unserer Wahrnehmungswelt Rechnung zu tragen und auf die besondere Wichtigkeit dieser Qualität im besonderen Fall der komplexen und veränderlichen städtischen Umgebung hinzuweisen.

Da sich das Vorstellungsbild in einem Prozeß entwickelt, der zwischen Wahrnehmer und Wahrgenommenem ab-

läuft, ist es möglich, die Vorstellung durch Symbole, durch Umschulung des Beschauers oder Umformung der Umgebung zu verstärken.

Man kann dem Beschauer einen symbolischen Plan in die Hand geben, aus dem er ersieht, wie sich die Welt zusammensetzt: eine Karte oder eine Anzahl schriftlicher Belehrungen. Solange er Wirklichkeit und Schema zusammenfügen kann, besitzt er einen Schlüssel zu den Beziehungen der Dinge untereinander. Man kann sogar eine Maschine aufstellen, die die Richtung weist, wie dies kürzlich in New York geschehen ist [49]. Solche Vorrichtungen sind einerseits sehr nützlich, da sie gedrängte Angaben über wechselseitige Beziehungen liefern – auf der anderen Seite jedoch sind sie gefährlich, da eine Orientierung unmöglich wird, sobald ein derartiges Gerät verlorengeht; und das Gerät selbst muß ständig auf Realitäten eingestellt und ihnen angepaßt werden. Die in Anhang A angeführten Fälle von Gehirnverletzungen machen deutlich, wieviel Unruhe und Anstrengung mit dem uneingeschränkten Vertrauen auf solche Mittel verbunden sind. Überdies fehlen dabei das tatsächliche Erleben der Zusammenhänge und die Schärfe des lebendigen Bildes.

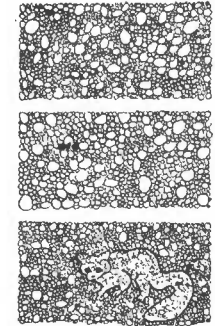
Der Beobachter kann auch geschult werden. Brown erzählt, daß ein Labyrinth, durch das sich Versuchspersonen mit verbundenen Augen hindurchfinden sollten, diesen zuerst ein unlösbares Problem zu sein schien. Bei der Wiederholung waren schon einzelne Teile des Modells – insbesondere Anfang und Ende – vertraut und nahmen den Charakter von Räumlichkeiten an. Und als die betreffenden Personen schließlich das Labyrinth ohne Irrtümer durchlaufen konnten, kam ihnen das ganze System wie eine vertraute Örtlichkeit vor [8]. De Silva beschreibt den Fall eines Jungen, der einen »automatischen« Orientierungssinn zu haben schien; es stellte sich heraus, daß er seit frühester Kindheit (von seiner Mutter, die »rechts« und »links« nicht unterscheiden konnte) darauf gedrillt worden war, »die östliche Seite der Veranda« und »die südliche Seite des Büfettis« zu finden [71].

Shipton schildert in seinem Bericht über die Erkundungsexpedition vor der Besteigung des Mount Everest einen dramatischen Fall solcher Schulung. Als die Expedition sich dem Everest aus einer neuen Richtung näherte, erkannte Shipton sofort die Hauptgipfel und -täler, die ihm schon von der Nordseite her vertraut waren. Der Sherpa-

fürer jedoch, der ihn begleitete und dem beide Seiten des Berges seit langem bekannt waren, hatte noch niemals festgestellt, daß dies die gleichen Linien waren, und er zeigte sich von der Entdeckung überrascht und entzückt [70]. Kilpatrick beschreibt den Prozeß anschauungsmäßigen Lernens, der einem Beschauer durch neue Anregungen, die nicht mehr in die existierenden Bilder hineinpassen, aufgezwungen wird [41]. Er beginnt mit hypothetischen Formen, durch die diese Anregungen begrifflich erklärt werden, während die Illusion der alten Formen weiterbesteht. Die persönliche Erfahrung der meisten unter uns bestätigt dieses Fortbestehen eines trügerischen Bildes noch lange Zeit, nachdem seine Unzulänglichkeit verstandesmäßig erkannt ist. Wir starren in den Dschungel und sehen nur das Sonnenlicht auf den grünen Blättern, aber ein warnendes Geräusch sagt uns, daß sich ein Tier dort verborgen hält. Jetzt lernt der Beobachter, auf Hinweise zu achten und frühere Zeichen erneut zu überprüfen; und dann kann er das versteckte Tier am Leuchten seiner Augen erkennen. Schließlich, nachdem sich die Erfahrung wiederholt hat, ist das ganze Wahrnehmungs-»Muster« verändert, und der Beobachter braucht nicht länger bewußt nach Fingerzeigen zu suchen oder einem alten System neue Daten hinzuzufügen. Er hat ein Bild geformt, das sich in der neuen Situation als nützlich erweisen wird, da es natürlich und richtig erscheint. Ganz plötzlich sieht man nun das versteckte Tier zwischen dem Laubwerk auftauchen – »so klar wie nur etwas«.

Auf gleiche Weise müssen wir die verborgenen Formen in der ausgedehnten Verworrenheit unserer Städte zu sehen lernen. Wir sind nicht gewohnt, eine künstliche Umgebung von so gewaltigem Ausmaß zu gliedern und uns bildhaft vorzustellen; nichtsdestoweniger werden wir durch unseren Tätigkeitstrieb dazu gezwungen. Curt Sachs zeigt an einem Beispiel, wie von einem gewissen Grad an die Herstellung von Verbindungen mißlingt [64]; Stimme und Trommelschlag des nordamerikanischen Indianers haben ganz und gar verschiedene Tempi, sie werden unabhängig voneinander wahrgenommen. Als analoges Beispiel in unserem Musikleben nennt er unsere Gottesdienste, bei denen es uns nicht in den Sinn kommt, den Chor im Kirchenraum mit dem Ton der Glocken hoch darüber in Einklang zu bringen.

In unseren weiten Großstadtgebieten bringen wir Chor-



gesang und Glockenklang nicht in Verbindung miteinander; wie der Sherpa sehen wir nur die Seiten des Everest und nicht das ganze Gebirge. Die Erweiterung und Vertiefung unserer Wahrnehmung der Umwelt würde die Fortsetzung einer langen biologischen und kulturellen Entwicklung bedeuten, die von der Empfindung des Nahen zur Empfänglichkeit für das Entfernte und von da zur symbolischen Mitteilung gelangt ist. Wir haben die Behauptung aufgestellt, daß wir jetzt in der Lage seien, uns das Bild der Umgebung sowohl durch Einwirkung auf die äußere physische Gestalt als auch durch einen inneren Lernprozeß zu formen. Und in der Tat werden wir durch die Kompliziertheit unserer Umwelt hierzu genötigt. In Kapitel IV werden nähere Erläuterungen gegeben.

Der primitive Mensch mußte sich sein Bild von der Umgebung machen, indem er seine Wahrnehmungsfähigkeit der gegebenen Landschaft anpaßte. Geringfügige Änderungen an der Umgebung konnte er durch Errichtung von Steinhügeln, durch Signalfeuer und Markierung an Bäumen vornehmen, aber wesentliche Änderungen zum Zweck visueller Deutlichkeit oder visueller Inbeziehungsetzung beschränkten sich auf den Wohnraum oder auf Kultstätten. Nur starke Kulturen können auf ihre gesamte Umwelt im großen Maßstab einwirken. Die bewußte Umformung der ausgedehnten physischen Umgebung ist erst seit kurzem möglich; daher auch ist das Problem der Umwelt-Einprägbarkeit ein ganz neues. Mit technischen Mitteln können wir jetzt in kürzester Zeit vollständig neue Landschaften »machen«, wie z. B. im Fall der holländischen Koog-Gebiete. Hier befassen sich die Planer bereits mit der Frage, wie die ganze Szene gestaltet werden müßte, um es dem menschlichen Beschauer zu erleichtern, die einzelnen Teile zu identifizieren und zu einem Ganzen zusammenzusetzen [30].

Wir sind dabei, sehr rasch eine neue funktionelle Einheit aufzubauen: die Stadtregion – aber wir müssen noch begreifen, daß auch diese Einheit ein entsprechendes Image braucht. Suzanne Langer gibt dem Problem in ihrer Definition der Architektur Ausdruck: »Sie ist die Greifbar-machung der gesamten Umwelt [42].«

II Drei Städte

Um die Rolle zu verstehen, die das Bild der Umwelt in unserem städtischen Leben spielt, mußten wir uns einige Stadtgebiete sorgfältig ansehen und uns mit ihren Bewohnern unterhalten. Wir mußten den Begriff der »Bildprägekraft« (»Einprägsamkeit«) entwickeln und prüfen; außerdem mußten wir, um einige Prinzipien für die Städteplanung aufstellen zu können, durch einen Vergleich des Bildes mit der visuellen Wirklichkeit herausfinden, welche Formen ausdrucksstarke Bilder hervorrufen. Diese Arbeit wurde geleistet in der Überzeugung, daß die Analyse der existierenden Form und ihrer Auswirkungen auf den Stadtbewohner von grundlegender Bedeutung für die Städteplanung ist, und in der Hoffnung, daß sich bei dieser Gelegenheit als Nebenprodukt einige nützliche Methoden zur Geländeerforschung und Einwohnerbefragung ergeben möchten. Wie es bei jedem derartigen Versuch ist, war es viel eher beabsichtigt, Ideen und Verfahren zu entwickeln, als Tatsachen abschließend und endgültig beweisen zu wollen.

Es wurden daher Untersuchungen in den Zentralgebieten dreier amerikanischer Städte vorgenommen: Boston, Massachusetts; Jersey City, New Jersey; Los Angeles, Californien. Boston, die für uns nächstliegende Stadt, ist einzigartig unter den amerikanischen Städten, da sie, was Form angeht, Anschaulichkeit besitzt und gleichzeitig hinsichtlich ihrer Anlage Schwierigkeiten bereitet. Jersey City wurde gewählt wegen seiner offensichtlichen Formlosigkeit, die auf den ersten Blick der Grund für seine außerordentlich geringe Einprägsamkeit zu sein scheint. Los Angeles hinwiederum ist eine neue Stadt in einem ganz anderen Maßstab und mit einem gitterförmig gestalteten Zentrum. In allen Fällen wurde eine Zentralfläche von etwa vier auf zweieinhalb Kilometer für die Untersuchung festgelegt.

Als eigenartiges Beispiel für die, wenn auch irrationale, Lösung des Dilemmas kann man die chinesische Scheinwissenschaft der Geomantik betrachten [32]. Es ist dies eine komplizierte, von Professoren ausgelegte und systematisierte Lehre über den Einfluß der Landschaft. Sie handelt von den Winden des Bösen, die durch Hügel, Felsen oder Bäume, die gefährliche Öffnungen zu blockieren scheinen, abgeschirmt werden können, und von guten Wassergeistern, die durch Teiche, Wasserläufe und Kanäle angezogen werden können. Die Formen der einzelnen Dinge werden durch die jeweils innewohnenden Geister erklärt. Dieser Geist kann als nützlich, untätig neutral oder nutzlos bezeichnet werden. Er mag an einem Ort konzentriert, in der Tiefe oder an der Oberfläche zerstreut erscheinen, rein oder gemischt, schwach oder stark sein. Man muß ihn nutzen, lenken und durch Bepflanzung, Erdarbeiten, Türme, Steine und andere Dinge ermutigen. Die Auslegungen sind vielfältig und komplex; es ist ein endlos sich ausweitendes Gebiet, dessen Experten in jeder Richtung forschen. So wirklichkeitsfremd diese Scheinwissenschaft sein mag, für unsere Zwecke weist sie zwei interessante Wesenszüge auf: zunächst gibt es dort eine in steter Entwicklung befindliche Erforschung der Umwelt. Sinngehalt und dichterische Auslegung können sich ändern, Weiterentwicklungen sind möglich; zweitens regt sie dazu an, die äußeren Formen zu benutzen und ihren Einfluß zu kontrollieren: Daß menschliche Voraussicht und Tatkraft die Welt beherrschen und ändern können, wird besonders betont. Vielleicht findet man dort Hinweise zur Bildung einer einprägsamen und dennoch nicht erstickenden und bedrückenden Umwelt.

B Die Anwendung der Methode

Wir haben im Prinzip zwei Methoden benutzt, um das Grundkonzept der Bildhaftigkeit oder vorstellungsbildenden Kraft auf die amerikanische Stadt anzuwenden: die Befragung kleiner Bevölkerungsgruppen nach dem Vorstellungsbild, das sie von ihrer Umwelt haben, sowie eine systematische Überprüfung des Umweltbildes durch geschulte Beobachter draußen an Ort und Stelle. Da eines der Ziele unserer Arbeit die Entwicklung brauchbarer Methoden war, ist die Frage nach dem Wert dieser Methoden entscheidend. Diese allgemeine Fragestellung enthält zwei verschiedene Fragen: a) wie verläßlich sind die Methoden und wie objektiv sind sie, wenn gewisse Schlüsse daraus gezogen werden? Und b) wozu dienen sie? Sind die Schlußfolgerungen dazu geeignet, Planungsentscheidungen zu fällen, und entspricht das Resultat dem Aufwand?

Das übliche Bürinterview bestand im wesentlichen aus der Forderung nach einem skizzierten Stadtplan, der detaillierten Beschreibung einer Anzahl von Gängen oder Fahrten durch die Stadt und nach der Aufzählung und Beschreibung der Stadtteile, die am ausgeprägtesten und lebendigsten im Gedächtnis der befragten Person haften. Diese Befragung wurde in erster Linie angestellt, um die Hypothese der Bildprägestärke zu prüfen; zum zweiten, um in Annäherung das Bild zu untersuchen, das sich die Öffentlichkeit in den betreffenden drei Städten gebildet hat, um es mit den Ergebnissen der eigenen Ortsbegehungen zu vergleichen und so zur Entwicklung von Vorschlägen für die Gestaltung der Stadt beizutragen. Schließlich drittens, um ein Verfahren zu entwickeln, mit dem man das in der Öffentlichkeit bestehende Image jeder beliebigen Stadt rasch feststellen kann. Für diese Zielsetzung erwies sich die Methode als recht brauchbar, wenn auch Zweifel bezüglich der Allgemeinverbindlichkeit der so herausgefundenen Bilder und Vorstellungen bestehen. Doch davon wird später die Rede sein.

Das Bürinterview selbst bestand aus den folgenden Fragen:

1. Was fällt Ihnen zuerst ein, wenn Sie das Wort »Boston« hören — was symbolisiert diese Stadt? Wie würden Sie ungefähr das äußere Bild der Stadt beschreiben?

2. Wir möchten Sie bitten, eine kurze Skizze der Innenstadt, etwa von der Innenstadt bis zur Massachusetts Avenue, zu zeichnen. Machen Sie es so, als ob Sie einem Fremden eine Kurzbeschreibung der Stadt mit ihren wesentlichsten Merkmalen geben wollten. Wir erwarten keine akkurate Zeichnung, nur eine grobe Skizze. (Der Fragesteller ist angehalten, die Abfolge zu notieren, in der die Skizze entsteht.)

3a. Geben Sie bitte vollständig und deutlich die Richtungen Ihres Weges von der Arbeitsstätte nach Hause an. Stellen Sie sich vor, Sie machten den Weg tatsächlich, und beschreiben Sie die Reihenfolge der Dinge, die Sie entlang des Weges sehen, hören oder riechen werden; vergessen Sie dabei nicht, jene Wegschilder und Anhaltspunkte zu erwähnen, die ein Fremder benötigen würde, wenn er die gleichen Entscheidungen wie Sie zu fällen hätte. Wir interessieren uns für die äußere Erscheinung der Dinge. Es ist nicht so wichtig, wenn Sie sich an Straßen- oder Platznamen nicht mehr erinnern können. (Während des Berichtes soll der Fragesteller möglicherweise um stärker detaillierte Beschreibungen bitten.)

3b. Verbinden Sie mit gewissen Wegstrecken besondere Gefühlsregungen? Wie lange dauert der Weg? Gibt es Wegstrecken, auf denen Ihr Orientierungssinn getrübt ist?

(Frage 3 wird dann für einen oder mehrere Standardwege, die allen Befragten gleichermaßen vorgelegt werden, wiederholt; so zum Beispiel: »Gehen Sie vom Massachusetts General Hospital zur South Station« oder: »Fahren Sie von Faneuil Hall zur Symphony Hall.«)

4. Nun zählen Sie uns bitte die für Sie auffallendsten Elemente der Innenstadt von Boston auf. Gleichgültig, ob sie klein oder groß sind; nennen Sie uns jene Dinge, die Sie am leichtesten identifizieren und im Gedächtnis behalten können. (Frage 5 bezieht sich dann auf die eben angegebenen Elemente.)

5a. Würden Sie mir ... beschreiben? Wenn Sie mit verbundenen Augen dorthin geführt würden, an welchen Anhaltspunkten würden Sie, nachdem die Binde entfernt worden ist, tatsächlich erkennen, wo Sie sich befinden?

5b. Haben Sie irgendwelche gefühlsmäßige Bindungen zu ...?

5c. Würden Sie mir auf der Karte zeigen, wo ... ist? (und, wenn zutreffend:) wo sind die Begrenzungen?

6. Würden Sie mir auf diesem Plan zeigen, wo Norden ist?

7. Wir sind am Ende des formellen Interviews, aber es würde uns helfen, wenn wir uns noch ein paar Minuten unterhalten könnten.

Die folgenden Fragen werden in formloser Art eingeflochten.

a. Was ist Ihrer Ansicht nach das Ziel der Befragung?

b. Welche Bedeutung messen Sie der Orientierung und der leichten Erkennbarkeit der Bestandteile einer Stadt bei?

c. Empfinden Sie es als angenehm zu wissen, wo Sie sich befinden oder wohin Sie gehen? Oder bereitet es Ihnen Unbehagen, wenn das nicht der Fall ist?

d. Meinen Sie, daß man sich in Boston leicht zurechtfinden kann? Sind die Bestandteile der Stadt leicht erkennbar?

e. In welchen Städten, die Sie kennen, kann man sich gut orientieren? Warum?

Es ist dies ein ziemlich langes, normalerweise über 1½ Stunden dauerndes Interview, dem aber seitens des Befragten beinahe immer mit großem Interesse und oft mit echter Teilnahme gefolgt wurde. Der gesamte Vorgang wurde auf Band aufgenommen und dann umgeschrieben; ein umständliches Verfahren, das aber alle Einzelheiten, aufschlußreiche Sprechpausen ebenso wie den Tonfall der Stimme, genau aufzeichnete.

16 der in Boston Befragten waren ausreichend interessiert, um für sie ein zweites Interview anzuberaumen. Sie wurden mit einer Serie von Fotos der Bostoner Gegend konfrontiert, die aufgenommen worden waren, um in systematischer Weise das gesamte Gebiet der Stadt zu repräsentieren, hier aber in zufälliger Reihenfolge vorgelegt wurden. Mehrere Fotos anderer Städte wurden in die Kollektion eingeschmuggelt. Zuerst wurden die Personen aufgefordert, die Fotos in einer ihnen richtig erscheinenden Ordnung zu klassifizieren. Dann wurden sie gebeten, möglichst viele der Bilder zu identifizieren und anzugeben, an welchen Anhaltspunkten sie den Gegenstand erkannt haben. Auf einem großen Tisch sollten die identifizierten Fotos dann entsprechend der Lage der abgebildeten Dinge im Stadtplan ausgelegt werden.

Schließlich machte man mit den gleichen Freiwilligen eine Ortsbegehung und folgte einem der im Interview erwähnten gedachten Wege: den von Massachusetts General Hospital zur South Station. Dabei wurden tragbare Tonbandgeräte benutzt. Die betreffende Person wurde jeweils aufgefordert, die anderen Teilnehmer zu führen, Wegführung sowie die Einzelheiten am Wege zu erklären und dabei anzugeben, inwieweit ein Gefühl der Orientierung vorhanden sei.

Als eine äußere Überprüfung der kleinen Auswahl von Befragungen wurden die von Passanten gegebenen Antworten auf die Frage nach besonderen Richtungen untersucht. Sechs Standardziele wurden ausgewählt: Commonwealth Avenue, die Ecke von Summer und Washington Street, Scollay Square, das John Hancock Building, Louisburg Square und Public Garden. Fünf einheitliche Ausgangspunkte wurden ebenso gewählt: der Haupteingang des Massachusetts General Hospital, die Old North Church im North End, die Ecke von Columbus Avenue und Warren Street, South Station und Arlington Square. An jedem dieser Punkte wendete sich der Fragesteller an vier oder fünf aufs Geratewohl herausgesuchte Passanten und fragte nach dem Weg zu den erwähnten Zielpunkten. Drei Fragen wurden ge-

stellt: »Wie komme ich nach, zu . . . ? Woran werde ich erkennen, wenn ich dort bin?« und »Wieviel Zeit brauche ich, um dorthin zu gelangen?«

Zum Vergleich mit diesem subjektiven Bild der Stadt scheinen Luftfotos, Karten und Diagramme, die sich auf Nutzung, Dichte oder Bauform beziehen, die angemessene objektive Beschreibung der äußeren Form der Stadt zu sein. Aber ganz abgesehen von der fraglichen Objektivität sind diese Unterlagen zu oberflächlich und gleichzeitig zu allgemein, um dem Zweck zu dienen. Die Vielfalt der Faktoren, die ausgewertet werden könnten, ist unendlich. Man kam zu dem Schluß, daß man den Ergebnissen der Befragungen am besten eine andere subjektive Aussage gegenüberstellt. Sie sollte aber systematisch und sorgfältig auf den in der Analyse früherer Versuchsbefragungen als wesentlich erkannten Kategorien aufbauen. Da es sicher war, daß die Befragten auf eine allgemeine, physische Wirklichkeit reagierten, war es nicht geraten, diese Realität durch irgendeine quantitative sachenbezogene Methode näher zu bestimmen. Am besten geeignet erschien die Gegenüberstellung der Wahrnehmungen und Bewertungen einiger Beobachter, die zum aufmerksamen Seher erzogen waren und sich auf jene als wesentlich erkannten Elemente der Stadt konzentrierten.

Die Untersuchungen wurden schließlich zu einer systematischen Ortsbegehung vereinfacht, die von einem geschulten und über das Konzept der Bildhaftigkeit unterrichteten Beobachter durchgeführt wurde. Er fertigte einen Plan des Gebietes, verzeichnete Anwesenheit, Sichtbarkeit und die untereinander bestehenden Beziehungen der Merkmale, Brennpunkte, Wege, Grenzlinien und Bereiche und notierte deren bildprägende Kraft bzw. Schwäche. Zur Prüfung, ob das Gebiet als Ganzes erfaßt worden war, folgten dieser Behandlung mehrere ausgedehnte »problem trips« quer durch das Gebiet. Der Beobachter stufte die Elemente in die Kategorien hervorragender und geringerer Bedeutsamkeit ein, wobei unter die erste Kategorie nur ungewöhnlich eindrucksvolle und lebendige Elemente fielen. Er mußte sich beständig Rechenschaft ablegen darüber, warum ein Element stark oder schwach oder warum eine Verbindung klar oder undeutlich wirkte.

Was hier dargestellt wurde, ist nicht gleichbedeutend mit der physischen Realität selbst, sondern eine Abstraktion, der allgemeine Eindruck, den ein in einer bestimmten Weise geschulter Beobachter von der Wirklichkeit hat. Diese Aufzeichnungen wurden natürlich unabhängig von den Befragungen gemacht und beanspruchten etwa drei bis vier Arbeitstage für ein Gebiet des gewählten Ausmaßes. Die im Anhang C enthaltene Beschreibung der zwei Elemente wird die zur Beurteilung angewandten Methoden näher beschreiben.

In den ersten Ortsuntersuchungen wurden die wesentlichen Hypothesen bezüglich der Typen von Elementen, ihres Zusam-

menwirkens und der Stärke ihres Charakters entwickelt. Diese Annahmen wurden dann in den Interviews überprüft und verfeinert. Ein zweites Ziel war es, eine Methode für die Untersuchung der äußeren Gestalt einer Stadt zu finden, die das wahrscheinlich in der Öffentlichkeit der betreffenden Stadt bestehende Vorstellungsbild voraussagen kann. Für beide Ziele erwies sich die endgültig entworfene Methode als erfolgreich, wenn sie sich auch noch zu stark mit den einzelnen Elementen und nicht genügend mit deren Zusammenfügung zu einem komplexen Ganzen beschäftigte.

Die Abbildungen 35 bis 46 zeigen die Images der drei Städte, so wie sie sich aus der Übereinstimmung der mündlichen Befragungen, der Skizzen sowie aus unseren eigenen Ortsuntersuchungen ergaben. Um besser vergleichen zu können, werden für jede Gruppe von Plänen gleiche Maßstäbe und gleiche Symbole benutzt.

Einige allgemeine Bemerkungen zum Verhältnis zwischen den Daten, die unabhängig voneinander aus den Befragungen und aus den eigenen Ortsbegehungen resultieren, sind hier angebracht. Die Ergebnisse der Ortsbegehungen erwiesen sich in Boston und Los Angeles als erstaunlich genaue Voraussagen des aus dem Material der Befragungen gewonnenen Bildes. Im schwach differenzierten Jersey City deckte sich das aus der Ortsuntersuchung resultierende Image nur zu zwei Dritteln mit dem aus den Befragungen gewonnenen. Aber selbst hier gibt es in der einen Quelle nur wenige hervorragende Elemente, die in der anderen nicht ebenso vorhanden sind. In allen Fällen ist die resultierende Rangfolge der Elemente erstaunlich gleichbleibend. Die zu Fuß ausgeführten Ortsbesichtigungen hatten zwei Nachteile: nämlich die Tendenz, geringfügige, jedoch für den Autofahrer entscheidende Dinge zu übersehen sowie — in den Bereichen — gewisse Einzelheiten, die wegen ihrer Bedeutung als Statussymbole für das Individuum besonders wichtig sind, nicht genügend zu beachten. Unsere Untersuchungsmethode scheint aber, wenn sie durch »Ortsbefahrungen« ergänzt wird, dazu geeignet, das wahrscheinlich existierende Vorstellungsbild mit einigem Erfolg vorausszusehen. Ein gewisser Spielraum sollte für die »unsichtbaren« Wirkungen des Sozialprestiges und für die mehr dem Zufall überlassene Fixierung der Aufmerksamkeit in einer visuell nicht genügend differenzierten Umwelt freigelassen werden. Während zwischen Skizzen und mündlicher Beschreibung der gleichen Person in manchen Fällen nur eine geringe Verbindung bestand, war die Korrelation der einzelnen Skizzen sowie der Interviews untereinander recht gut. Auch hier erscheinen wichtige Elemente selten nur bei einer Person. Die Skizzen haben aber gewöhnlich eine höhere »Schwelle«, d. h. die in den Befragungen am seltensten genannten Elemente pflegen in den Skizzen überhaupt nicht zu erscheinen. Ganz allgemein werden die Elemente nicht so häufig gezeichnet, wie

*Bild 35 bis 46,
Seite 168 bis 173*

Bild 47, Seite 174

sie mündlich erwähnt werden. Das wirkt sich wiederum in Jersey City am stärksten aus. Außerdem tendieren die Skizzen dazu, die Wege überzubewerten und solche Teile auszuschließen, die besonders schwierig zu zeichnen oder, wenn auch erkennbar, nicht leicht zu lokalisieren sind. Das betrifft z. B. »bodenlose« Merkmale oder sehr komplizierte Straßenanordnungen. Doch sind dies geringere Mängel, auf die man sich einstellen kann. Die aus der Überlagerung gewonnene Planskizze hat in bezug auf die Identifizierung der Elemente starke Ähnlichkeit mit den Befragungen.

Eine stärkere Diskrepanz zwischen den beiden Quellen erscheint jedoch dort, wo es um Verbindungsglieder und die allgemeine Gliederung des Bildes geht. Nur die wichtigsten der bekannten Gelenke bleiben in den Skizzen erhalten, viele andere gehen unter. Vielleicht trägt die Schwierigkeit, beim Zeichnen gleichzeitig alles zusammenzufassen, dazu bei, daß die Skizzen so ungewöhnlich fragmentarisch und verzerrt sind. Sie sagen nicht viel aus über das bekannte Gefüge der Verbindungen.

Schließlich stellte sich heraus, daß bei der Frage nach den besonderen Merkmalen viele der auf den Skizzen noch vorhandenen Elemente nicht mehr genannt wurden. Nur die wichtigsten der in den Resultaten von Ortsbegehung oder Befragung auftauchenden Elemente blieben erhalten. Diese Methode liefert die Glanzpunkte der Stadt, gewissermaßen die Essenz ihrer äußeren Gestalt.

Der Test, der sich mit dem Erkennen von Fotografien beschäftigt, bestätigte die mündlichen Resultate recht gut. Commonwealth Avenue und Charles River wurden von 90 % der Personen leicht erkannt; Tremont Street, der Common, Beacon Hill und Cambridge Street wurden ebenso schnell und eindeutig identifiziert. Die anderen Fotos bestätigten das gewonnene Resultat und insbesondere die Existenz so schwer erfaßbarer Zonen, wie es das South End, der Sockel des John Hancock Buildings, die Gebiete um West End und North Station und die Seitenstraßen des North End sind.

Bild 48 zeigt eine graphische Zusammenstellung der Elemente, die von 160 Passanten erwähnt wurden, als sie auf der Straße angehalten und in der vorher beschriebenen Weise befragt wurden. Auch hier glich das aus diesen Kurzinterviews zusammengesetzte Image in überraschender Weise dem Ergebnis der anderen Untersuchungen. Ein wesentlicher Unterschied war, daß den vom Ort der Fragestellung wegführenden Straßen größere Bedeutung beigemessen wurde. Es muß daran erinnert werden, daß nur dasjenige Gebiet zur Diskussion stand, in dem die Gruppe der möglichen Wege zwischen Ausgangs- und Zielort verlief. Die weißen Stellen außerhalb dieses Gebietes besagen darum nicht viel.

Obwohl das Verfahren an sich überraschende Übereinstimmungen herausstellte, können Zweifel über die Art der Stichproben

Bild 48, Seite 174

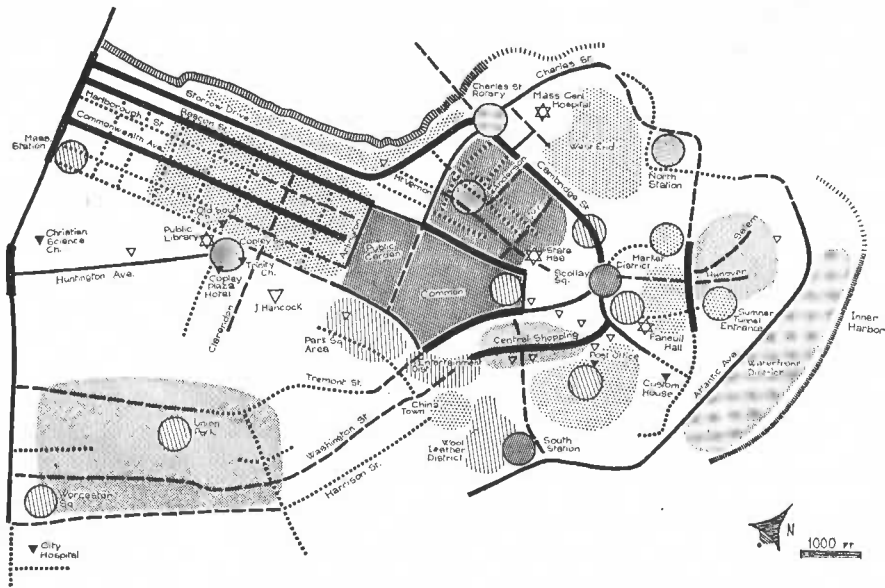
angemeldet werden; einmal war die Anzahl der Befragten verhältnismäßig gering: 30 Personen in Boston und halb soviel in Los Angeles und Jersey City. Es wäre sicher unmöglich, das Ergebnis zu verallgemeinern und zu sagen, daß das »echte«, der Bevölkerung vorschwebende Image der betreffenden Stadt damit enthüllt worden sei. Die Anzahl der Befragungen war wegen des sehr inhaltsreichen Interviews gering, aber auch wegen des Zeitaufwandes, den das umfangreiche und experimentelle Verfahren der Analyse erforderte. Selbstverständlich müssen die Untersuchungen auf breiterer Basis wiederholt werden, und das erfordert schnellere und exaktere Methoden.

Einen zweiten Tadel mag die einseitige Auswahl der Stichproben verdienen. In bezug auf Alter (über 21) und Geschlecht war die Auswahl ausgeglichen. Alle Befragten waren mit der Gegend vertraut, und Spezialisten, wie Architekten, Ingenieure und Planer, waren ausgeschlossen. Da aber für diese frühen Versuche ausgesprochene Freiwillige benötigt wurden, beschränkte sich die Auswahl in bezug auf Stand und Beruf, und es wurden vorwiegend Freiberufler und Geschäftsleute der Mittelklasse ausgewählt. Im Resultat werden darum die Ansichten und die Neigungen einer bestimmten Klasse vorherrschen. Erneute Versuche sollten mit einer nicht nur größeren, sondern auch für die allgemeine Bevölkerung repräsentativeren Auswahl arbeiten.

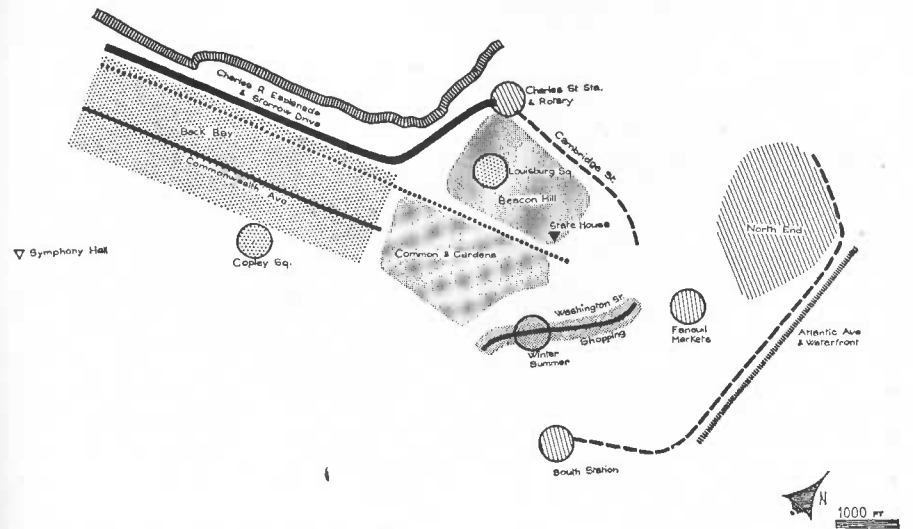
Obwohl auch hier versucht wurde, einseitige Effekte auszuschließen, war die nicht wirklich zufällige Verteilung von Wohnort und Arbeitsplatz der Befragten ein weiterer Mangel. Die Bostoner Stichprobe z. B. enthielt, entsprechend ihrer sozialen Struktur, nur wenige Personen aus dem North oder West End. Die Bündelung ist im Fall der Arbeitsplätze unvermeidbar und entspricht der Wirklichkeit, in bezug auf die Wohnorte sollte sie aber korrigiert werden. Nach den derzeitigen Erkenntnissen würde aber eine vollständig zufällige Verteilung der Wohnorte das allgemeine Bild nicht so sehr beeinflussen wie ein brauchbarer Querschnitt durch alle sozialen Klassen. Manche Gebiete prägen sich gut ein, obwohl sie relativ unbekannt sind, andere sind vertraut und bilden trotzdem ein schwaches Image.

	Weg	Grenzlinie	Brennpunkt	Bereich	Merkmale
Von den Befragten erwähnt: über 75%					
50-75%					
25-50%					
12 1/2-25%					

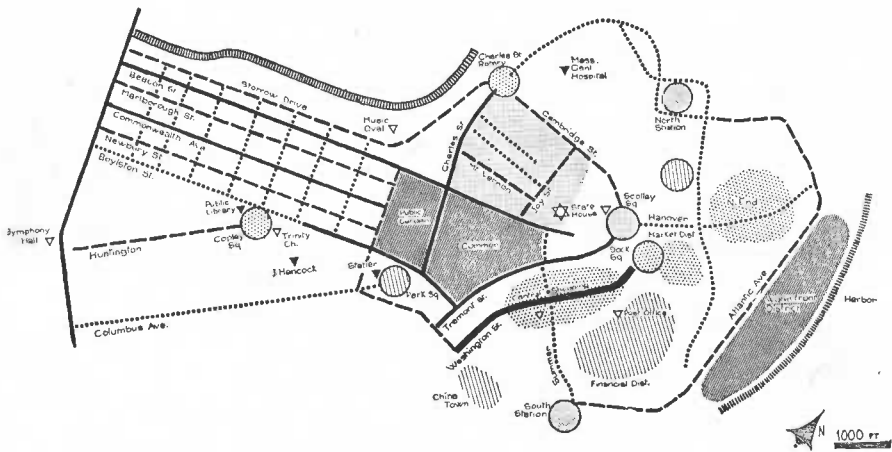
Zeichenerklärung für die Abbildungen 35-46



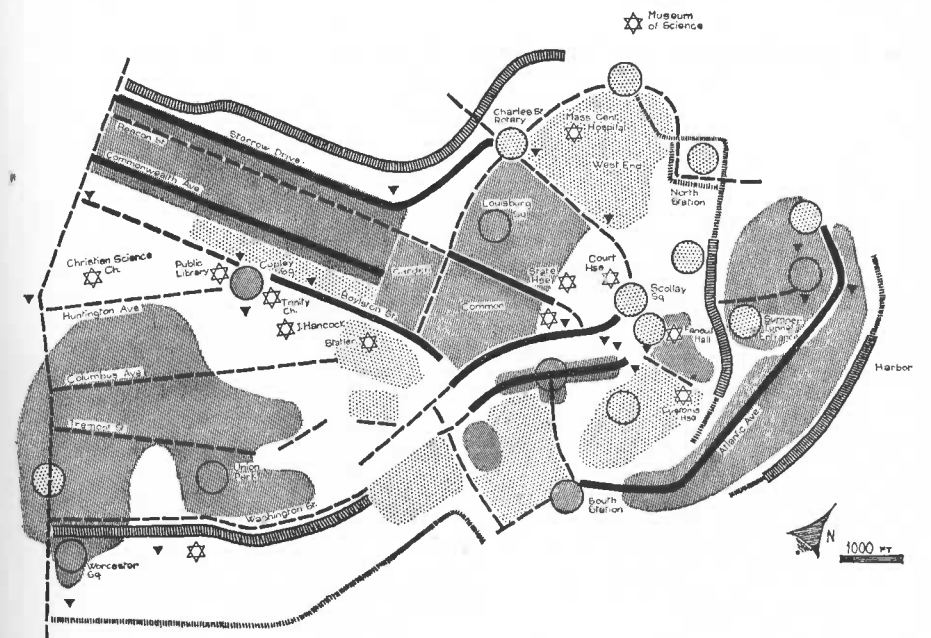
35 Das aus mündlichen Befragungen hervorgehende Vorstellungsbild von Boston



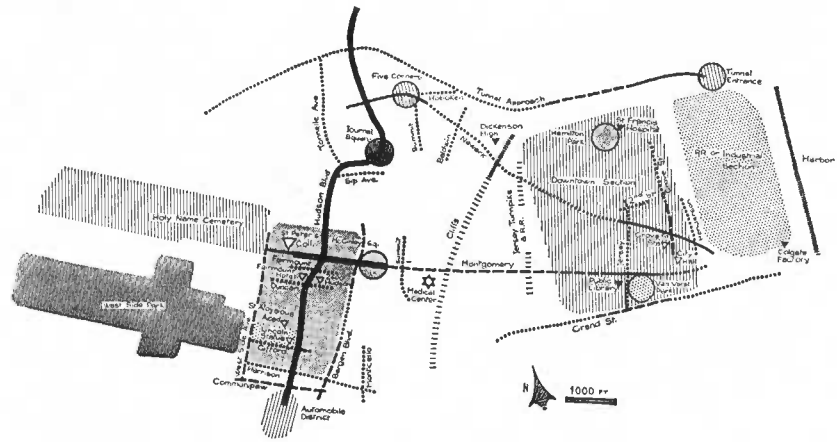
37 Die besonders charakteristischen Elemente von Boston



36 Das aus der Überlagerung der Planskizzen entstehende Vorstellungsbild von Boston

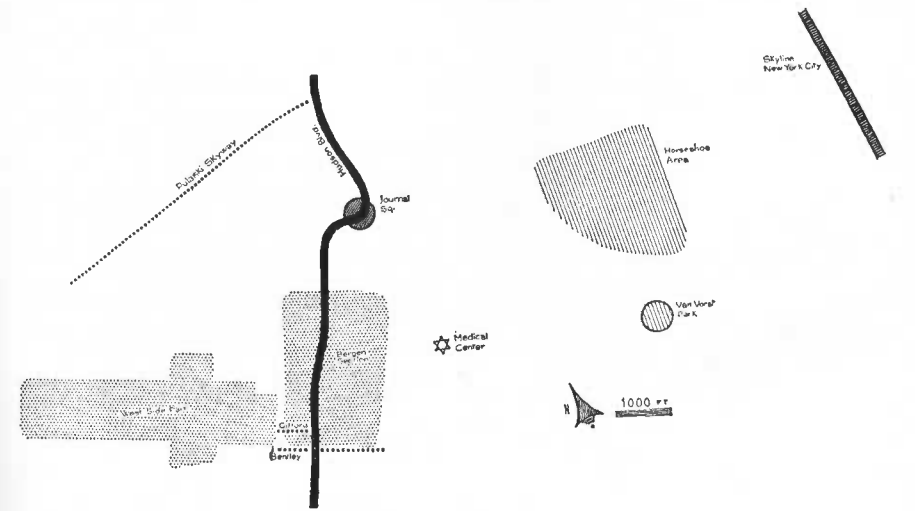
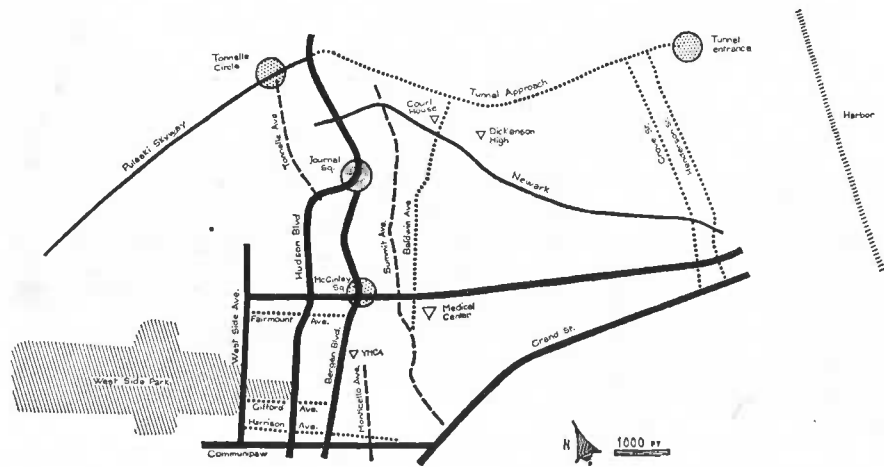


38 Die äußere Gestalt von Boston entsprechend den Aufzeichnungen geschulter Beobachter

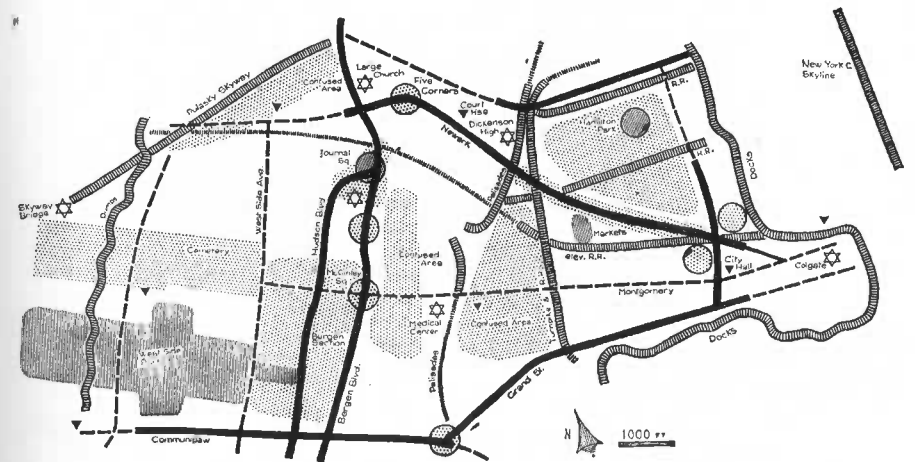


39 Das aus den mündlichen Befragungen hervorgehende Vorstellungsbild von New Jersey

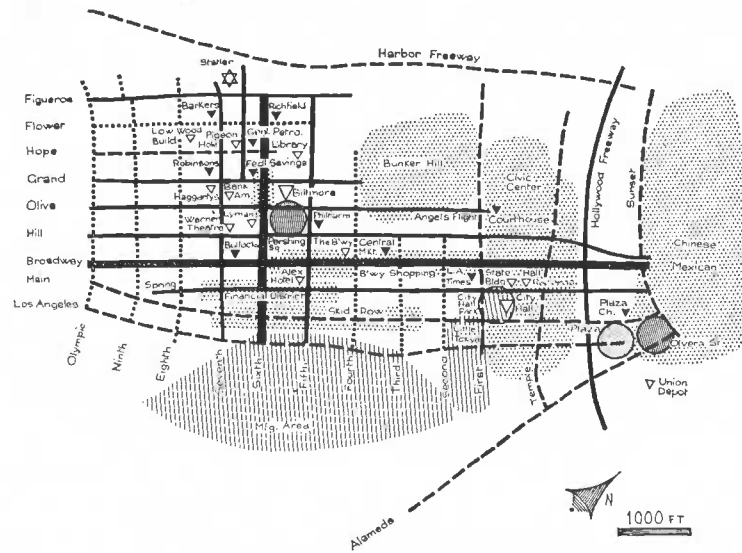
40 Das aus der Überlagerung von Planskizzen entstehende Vorstellungsbild von New Jersey



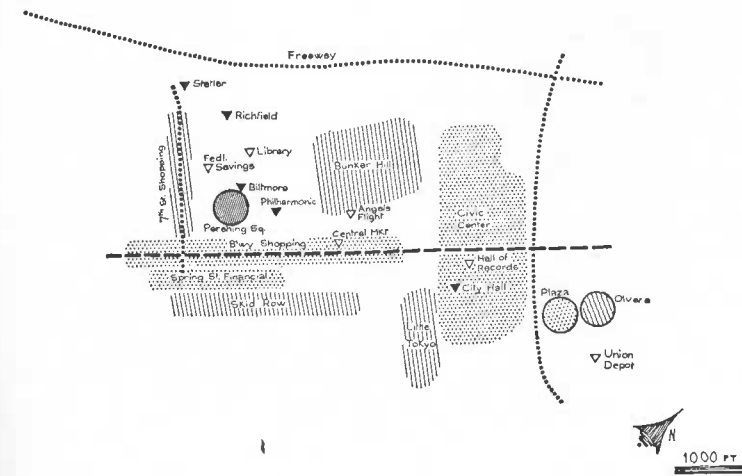
41 Die besonders charakteristischen Elemente von Jersey City



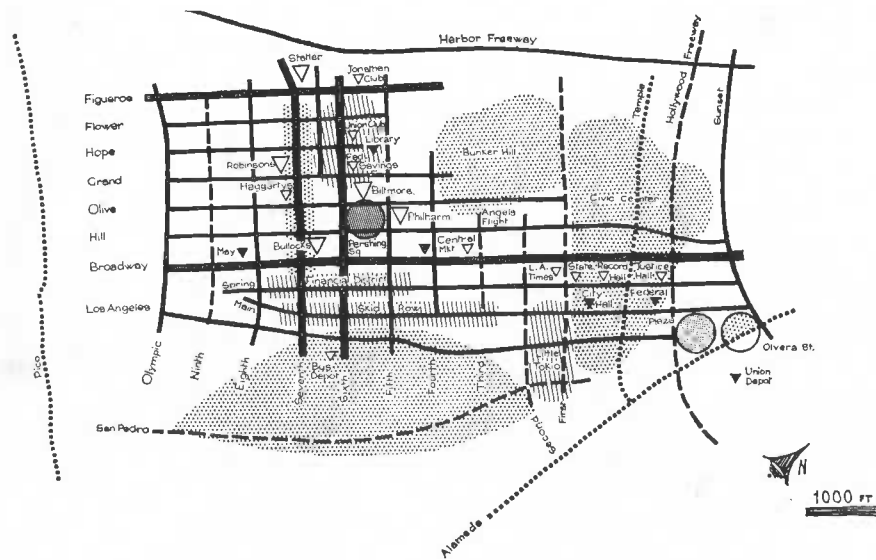
42 Die äußere Gestalt von Jersey City entsprechend den Aufzeichnungen geschulter Beobachter



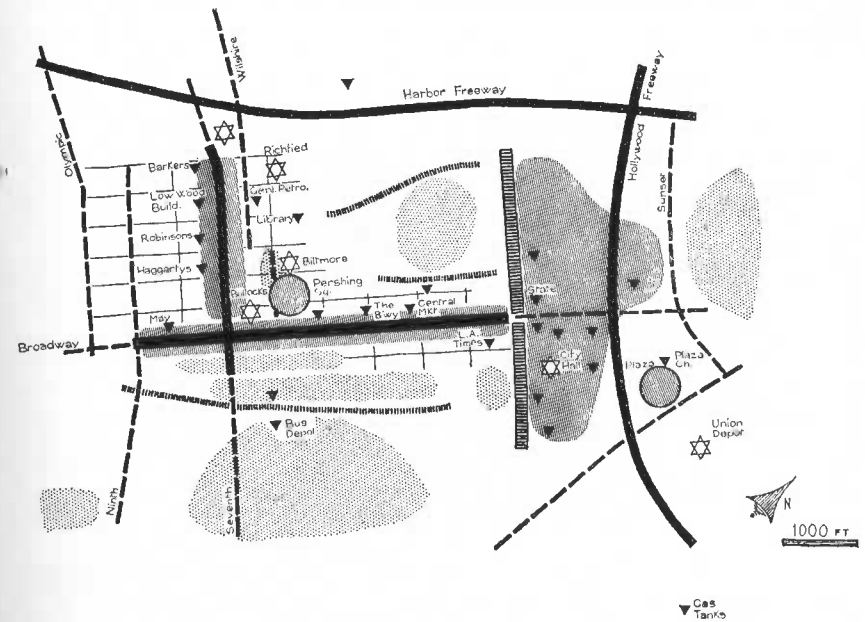
43 Das aus den mündlichen Befragungen hervorgehende Vorstellungsbild von Los Angeles



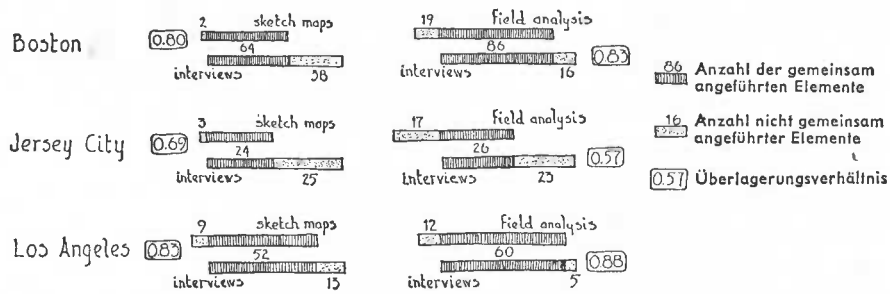
45 Die besonders charakteristischen Elemente von Los Angeles



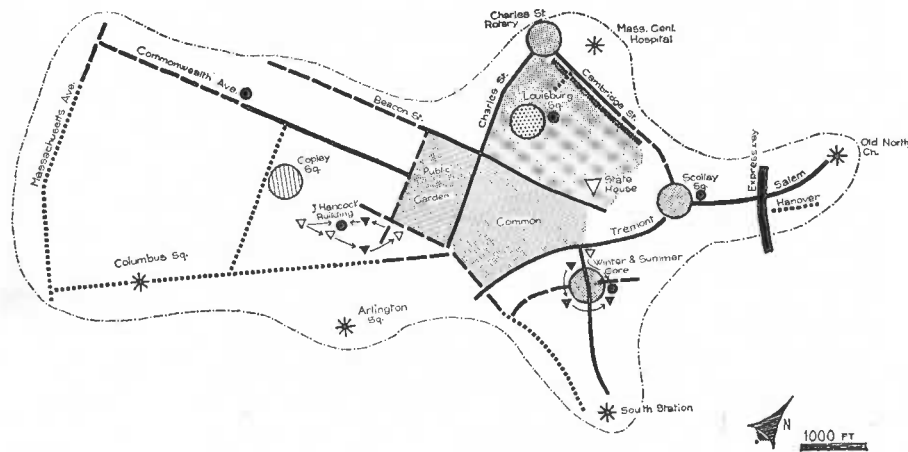
44 Das aus der Überlagerung von Planskizzen entstehende Vorstellungsbild von Los Angeles



46 Die äußere Gestalt von Los Angeles entsprechend den Aufzeichnungen geschulter Beobachter



47 Übereinstimmung zwischen mündlichen Befragungen, Planskizzen und dem Ergebnis der Ortsbegehungen



48 Das aus Passantenbefragungen hervorgehende Vorstellungsbild von Boston

Die Straßenbefragungen umfaßten einen größeren Personenkreis, der auch in seiner Sozialstruktur mehr zufällig zusammengesetzt war. Die Informationen wurden zwar sehr rasch gegeben, aber sie schienen das Resultat der längeren Interviews zu bestätigen. Die kritische Betrachtung der benutzten Personenauswahl kann darum so zusammengefaßt werden:

1. Die interne Beständigkeit der von mehreren Quellen erhaltenen Daten scheint zu beweisen, daß die angewandten Methoden tatsächlich eine ziemlich zuverlässige Einsicht in das vielschichtige Vorstellungsbild der jeweils befragten Personen ergeben und daß diese Methoden für verschiedene Städte angewandt werden können.

Die Tatsache, daß die Vorstellungsbilder verschiedener Städte so verschieden waren, entspricht der Hypothese, daß die äußere Form eine wichtige Rolle spielt.

2. Trotz der kleinen, sozial und zum Teil örtlich einseitigen Auswahl wies vieles darauf hin, daß das aus der Überlagerung der Einzelresultate gewonnene Bild doch als eine erste, ungefähre Annäherung an das tatsächliche, in der Öffentlichkeit vorhandene Vorstellungsbild gelten könnte. Größe und Zusammensetzung der Personenauswahl muß jedoch bei erneuten Versuchen verbessert werden.

Da die Stichproben zahlenmäßig so gering waren, wurde auf weitere Kategorisierung sowie auf die Untersuchung der je nach Alter, Geschlecht usw. verschiedenen Vorstellungsbilder verzichtet. Die Auswahl wurde als Ganzes analysiert und die Herkunft der Personen nicht berücksichtigt, es sei denn zur Klärung einer allgemeinen Tendenz im Endergebnis. Die Untersuchung der Gruppenunterschiede wäre unzweifelhaft ein interessantes Thema.

Bislang hat die Untersuchung nur die Existenz eines logischen Vorstellungsbildes bewiesen, das benutzt wird, um die Stadt in Abwesenheit der Wirklichkeit zu beschreiben oder ins Gedächtnis zurückzurufen. Es kann sich von dem am Ort benutzten Bildgerüst durchaus unterscheiden. Die einzigen Überprüfungs-möglichkeiten dieser eventuell vorhandenen Diskrepanz waren die Ortsbegehungen, die mit einigen Personen gemacht wurden, und die Straßenbefragungen. Die letzteren schienen trotz der Kürze der doch ausschließlich verbalen Aussage das aus dem Gedächtnis konstruierte Bild zu bestätigen. Die Ergebnisse der gemeinsam mit Laien durchgeführten Ortsbegehungen waren zweideutiger. Obwohl die allgemeine Struktur ähnlich zu sein schien, wurden am Ort oft andere Wege gewählt als während der Befragung im Büro. In den Begehungsberichten erschienen wesentlich mehr Merkzeichen. Unglücklicherweise waren diese Berichte aus technischen Gründen nicht sehr umfangreich und ausführlich. Sehr wahrscheinlich besteht ein Unterschied zwischen der Vorstellung, die man einer anderen Person rückblickend übermittelt, und dem Bild, das man am Ort benutzt, wenn eine

persönliche Verständigung nicht nötig ist. Doch ist es wahrscheinlich, daß diese beiden Vorstellungsbilder nicht scharf getrennt sind, sondern ineinander übergehen. Schließlich offenbart das Material die Wechselbeziehung zwischen Handlung und übermitteltem Bild und deutet die ausgeprägte gefühlsmäßige Bedeutung des letzteren an.

Die angenommenen Elementtypen (Brennpunkt, Bereich, Merkzeichen, Grenzlinie, Weg) wurden mit einigen Einschränkungen weitgehend durch die Angaben bestätigt. Nicht, daß die Existenz solcher Kategorien im Sinne platonischer Urtypen damit bewiesen wäre, aber die Kategorien erwiesen sich als ein logisches Mittel, das Material ohne Anstrengung zu ordnen. Wege erwiesen sich als das zahlenmäßig vorherrschende Element. Der Anteil der einzelnen Kategorien an der Gesamtzahl der Elemente war zwischen den drei Städten bemerkenswert gleichbleibend. Die einzige Ausnahme war die Aufmerksamkeitsverschiebung von Wegen und Grenzlinien weg auf Merkzeichen, wie man es in Los Angeles beobachten konnte. Dies war für eine auf das Automobil ausgerichtete Stadt sicher ein überraschender Wandel, aber er mag mit dem undifferenzierten, rasterartigen Straßensystem zusammenhängen.

Während das Material über Einzelelemente und Elementtypen vielleicht ausreichend war, fehlten Auskünfte über die Beziehungen zwischen den Elementen, über Abfolgen und umfassende Zusammenhänge. Es müssen bessere Methoden entwickelt werden, um diese vitalen Zusammenhänge zu untersuchen.

Die Methode als Grundlage für den Entwurf

Die allgemeinen kritischen Betrachtungen werden vielleicht am besten in einem Vorschlag für eine Untersuchungstechnik zusammengefaßt, die die oben erwähnten Schwierigkeiten umgeht und als Grundlage für den zukünftigen Bebauungsplan irgendeiner gegebenen Stadt gedacht ist.

Das Verfahren würde mit zwei Untersuchungen beginnen: Zunächst käme eine Ortsbesichtigung durch zwei oder drei geschulte Beobachter, die die Stadt systematisch zu Fuß und im Fahrzeug, bei Tag und bei Nacht und zusätzlich durch die vorhin erwähnten Gänge durch »Problemzonen« bearbeiten. Das Ergebnis würde in einer Ortsaufnahmekarte und einem kurzen Bericht zusammengefaßt, der die starken und schwachen Punkte, die Gesamtstruktur ebenso wie die einzelnen Teile behandelt.

Parallel dazu würde ein Masseninterview, das einen ausgewogenen Bevölkerungsquerschnitt erfaßt, durchgeführt. Dieser Gruppe, die gleichzeitig oder auch in mehreren Teilen befragt werden müßte, würden vier Aufgaben vorgelegt:

a) Zeichnen Sie von dem bezeichneten Gebiet eine Planskizze, die die interessantesten und wichtigsten Merkmale enthält und einem Fremden ermöglicht, sich ohne Schwierigkeiten zu orientieren.

b) Fertigen Sie eine ähnliche Skizze von ein oder zwei imaginären Spaziergängen, und beschreiben Sie darin Wegeführung und angrenzende Besonderheiten. Die Gänge werden so ausgewählt, daß das Gebiet in Längen- und Breitenausdehnung erfaßt wird.

c) Stellen Sie eine Liste der für Sie besonders charakteristischen Bestandteile der Stadt auf. Der Fragesteller definiert, was unter einem »charakteristischen Bestandteil« vorzustellen ist.

d) Beantworten Sie die folgenden Fragen mit einer kurzen schriftlichen Antwort: z. B. »Wo liegt...?«

Der Text würde auf die Häufigkeit, in der die einzelnen Elemente und ihre Beziehungen genannt werden, auf die zeitliche Entstehung der Zeichnung, auf besonders lebhaft empfundene Elemente, Empfinden für Struktur sowie auf Überlagerungen im Resultat untersucht.

Die Ergebnisse von Ortsbegehung und Masseninterview würden dann miteinander auf die Beziehung zwischen Vorstellungsbild der Öffentlichkeit und äußerer Form hin verglichen, um eine erste Analyse der visuell starken und schwachen Zonen zu erreichen und um kritische Punkte, Abfolgen oder Zuordnungen, die näher untersucht werden könnten, herauszufinden.

Dann würde eine zweite Untersuchungsserie kritischer Probleme beginnen. Eine kleine Auswahl von Personen wird in Einzelinterviews über die Lage ausgesuchter kritischer Elemente befragt und aufgefordert, sie schriftlich und zeichnerisch zu beschreiben und auf kurzen imaginären Ausflügen mit ihnen zu operieren. Eine kurze Schilderung der mit den Elementen eventuell verbundenen Gefühle und Erinnerungen würde folgen. Mit einigen Personen könnte man Besichtigungen der Problemzonen durchführen und das Gesehene an Ort und Stelle beschreiben und besprechen. Eine zufällige Auswahl von Passanten könnte außerdem über Lage und Richtung der Elemente befragt werden.

Wenn diese zweite Studienserie im Hinblick auf Inhalt und Problem analysiert wäre, würde eine ebenso intensive Bestandsaufnahme der fraglichen Elemente folgen. Detaillierte Untersuchungen von Identität und Struktur unter verschiedenen Bedingungen und in bezug auf Belichtung, Entfernung, Aktivität und Bewegung würden sich anschließen. Diese Studien könnten auf den Ergebnissen der Befragung aufbauen, dürften aber auf keinen Fall dadurch eingeschränkt werden. Die ins Einzelne gehenden Studien der Bostoner Elemente im Anhang C können dafür als Vorbild dienen.

Das gesamte Material würde schließlich in einer Reihe von Karten und Berichten zusammengefaßt, die das grundlegende Vorstellungsbild der Öffentlichkeit, die allgemeinen visuellen Probleme und Vorzüge, die kritischen Elemente mit ihren Wechselbeziehungen sowie deren Eigenschaften im einzelnen und die Änderungsmöglichkeiten enthalten würde. Eine solche Analyse, die man natürlich ständig ändern und auf dem laufenden halten müßte, könnte die Grundlage für den Plan der zukünftigen äußeren Gestalt des Gebietes werden.

Zielrichtung zukünftiger Forschungen

Die vorausgegangene kritische Betrachtung sowie viele Seiten der früheren Kapitel deuten auf ungelöste Probleme hin. Über einige der weiteren Schritte der Untersuchung ist man sich im klaren; andere, sogar wichtigere, sind noch nicht definiert. Offensichtlich wird es einer der nächsten Schritte sein, die vorher erwähnte analytische Technik mit einem angemessenen Bevölkerungsquerschnitt zu wiederholen. Die Ergebnisse dieser Arbeit stünden dann auf festerem Grund, und man könnte eine passendere Methode zur praktischen Anwendung finden.

Unsere Kenntnisse der Materie würden außerdem bereichert durch eine Ausweitung der vergleichenden Studien auf bauliche Zusammenhänge, die sich von denen der drei Städte unterscheiden. Sehr junge und sehr alte Städte, kompakte und aufgegliederte, dicht und dünn besiedelte, chaotische und weitgehend geordnete Siedlungen können charakteristische Unterschiede in ihrem Image zeigen. Inwieweit unterscheidet sich das öffentliche Image eines Dorfes von dem Manhattans? Ist eine Stadt am See leichter erfaßbar als eine Stadt an Eisenbahnlinien? Mit derartigen Studien könnte man Material über die Wirkungen physischer Formen sammeln, auf das die Planer zurückgreifen könnten.

Es wäre ebenso interessant, die Methoden auf Umgebungen anzuwenden, deren Maßstab und Funktion sich von denen der Stadt unterscheiden: auf ein einzelnes Gebäude z. B., eine Landschaft, ein Verkehrssystem oder eine Talregion. Was die praktische Notwendigkeit anbelangt, ist die Anwendung und Anpassung dieser Gedankengänge jedoch am wichtigsten in unseren Stadtregionen, die im Augenblick scheinbar hoffnungslos außerhalb unseres Wahrnehmungsvermögens liegen.

Wesentliche Unterschiede können ebensogut beim Betrachter selbst liegen. Planung entwickelt sich immer mehr zu einer weltweiten Disziplin, und viele Planer sind damit beschäftigt, für die Menschen anderer Länder zu entwerfen. Es wird hier notwendig, klarzustellen, ob die Ergebnisse der amerikanischen Forschungen nicht einfach eine Ableitung aus der lokalen Kultur sind. Wie sieht ein Indianer seine Stadt und wie ein Italiener?

Diese Unterschiede machen dem Stadtforscher nicht nur in seiner internationalen Praxis, sondern auch in seinem eigenen Land zu schaffen. Er kann Gefangener einer provinziellen Denkungsart oder aber — besonders im Amerika — der seiner eigenen Gesellschaftsklasse sein. Wenn Städte von vielen Menschengruppen benutzt werden sollen, dann ist es entscheidend, zu wissen, in welcher Weise die wichtigsten der Gruppen ihre Umwelt zu sehen geneigt sind. Das gleiche könnte von verschiedenen Persönlichkeitstypen gesagt werden. Die vorliegende Arbeit behandelte nur die allgemeingültigen Faktoren innerhalb der befragten Gruppe.

Es wäre interessant festzustellen, ob einige der Vorstellungstypen, die vorzukommen schienen — die statisch-hierarchischen und die auf dynamischen, abrollenden Zusammenhängen aufgebauten Systeme oder die aus konkreten bzw. abstrakten Bildern zusammengesetzten —, von vornherein als starre, nicht übertragbare Typen gelten müssen, oder ob sie nicht einfach das Ergebnis von Milieu und besonderer Erziehung sind. Weiterhin: Welcher Zusammenhang besteht zwischen einigen dieser Typen? Kann ein dynamisches Vorstellungsbild gleichzeitig auf Fixpunkten aufgebaut sein? Auch die Beziehung zwischen übermittelbarem Gedächtnisbild und dem draußen zur Orientierung benutzten Vorstellungsbild könnte untersucht werden.

Alle diese Fragen sind nicht nur von theoretischem Interesse. Städte sind die Wohnungen vieler Gruppen, und nur mit dem differenzierten Verständnis der Vorstellungsbilder von Gruppe und Individuum kann eine Umwelt gestaltet werden, die alle befriedigt. Bis diese Zusammenhänge erforscht sind, muß sich der Entwerfer weiterhin mit einem sehr allgemeinen Namen behelfen und im übrigen versuchen, eine möglichst große Vielfalt von Typen für den Aufbau des Vorstellungsbildes zu liefern. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich auf Vorstellungsbilder, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt bestanden. Wir würden sie weit besser verstehen, wenn wir etwas über ihre zeitliche Entstehung wissen würden. Wie bildet sich der Fremde das Image der für ihn neuen Stadt; wie entwickelt sich das Kind ein inneres Bild von der Umwelt? Wie können solche Bilder angelernt oder übertragen werden? Welche Formen eignen sich zur Bildung eines Vorstellungsbildes am besten? Eine Stadt muß beides besitzen: eine klare Struktur, die sofort begriffen werden kann, und ebenso ein Gefüge, das die allmähliche Bildung eines vielschichtigen und umfassenden Bildes zuläßt.

Die stetige Umwandlung der Stadt verursacht ein damit verbundenes Problem: die Anpassung des Vorstellungsbildes an äußere Veränderungen. Da unsere Behausung immer beweglicher wird und immer rascher wechselt, wird es immer wichtiger, eine Kontinuität des Vorstellungsbildes durch alle Umwälzungen hindurch zu bewahren. Inwieweit kann sich ein Image dem Wandel anpassen, und wo liegen die Grenzen?

Wann wird die Wirklichkeit ignoriert oder verzerrt, um das Bild zu erhalten? An welchem Punkte zerbricht das Image, und was sind die Konsequenzen? Wie kann dieser Zusammenbruch durch äußere Kontinuität verhindert werden, oder wie kann die Bildung eines neuen Vorstellungsbildes erleichtert werden, wenn das alte nicht zu retten ist? Die Bildung flexibler und wandelbarer Umweltbilder ist ein besonderes Problem: Bilder, die gleichzeitig fest und doch unvermeidbaren Belastungen gegenüber elastisch sind.

Das bringt uns zu der Tatsache zurück, daß das Vorstellungsbild nicht allein aus den äußeren Gegebenheiten resultiert, sondern ebenso sehr vom Betrachter selbst abhängig ist. So wäre es möglich, die Qualität eines Image durch Erziehung zu verbessern.

Es wäre hier zweckdienlich, die Mittel, durch die die Bevölkerung zum besseren Begreifen ihrer städtischen Umwelt erzogen werden kann, näher zu betrachten: Museen, Vorträge, Besichtigungsgänge, Schulerziehung usw. Damit verbunden ist die mögliche Anwendung symbolischer Mittel: Karten, Zeichen, Diagramme, Orientierungsmaschinen. Eine scheinbar verworrene Umwelt kann durch die Erfindung eines symbolischen Diagrammes, das die Beziehung der wesentlichen Merkmale in einer der Bildprägung entgegenkommenden Weise aufzeigt, an Klarheit gewinnen. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Schemaplan der Londoner Untergrundbahn, der auf jeder Station an hervorragender Stelle aufgehängt ist.

Die vielleicht wichtigste Aufgabe zukünftiger Arbeit ist schon vorher mehrere Male erwähnt worden: die städtische Szene als umfassendes komplexes Gebilde zu begreifen, Verständnis zu wecken für die Wechselbeziehungen zwischen den Elementen, für Gesamtstruktur und zeitliche Abläufe. Die Wahrnehmung der Stadt ist im wesentlichen ein zeitliches Erleben, das sich auf ein sehr großmaßstäbliches Objekt richtet. Wenn die Umwelt als organisches Ganzes empfunden werden soll, dann ist die Erfassung der Einzelteile in ihrem direkten Zusammenhang nur ein erster Schritt. Es wird äußerst wichtig sein, Wege zum Verständnis und zur Manipulation der großen Zusammenhänge zu finden oder zumindest die Probleme der zeitlichen Abfolge und der sich entfaltenden Struktur zu bewältigen.

Es mag sein, daß diese Studien in irgendeiner Weise zahlenmäßig ausgewertet werden können — z. B. auf die Anzahl oder auf den relativen Überschuß an Informationsbruchteilen hin, die nötig sind, um den Weg zu einem wichtigen Ort der Stadt zu beschreiben. Die Geschwindigkeit des Identifikationsprozesses könnte untersucht werden oder der Überschuß an Information, der zum sicheren Erkennen einer Situation benötigt wird, oder die Anzahl von Details, die eine Person von ihrer Umwelt im Gedächtnis behalten kann. Hieran knüpft sich wiederum die vorher erwähnte Möglichkeit der Benutzung symbolischer Mittel oder mechanischer Orientierungshilfsmittel.

Aber es scheint, als ob sich der Hauptteil der Arbeit zumindest vorerst nicht mit quantitativen Analysen, sondern vor allem mit den Überlegungen von Struktur und Abfolge beschäftigen wird. Hierbei wird es nötig sein, eine Methode zu finden, die die komplexen Strukturen im zeitlichen Maßstab darstellen kann. Bevor man derartige Strukturen verstehen oder gar beeinflussen kann, müssen Wege gefunden werden, das Wesentliche so darzustellen, daß eine Übermittlung ohne Wiederholung des ursprünglichen Erlebnisses möglich ist. Das ist eine ziemlich schwierige Aufgabe.

Da das ursprüngliche Interesse an dieser Untersuchung von der Gestaltung der äußeren Umwelt ausging, steht auch eine versuchsweise Erprobung der Theorien an realen Entwurfsaufgaben auf der Liste zukünftiger Forschungen. Die Möglichkeit bildhafter und einprägsamer Gestaltung sollte erschlossen und ihre Brauchbarkeit als Grundlage für den Bebauungsplan geprüft werden.

Dies scheinen im Augenblick die wichtigsten Themen zukünftiger Arbeit zu sein: Die Anwendung des hier entwickelten Konzepts auf Gebiete vom Ausmaß einer modernen Großstadt; die Ausweitung der Untersuchungen in bezug auf die Unterschiede zwischen den wichtigsten sozialen Gruppen; weiterhin Forschungen über Aufbau bzw. Entwicklung des Vorstellungsbildes und seine Anpassung an wechselnde Umweltverhältnisse; über die Gesamtstruktur der Stadt mit ihren vielfältigen zeitlichen Abläufen; über die Möglichkeiten einer Planung mit dem Ziel der Einprägsamkeit bzw. Bildhaftigkeit.

Karl Schlögel

IM RAUME LESEN
WIR DIE ZEIT

*Über Zivilisationsgeschichte
und Geopolitik*

Für Helmut Fleischer,
meinen philosophischen Lehrer
und Freund

Carl Hanser Verlag

I 2 3 4 5 07 06 05 04 03

ISBN 3-446-20381-8

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München Wien 2003

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

INHALT

Einleitung 9

DIE WIEDERKEHR DES RAUMES

Alexander von Humboldts Schiff, Navigation 19 · Lehrstück I: Fall der Berliner Mauer 1989 25 · Lehrstück II: Ground Zero. 11. September 2001 30 · »Spatale Atrophie«. Das Verschwinden des Raumes 36 · Horror vacui. Die Schrecken der Gleichzeitigkeit 48 · Der deutsche Fall: Raum als Obsession 52 · Spatial turn, endlich 60 · Cyberia: Neuer Raum, neue Geopolitik 72

KARTENLESEN

Kartenzeiten. Zeit in Karten gefaßt 81 · Was Karten zeigen. Erkenntnis und Interesse 88 · Sprache der Karten, Kartensprachen 96 · Der Krieg und das Auge 108 · Sarajewo: Terrainkunde, überlebenswichtig 110 · Der Grundriß des Ghettos von Kowno 117 · Philo-Atlas. Fluchtwege 123 · Passagen: Benjamins Weg zur Bibliothèque Nationale 128 · Grenzen, *razorlike* und andere 137 · Weltbilder, Kartenbilder: Eine andere »Phänomenologie des Geistes« 148 · Paradieslandschaften und andere 154 · Portolankarten. Sich vom Ufer abstoßen. Zu neuen Ufern 161 · »Discours du méridien«: Descartes und Cassini 167 · Jeffersons Karte: die Matrix der amerikanischen Demokratie 177 · Mapping an Empire: die geographische Konstruktion Indiens 1765–1843 189 · Karten monochrom: der Nationalstaat 199 · Weltverkehr. Die Kraft der Bourgeoisie 211 · Jan Vermeers *Interieur mit Geograph* (1669) 220 · Der Welt einen Namen geben 225 · Sándor Radó: Der Kundschafter und die Liebe zur Kartographie 229 · Mental Maps/Landschaften im Kopf: San Francisco, Heimat, Deutscher Osten etc. 243 · Die Geste der Strategen. Szenen am Kartentisch 249 · Flaneur: Bewegungsform, Erkenntnisform 260

AUGENARBEIT

Augenarbeit. Den Augen trauen. »Im Raume lesen wir die Zeit« 269 · Tatort: Dallas/Texas, 22. November 1963, 12 Uhr 30 275 · Das Pflaster des Trottoirs. Oberflächen, Hieroglyphen 277 · Landschaften, Reliefs 282 · Heiße Orte, kalte Orte 292 · Städte lesen, Stadtpläne 304 · Häuser, Grundrisse: »Hotel Lux«, das »Haus an der Moskwa« und andere 314 · Proust, Interieurs 322 · Berliner Adreßbücher 329 · Ortskunde, subversiv 347 · Kursbücher: Zivilisationsprotokolle 352 · Fingerabdruck, Relief des Körpers 363 · Biographie, Curriculum vitae 367 · Karl Baedekers Handbuch für Reisende oder die Konstruktion Mitteleuropas 371 · American Space – die Poesie des Highway 379 · Russischer Raum – Versuch einer Hermeneutik 393

EUROPA DIAPHAN

Djagilews Spur in Europa 411 · Topographien des Terrors 431 · Friedhof Europa 435 · Das Tor von Birkenau 447 · Pfeile: Ortsveränderung, Bewegungsbilder 453 · Europa neu vermessen 463 · Herodot in Moskau, Benjamin in Los Angeles 476

Anmerkungen 505 · Literaturverzeichnis 537 · Bildnachweis 558 · Danksagung 559 · Namenregister 561

EINLEITUNG

Geschichte spielt nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raum. Schon unsere Sprache läßt keinen Zweifel daran, daß Raum und Zeit unauflösbar zusammengehören. Ereignisse haben einen Ort, an dem sie stattfinden. Geschichte hat ihre Schauplätze. Wir sprechen von Tatorten. Die Namen von Hauptstädten können zur Signatur ganzer Epochen und Reiche werden. Wir sprechen von »Schlachtfeldern der Geschichte« ebenso wie von »Praxisfeldern«, von den »Mühen der Ebene« ebenso wie von den »Kommandohöhen der Macht«, von »Leidenswegen« wie von »Erwartungshorizonten«. Der Raum klingt an in der Metaphorik der »politischen Landschaft« mit ihrem Schema von Links, Mitte, Rechts. Noch in der Abstraktion der Metasprache bleiben wir auf den historischen oder sozialen »Ort« von Gedanken verwiesen. Diese Aussagen sind so elementar und so selbstverständlich, daß man sie schnell als Gemeinplatz abtun oder nicht einmal der Rede wert finden kann. Aber manchmal fängt etwas Neues mit einem Gespräch darüber an, was sich allzu lange wie von selbst verstanden hat, oder auch nur mit der Erinnerung an etwas, was in Vergessenheit geraten ist – im vorliegenden Fall: die Räumlichkeit aller menschlichen Geschichte.

Gewöhnlich folgt die Geschichtsschreibung der Zeit, ihr Grundmuster ist die Chronik, die zeitliche Sequenz der Ereignisse. Diese Dominanz des Zeitlichen in der geschichtlichen Erzählung wie im philosophischen Denken hat sich – das haben Reinhart Koselleck und Otto Friedrich Bollnow gezeigt – fast eine Art Gewohnheitsrecht erworben, das stillschweigend akzeptiert und nicht weiter hinterfragt wird. Das Fehlen der räumlichen Dimension fällt nicht weiter auf. Aber dann gibt es historische Augenblicke, in denen es einem gleichsam wie Schuppen von den Augen fällt. Mit einem Male wird klar, daß »Sein und Zeit« nicht die ganze Dimension der menschlichen Existenz erfaßt und daß Fernand Braudel recht hatte, als er vom Raum als »Feind Nummer eins« sprach: die menschliche Geschichte als ein Kampf gegen den *horror vacui*, als unentwegte Anstrengung zur Bewältigung des Raumes, seiner Beherrschung und schließlich seiner Aneignung. Das vorliegende Buch will herausfinden, was geschieht, wenn man geschichtliche Vorgänge immer auch als räumliche und örtliche

denkt und beschreibt. Es nimmt die Einheit von Ort, Zeit und Handlung ernst und will eine Vorstellung von dem gewinnen, was die Amerikaner in unvergleichlicher Knappheit und Prägnanz *Spacing History* nennen. Im folgenden wird die Welt, wie wir sie vorfinden, als ein großes und einzigartiges Geschichtsbuch, in dem der Mensch seine Hieroglyphen eingezeichnet hat, gelesen. Aber wenn Hans Blumenberg schon überaus zurückhaltend die Metapher von der »Lesbarkeit der Welt« in Anspruch genommen und bemerkt hatte, daß es nicht anginge, die Welt nach der Art eines Buches zu lesen, so gilt dies für den vorliegenden Versuch noch viel mehr: nicht so sehr das Lesen von Texten, sondern das Hinausgehen in die Welt und die Bewegung in der Welt sind die primäre und paradigmatische Form der Erkundung und Erschließung. Friedrich Ratzels Satz »Im Raume lesen wir die Zeit« erscheint daher als das denkbar präziseste Motto für die in diesem Buch unternommenen Versuche und Anläufe, die geschichtliche Welt zu dechiffrieren und zu deuten.

Als Historiker, der ansonsten zu Themen der osteuropäischen, genauer: russischen Geschichte arbeitet, muß man vielleicht Gründe angeben, weshalb man sich mit allgemeineren theoretischen und methodischen Fragen der Geschichtsschreibung beschäftigt. Es hat sich für mich so ergeben, daß sich eine um den Geschichtsort kreisende Darstellung als die am meisten geeignete Form der Vergegenwärtigung von Geschichte herausgestellt hat. Dies war so bei meinen Studien zu Moskau, zur Petersburger Moderne, zum russischen Berlin der Zwischenkriegszeit sowie bei einer Vielzahl von Essays über Städte des mittleren und östlichen Europa. Immer erwies sich der Ort als der angemessenste Schauplatz und Bezugsrahmen, um sich eine Epoche in ihrer ganzen Komplexität zu vergegenwärtigen. Der Ort selbst schien Komplexität zu verbürgen. Der Ort hatte ein Vetorecht gegen die von der Disziplin und von der arbeitsteiligen Forschung favorisierte Parzellierung und Segmentierung des Gegenstandes. Der Ort hielt den Zusammenhang aufrecht und verlangte geradezu die gedankliche Reproduktion des Nebeneinander, der Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit. Der Bezug auf den Ort enthielt insgeheim immer ein Plädoyer für eine *histoire totale* – wenigstens als Idee, als Zielvorstellung, auch wenn es in der konkreten Ausführung möglicherweise nicht gelungen sein mochte. Daraus ergaben sich auch die darstellerischen Register und Narrative: sie waren allesamt der Einheit des Topos, der »Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit«, der Kopräsenz der Akteure geschuldet. Das brachte große Schwierigkeiten mit sich – man brauchte an-

dere Quellen und mußte schon bekannte Quellen ganz neu erschließen –, eröffnete aber auch ganz neue Formen der Darstellung. Topographisch zentrierte Geschichtsschreibung leitet sich primär aus dem Gegenstand ab und nicht aus der Absicht, eine »trockene Geschichte« mit ein bißchen Lokalkolorit oder Aroma zu versehen. Aber man schreibt ein Buch nicht, um Mißverständnisse abzuwehren, auch nicht allein der Selbstverständigung wegen. Es geht in erster Linie um die Erprobung historiographischer Möglichkeiten, um eine Revue darstellerischer Mittel, die uns erlauben, Geschichte auf der Höhe der Zeit zu schreiben, das heißt: auf der Höhe des 20. Jahrhunderts mit all seinen Schrecken, Diskontinuitäten, Brüchen und Kataklysmen.

Dieses Buch besteht aus Geschichten, Erkundungen und Reflexionen und ist doch keine Sammlung. Sie kreisen allesamt um den einen Gedanken: was geschieht, wenn wir Geschichte und Ort zusammendenken? Sie alle folgen der Fragestellung, die sich als roter Faden durch das Buch zieht: Was gewinnen wir an historischer Wahrnehmung und Einsicht, wenn wir Örter und Räume endlich (wieder) ernst nehmen? Wenn Einleitungen wie Itinerare sind, also Wegbeschreibungen, wohin geht dann die Reise in diesem Buch? Es sind rund fünfzig Studien, man könnte auch sagen: Stationen, Anläufe, Versuche, Übungen. Sie haben ein wenig von den Vorstößen der Seefahrer, die sich an Landvorsprüngen, Inseln, Kaps vorantasten. Der Gang der Darstellung selbst hat etwas mit dem Modus der Bewegung zu tun. Er gleicht eher einem Tasten und Herumgehen als dem zielstrebigem Weg von A nach B. Ihm liegt die schon alte Einsicht zugrunde, daß man auf Umwegen häufig mehr erfährt als auf dem kürzesten Weg. Aber selbstverständlich gibt es eine insgeheimliche Richtung, die in den vier Hauptüberschriften, gleichsam den Haupttappen, zum Ausdruck kommt.

Die Wiederkehr des Raumes: Allen Reden vom »Ende der Geschichte« und allen Mutmaßungen vom »Verschwinden des Raumes« zum Trotz leben wir inmitten einer neu in Gang gekommenen, vielleicht über uns hereinbrechenden Geschichte und inmitten eines Zusammenbruchs des Raumes, an dessen Stabilität, vielleicht sogar »Ewigkeit« wir uns in der Zeit des ein halbes Jahrhundert währenden Kalten Krieges so sehr gewöhnt hatten. Diesen Raum des Ost-West-Konfliktes gibt es nicht mehr. Etwas ist zu Ende. Wir treiben wieder Erdkunde, wenngleich nicht in einem altbackenen Sinne, denn auch die alte Erdkunde, die einmal für die »tote Natur« zuständig war, gibt es nicht mehr. Schillers Diktum von »Hart im Raume stoßen sich die

Gegensätze« kommt wieder zu Ehren, ein kräftiger Schuß Materialismus kommt in die so lange um Virtuelles und Simulacra kreisenden Diskurse. Unter unseren Augen entsteht ein neuer Raum, eine neue Ordnung der Welt, während die Begriffe und die Sprache, die sie erfassen sollen, noch nicht bereitstehen. Die Zeit ist günstig, eine große, in Deutschland verschwundene und vom nazistischen Diskurs kontaminierte theoretische Tradition zurückzugewinnen. Raum ist nicht identisch mit dem nazistischen Diskurs über »Lebensraum«, »Volk ohne Raum«, »Ostraum« usf. Es gibt eine Genealogie des Raumdenkens, die älter ist und mit dem Nazismus nicht das Geringste zu tun hat. Sie ist bezeichnet durch die Namen von Alexander von Humboldt, Carl Ritter, Friedrich Ratzel und Walter Benjamin, die freilich selten in einem Atemzug genannt werden. Es ist die geschichtliche Situation nach 1989 und nach dem 11. September 2001, die dafür gesorgt hat, daß die räumlichen Aspekte des Politischen schärfer gesehen und neu bedacht werden. Wer will, kann das als *spatial turn* bezeichnen, aber wichtiger als die Arbeit an einer aparten Geschichte des Raums ist etwas anderes: die Erneuerung der geschichtlichen Erzählung selbst. Sie wird, bereichert um die Wahrnehmung von Raum und Zeit, die kulturalistischen Engführungen hinter sich lassen und eine Zivilisationsgeschichte ansteuern, und sie wird, nachdem der alte geographische Determinismus sich längst erledigt hat, das Denken der komplexen räumlichen Umgebungen und Zusammenhänge des Politischen wiederaufnehmen. Mehr noch: es deutet sich längst an, daß die Räumlichkeit und Verräumlichung menschlicher Geschichte zum Punkt der Reorganisation, zur Neu-Konfiguration der alten Disziplinen – von Geographie bis Semiotik, von Geschichte bis Kunst, von Literatur bis Politik – werden wird. Die Quellen des *spatial turn* sprudeln reichlich, und der von ihnen gespeiste Strom ist mächtig – mächtiger als die Dämme und Barrieren der Disziplinen.

Kartenlesen: Dies ist kein Kapitel über die Geschichte der Kartographie, sondern eine Serie von Studien und Übungen darüber, was Karten als Formen der Repräsentation von Raum leisten und was nicht. Karten erscheinen hier gleichsam als eine andere »Phänomenologie des Geistes«, als »Zeit, in Karten gefaßt«. Für Historiker sind Karten in der Regel Hilfsmittel, während sie in Wahrheit doch viel mehr sind: Weltbilder, Abbildungen von Welt, Projektionen von Welt, für die alles gilt, was für historische Texte in der Regel auch gilt: die Kriterien der Quellen- und Ideologiekritik. Karten bilden Macht ab und sind Machtinstrumente. Jede Zeit hat ihre eigene Kartenvorstellung, ihre eigene

kartographische Rhetorik, ihr eigenes kartographisches Narrativ. Es gibt nichts, was sich nicht kartographisch abbilden ließe: Krieg, Belagerung, Flucht, Pilgerwege, imperiale Herrschaft, der Geltungsbereich kultureller Werte. Aber der größte Vorzug kartographischer Repräsentation – die Abbildung des Nebeneinander und der Gleichzeitigkeit – ist offenbar auch deren Schranke: Karten bleiben statisch, können Bewegung höchstens andeuten, nicht abbilden. Karten bilden nicht nur ab, sondern konstruieren und projektieren Räume und machen so aus Räumen erst Territorien. Dafür werden einige Beispiele durchgespielt: Cassinis Vermessung Frankreichs im Zeitalter der Aufklärung, die Vermessung Britisch-Indiens, die territoriale Konstruktion der Vereinigten Staaten oder die Bildung des modernen Nationalstaates. In weiteren Studien über Spionage und Kartographie, über Kartenkunst und Kartographie in der Kunst, über die imaginären Landschaften im Kopf oder über den strategischen Gebrauch von Karten durch die Mächtigen wird gezeigt, wie sehr alle Aspekte des geschichtlichen Lebens mit Kartenbildern verwoben sind.

Augenarbeit: Wir leiden nicht an einem Mangel an Bildern, sondern eher an einer Flut der Bilder. Das Auge muß sich gleichsam rüsten, sich in Stellung bringen, um noch unterscheiden und lesen zu können. Es geht also nicht nur um ein Plädoyer für den Gebrauch der Sinne, sondern um die Frage, wie sie geschärft werden können für die geschichtliche Wahrnehmung. Man könnte ein Geschichtsstudium streckenweise auch als Schulung der Sinne und als Augentraining absolvieren – mit Städten und Landschaften als Dokumenten. Etwas zur Anschauung bringen können ist nicht die Sache von ein paar literarischen oder rhetorischen Tricks, sondern hat zunächst einmal die Anstrengung, sich eine Sache anzusehen, zur Voraussetzung. Alles bekommt dann ein anderes Aussehen und beginnt zu uns zu sprechen: Trottoire, Landschaften, Reliefs, Stadtpläne, die Grundrisse von Häusern. Was sonst nur als Hilfsmittel in Gebrauch ist – Kursbücher, Adreß- und Telefonbücher –, gewinnt eine ganz neue Aussagekraft, sobald sie als Dokumente sui generis behandelt und befragt werden. Sie eröffnen uns die Räume von Städten, die untergegangen sind, und führen uns die großen und komplexen Bewegungen vor, die längst angehalten oder stillgestellt sind: Choreographien des Menschenverkehrs, Drehbücher menschlicher Vergesellschaftung. Wir nehmen erstaunt zur Kenntnis, daß es einen Zusammenhang zwischen Triangulation und Daktylographie, zwischen der Vermessung der Erdoberfläche und der Körpermessung gibt – zwei Aspekte von Inbesitznahme und Herrschaft. In drei weite-

ren Studien – die Konstruktion Mitteleuropas im Baedeker, die Poesie des amerikanischen Highway, der Mythos vom russischen Raum – soll gezeigt werden, wie weit man mit derartigen phänomenologischen Studien kommen kann – und was sie nicht leisten.

Europa diaphan: Der letzte Abschnitt versammelt Studien zu Europa. Wir stehen erst am Beginn einer Geschichtsschreibung, die den Rahmen der nationalstaatlichen Historiographie hinter sich läßt und Europa als Ganzes denkt. Europa wird neu vermessen – retrospektiv und in der Gegenwart. Die Europäisierung des Geschichtshorizonts ist weit schwieriger, als es eine wohlfeile Europa-Rhetorik vermuten läßt. Man muß sich in ganz Europa auskennen, nicht nur in den Teilen, auf die die Disziplinen und Kompetenzen bisher zugeschnitten waren. Dabei geht es nicht nur um Wissen, sondern um Vertrautheit mit transnationalen Formen, Stilen, Praktiken und ihren jeweiligen konkreten Ausprägungen. Europa ist mehr als die Addition nationaler Geschichten und Kulturen. Europa ist vor allem Schauplatz unübersehbar vieler, ineinander verschlungener Geschichten, die transparent und durchsichtig zu machen die Anstrengung von mehr als nur einer Generation von Historikern erfordern wird. *Europa diaphan* enthält ein paar Geschichten und Exkurse, die andeuten, worum es gehen könnte: um die Geschichte kultureller Verdichtung und Diffusion (der Fall Djagilew), um die Zeichnung Europas durch den Orkan der Gewalt, der sich in seinen Lagerwelten und Lagertopographien von Dachau bis Workuta oder in den Strömen von Flüchtlingen und Entwurzelten niedergeschlagen hat, um europäische Friedhöfe als einem unüberbietbar genauen Abbild von Leben und Sterben in Europa. Europa ist nicht nur eine Idee, eine Ansammlung von Werten, sondern ein Ort. Und die Schreckensnamen der europäischen Geschichte sind keine Metaphern, sondern Namen für Orte, an denen Europa zugrunde ging oder wieder auferstand – je nachdem. Das Schlußkapitel über Herodot in Moskau und Walter Benjamin in Los Angeles ist eine Phantasie in systematischer Absicht. Was würden Meister einer reichdimensionierten Geschichtswahrnehmung und einer komplexen Geschichtsdarstellung wie Herodot und Benjamin an Geschichtsorten des 20. oder 21. Jahrhunderts anfangen? Was könnte man bei ihnen, aber auch bei Literatur, Kunst und Film lernen, um eine Sprache zu finden, die auf der Höhe der Zeit ist? Vielleicht lassen sich Antworten auf die Frage finden, wie man große Erzählungen nach dem Ende der Großen Erzählung schreibt.

Das Buch bietet keine kompakte Theorie und keine Gebrauchsanweisung zum Studium der Geschichte, intendiert diese auch nicht. Es

handelt sich weder um eine Kurzfassung der Geschichte der Kartographie noch um eine Einführung in Kultursemiotik oder Kulturgeographie, sondern um Versuche und Übungen, wie weit man kommt, wenn man den eigenen Sinnen wieder vertraut und sie systematisch schärft. Ziel dieser Darstellung war nicht Vollständigkeit, und mancher wird enttäuscht sein, daß weder Carl Schmitt noch Georg Simmel, weder Aby Warburg noch Ernst Cassirer auftauchen. Ziel war auch nicht die Verkündung eines neuen Paradigmas. Manchmal ist weniger mehr. In diesem Fall ging es schlicht um die Steigerung von Aufmerksamkeit, um die Erfahrung, daß eine räumlich gesehene Welt reicher, komplexer, mehrdimensionaler ist. Wer davon gekostet hat, kann nicht mehr zurück. Es war eine beglückende Erfahrung, im Laufe dieser Untersuchungen auf Weggefährten zu stoßen, die von frappierend ähnlichen und zum Teil identischen Ansichten und Schlußfolgerungen umgetrieben worden sind oder werden. Die Lektüre der Zeitgenossen – ob es sich um David Harvey, Edward Soja, Derek Gregory, Paul Carter, Matthew H. Edney oder Allan Pred handelt – war der beste Beleg dafür, daß wir längst inmitten des *spatial turn* stehen. Etwas von diesem Glück der Begegnung ist an die Leser weitergegeben durch ausführliche Zitate und durch die Textgestalt, die in der Montage oder Collage nicht einen Defekt, sondern den Steinbruch sieht: für eigenes und selbständiges Weitergraben.

Berlin im Mai 2003

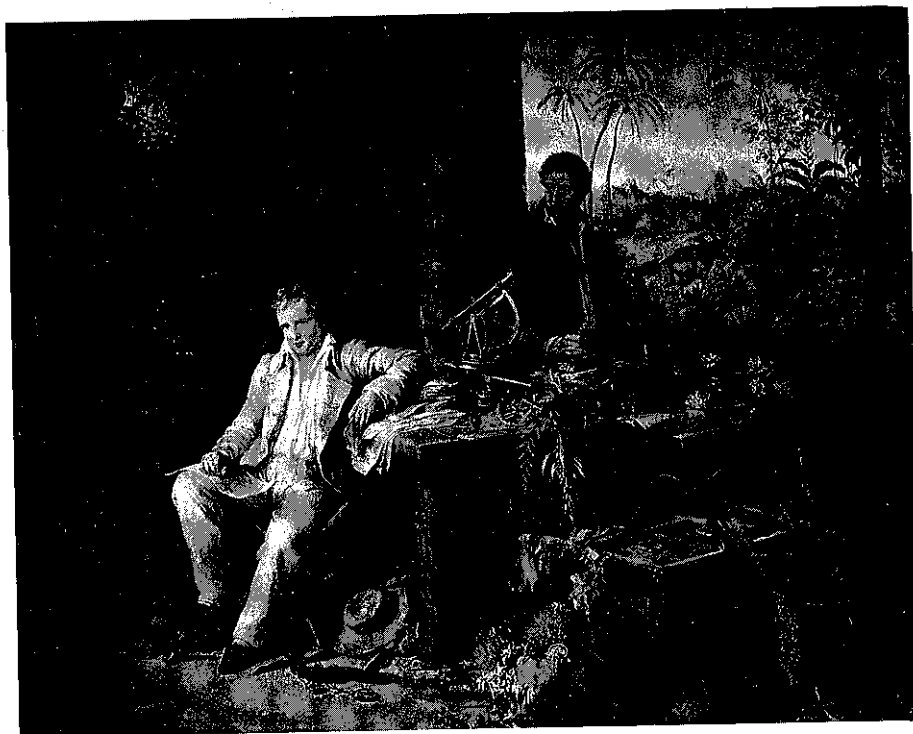
Karl Schlögel

DIE WIEDERKEHR DES RAUMES

ALEXANDER VON HUMBOLDTS SCHIFF, NAVIGATION

Als Alexander von Humboldt mit seinem Gefährten Alexandre Aimé Goujoud Bonpland im Juni 1799 von La Coruña aus nach Lateinamerika in See stach, hielten sie jenen denkwürdigen Augenblick fest, in dem die Küste der Alten Welt aus ihrem Horizont verschwand und sie aufs offene Meer hinausführten. Es war ein Moment der Erschütterung, in dem Sentiment, Anhänglichkeit an das Altvertraute, die Furcht vor etwas ganz anderem und Neuem sich vermischten. Atlantiküberquerungen waren noch immer hoch riskant, nicht Routine, deren Ende man absehen, sondern ein Abenteuer, in dem man umkommen konnte. Humboldt durchlebte noch einmal jenen Moment, den vor ihm schon ganze Generationen von Seefahrern erlebt hatten, jene Überschreitung einer Schwelle, von wo aus es kein Zurück mehr gibt, wo alles offen ist und in der nur derjenige eine Chance hat, dessen Sinne hellwach sind. Alexander von Humboldt war kein Abenteurer, sondern ein Mensch von geradezu unstillbarer und animalischer Neugier und schier unerschöpflicher Arbeitskraft. Alles war wohl vorbereitet und durchdacht, das Schiff bis zur letzten Kammer vollgestopft mit wissenschaftlichen Papieren, Atlanten, Meßgeräten, man war bereit, für lange Zeit und unter größten Strapazen ein Stück neuer Welt zu erkunden, erstmals zu erfassen und zu vermessen. Die Expedition kehrte von ihrer Reise durch sieben Länder Südamerikas, Kubas und Nordamerikas nach mehr als fünf Jahren zurück. Mit der Auswertung der mitgebrachten Sammlungen, Beobachtungen und Meßergebnissen waren die Wissenschaften das ganze 19. Jahrhundert über beschäftigt – und sind es zum Teil bis heute.¹

Wir haben nichts dergleichen vor: keine Erforschung der Neuen Welt, die längst vermessen ist; keine Expedition, in der wir mit dem Schiff, das uns trägt, untergehen können, keine Ausbeute, die sich in 34.000 Manuskriptseiten und unzähligen Objekten – von Mineralien bis zu ausgestopften Tieren – niederschlagen wird. Was uns interessiert, ist die Frage, welche Rolle der Raum in der Geschichte spielt und wie



»Es ist das Bild eines geradezu monumentalen Unternehmens, in dem noch einmal eine Wissenschaftswelt vorgeführt wird, die dabei ist, im Zuge der Spezialisierung und Arbeitsteilung ihre innere Einheit zu verlieren und vor allem: zu vergessen.«

Eduard Ender, Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland im Urwald, ca. 1850, Öl auf Leinwand

es kam, daß er uns abhanden gekommen ist. Aber es ist auch nicht ganz zufällig, daß uns zu Beginn unserer Arbeit der Aufbruch Alexander von Humboldts zu seiner Südamerika-Reise in den Sinn kommt. Es muß eine unbändige Neugier gewesen sein, die hinauswollte aus der schon bekannten und vertrauten Welt und die so stark war, daß auch das größte Risiko eingegangen wurde. Es ist das Bild eines geradezu monumentalen Unternehmens, in dem noch einmal eine Wissenschaftswelt vorgeführt wird, die dabei ist, im Zuge der Spezialisierung und Arbeitsteilung ihre innere Einheit zu verlieren und vor allem: zu vergessen. Und schließlich ist es das Bild einer Hingabe an die Sache – einschließlich des Einsatzes des ganzen privaten Vermögens, von Leib

und Leben –, die man heute vermutlich nur nachsichtig belächeln würde. Wäre da nicht dieses jederzeit und unter allen Bedingungen zu genauen und gründlichen Notizen und Aufzeichnungen bereite Arbeitstier Alexander von Humboldt, man würde in ihm sogleich jenen Romantiker erkennen, mit allem Schwung, aller Maßlosigkeit der romantischen Epoche. Es ist nicht nur der Universalgelehrte, die wandelnde Enzyklopädie und die Akademie in einer Person, die uns beschäftigen soll, sondern seine Haltung zur Welt, seine Weltzugewandtheit und die Energie, mit der sich diese Aufmerksamkeit in den vielfältigsten Formen niederschlug. Sie schien keine Grenzen zu kennen: Sie arbeitete mit dem Mikroskop und astronomischen Meßgeräten, sie exzerpierte vor Ort aus den Dokumenten der präkolumbianischen Zivilisationen, sie beobachtete die Affenpopulationen im Dschungel und vertiefte sich in die Studien der Missionare, der Vorläufer von Völkerkunde und Anthropologie, sie fertigte Zeichnungen an und unterzog sich mühsamen Kartierungs- und Vermessungsarbeiten – und all dies unter außerordentlich schwierigen Bedingungen: in der Feuchtigkeit des tropischen Urwalds, ohne die Hilfsmittel, die später das Arbeiten an derart unwirtschaftlichen Orten erst erträglich und möglich gemacht haben.² Alexander von Humboldt verkörpert noch eine Gestalt des Wissens, in der alles zusammenkommt, was später auseinandergelaufen ist – die Disziplinen: Mineralogie, Erdkunde, Völkerkunde, Linguistik, Botanik, Zoologie, Geschichte; die Genres: Statistik, Erdvermessung, Landesaufnahme und Landschaftsbeschreibung, dichte Situationsbeschreibung und historische Studie; die Organisationsformen: der Wissenschaftler als Gelehrter und als Unternehmer und Organisator in einer Person. Er steht für eine Wissenschaft, in der Theorie noch problemlos beides sein konnte: Empirie und Reflexion, Anschauung und Systematisierung, Feldstudie und Archivrecherche. Alexander von Humboldt ist der Anhaltspunkt für den unbändigen und schier grenzenlosen Reichtum einer Wissenschaft, die – so scheint es – noch alles vor sich hat: nirgends Rückkehr, Rückzug, sondern überall Aufbrüche, Einschiffungen, Erkundungen, Entdeckungen. Natürlich kann es nach fast zwei Jahrhunderten Fortschrittsgeschichte in allen Wissenszweigen und nach der Entwicklung der Wissenschaft zu einem eigenen »gesellschaftlichen Subsystem« keine einfache Rückkehr zu Humboldt geben. Die Beschwörung der Gestalt des Universalgelehrten mutet eher seltsam an. Man ist bescheiden geworden nach soviel Fortschritt, der sich als Weg in die Katastrophe erwiesen hat. Und doch bleibt etwas an ihm paradigmatisch. Die Weite des Horizonts, die Bereitschaft, hinauszugehen

und sich selber ein Bild zu machen von Dingen, von denen es noch kein Bild gibt, Unmittelbarkeit des Eindrucks, vor dem man sich durchaus einschüchtern lassen darf, der Mut, den eigenen Augen zu trauen, die Bereitschaft, auf große Fahrt zu gehen, auch wenn noch nicht alles »endgültig« geklärt und geregelt ist. Man muß etwas zurückgewinnen von der Kühnheit des Aufbruchs und von dem Gefühl dafür, daß etwas auf dem Spiel steht. Man muß sich der Einschüchterung und der Disziplinierung, die in den Disziplinen selbst liegt, für einen Augenblick wenigstens entziehen, um einen Blick auf das Ganze werfen zu können – auf den Wald, nicht bloß auf die Bäume, auf die Welt, nicht bloß auf deren Teile.³

Uns geht es mit dem vorliegenden Buch ein wenig wie Alexander von Humboldt und Bonpland im Augenblick, da sie die europäische Küste aus den Augen verlieren und nichts vor sich haben als das weite Meer, wo einem vor Leere und Weite schwindlig werden kann. Wir möchten den Impuls des Hinaus in die Welt aufnehmen. Es ist höchste Zeit. Man hat den Raum vergessen, es gibt ihn nicht mehr. Die rasende Beschleunigung hat ihn angeblich zum Verschwinden gebracht. Es gibt ihn innerhalb der funktionierenden Routinen nicht mehr – oder höchstens, wenn für einen Augenblick die Routine zusammenbricht: durch eine Katastrophe, einen unplanmäßig erzwungenen Halt. Dann gibt es ihn plötzlich: als Schauplatz, als Tatort, als Katastrophenszenario. Für einen Augenblick kehrt dann das Wissen davon zurück, daß die Welt ihre schwarzen Löcher hat und daß es aller Beschleunigung zum Trotz eine Geographie gibt, die nach wie vor eine Rolle spielt. Es gibt Dinge, von denen spricht man nicht, weil sie sich von selbst verstehen – jedenfalls solange sie stillschweigend da sind oder einfach funktionieren. Der Raum gehört zu diesen Selbstverständlichkeiten. Es gibt nicht einmal eine Sprache für ihn. Er ist eine Tatsache unseres Alltagslebens, aber in der Sprache der Theorie kommt er nicht vor. Er ist absent, zugedeckt und zugebaut von der Geschichte, von den Ereignissen, von Strukturen und Prozessen, an denen alles wichtig ist, nur das eine nicht: daß sie alle stattfinden, daß sie alle einen Ort, einen Schauplatz, einen Tatort haben. Der Raum scheint von den Begriffen der Sozialwissenschaft kolonisiert. Jetzt kommt es darauf an, ihn in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit an sich heranzulassen.

Die räumliche Welt ist von Textverwaltern und Textinterpreten okkupiert. Die Welt scheint in einen einzigen großen Text verwandelt, und von Hans Blumenbergs »Lesbarkeit der Welt« haben die meisten nur den Buchstaben, nicht den Sinn übernommen. Die Welt zu erken-

nen, heißt, die ausschließliche Fixierung auf die Texte hinter sich lassen und die bequeme Illusion aufzugeben, daß die Welt ein einziger großer Text sei, den wir – gewissermaßen einfach so, vom Schreibtisch oder vom Kaffeehaus aus dechiffrieren könnten. Landschaften sind keine Texte, sowenig wie Städte. Texte kann man lesen, in Städte muß man hineingehen. Man muß sich umsehen. Orte kann man nicht lesen, sondern man muß sie aufsuchen, um sie herumgehen. Gebäude und Plätze sind etwas anderes als die Reproduktion von Gebäuden, Interieurs etwas anderes als der Roman, in dem sie vorkommen. Es geht um Raumverhältnisse, Entfernungen, Nähe und Ferne, Maße, Proportionen, Volumina, Gestalt. Räume und Orte stellen gewisse Anforderungen, unter denen sie nicht zu haben sind. Sie wollen erschlossen sein. Und man soll über sie nichts sagen, was nicht an Ort und Stelle und vor Ort beglaubigt ist. Das geht nicht ohne Schulung des Auges, nicht ohne Feldstudien, nicht ohne Arbeit vor Ort. Und das heißt auch: es geht nicht, ohne daß wir für einen Augenblick die Bücher schließen, daß wir von ihnen aufsehen und ganz unmittelbar unseren Augen vertrauen, schutzlos, ungeschützt. Es stellt sich dann rasch heraus, daß andere Wege zu beschreiten sind, wenn man in der Welt ankommen will. Aber welche Wege, auf welchen Wegen?

Wir nehmen die Bewegungsform auf, die jemand, der sich im Raum orientieren will, verfolgt. Wir legen uns zurecht, wie wir vorgelien, vorankommen wollen. Wir machen einen Reiseplan, eine Reiseskizze, ein Itinerar. Es ist nicht die Luftlinie. Wir bauen kein Gebäude. Es ist keine Anweisung, wie man zum Ziel gelangt, sondern eine Methode der Bewegung, um in einem nach allen Seiten offenen Gelände nicht die Orientierung zu verlieren. Wir stützen uns nicht auf Ableitungen aus einem Begriff, der allem vorangeht, sondern tasten uns voran: von Stadt zu Stadt, von Landzunge zu Landzunge, von Insel zu Insel, von Bucht zu Bucht – wie auf alten Portolankarten. Es kann gut sein, daß wir uns täuschen, daß hinter der nächsten Landzunge nicht der Hafen, sondern der unendliche Horizont auftaucht, daß wir uns verrechnet haben – in den Entfernungen und den Schwierigkeiten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir auflaufen und scheitern. Wir werden uns mit Hilfe von Karten fortbewegen und dabei darauf stoßen, was Karten alles sagen – oder auch: verschweigen –, um vielleicht irgendwann in einer Wirklichkeit anzukommen, von der wir überzeugt sind, daß sie etwas anderes ist als die Repräsentation von Wirklichkeit und etwas anderes als die Diskurse, die über sie geführt werden. Wer Karten richtig benutzt, kommt irgendwann in der Welt an, für die sie gemacht sind.

Sowenig das vorliegende Buch ein Buch über Karten und Kartographie ist, so wenig versucht es in Konkurrenz zu treten mit der Reproduktion großer Kartenwerke, an denen allein sich der Zauber entfalten läßt, der in ihnen steckt. Es wäre ganz aussichtslos, es mit ihnen aufnehmen zu wollen. Wer sie je in der Hand gehabt hat, weiß, daß man sie als Werke von Kunst, Wissenschaft und Technik nur beschädigt, wenn man versucht, sie in Verkleinerungen, in Abbildungen zu zwingen. Um sie zu verstehen, muß man sie ansehen, so wie man auch ins Museum geht, um Rembrandt zu betrachten. Im vorliegenden Text geht es um einen anderen Umgang, einen anderen Blick auf Karten und die durch Karten repräsentierte Welt. Es geht nicht um Illustration, sondern um eine Reflexionsbewegung, nicht um die Interpretation von Bildern, sondern um die Schärfung, vielleicht auch die Produktion eines Blicks und einer neuen Aufmerksamkeit für all das, was in Texten nicht steht und nicht stehen kann, eben weil die Welt, was lange vergessen wurde, nicht aus Texten besteht. Dies ist ein Buch nicht für Augen, sondern für Köpfe, die Augen haben, zu sehen, oder wenigstens mit ihren Augen arbeiten wollen. Es geht im Grunde um einen einzigen Gedanken, daß wir nämlich ein angemessenes Bild von der Welt nur gewinnen können, wenn wir beginnen, Raum, Zeit und Handlung wieder zusammenzudenken. Da dieser elementare Gedanke lange genug vergessen oder verdrängt worden ist, lohnt es sich, ihn neu ins Spiel zu bringen. Er ist auch der Kompaß für die nun beginnende Suchbewegung.

LEHRSTÜCK I:
FALL DER
BERLINER MAUER
1989

Irgendwann im ausgehenden 20. Jahrhundert hatten wir gelernt, daß die Geschichte zu einem Ende gekommen sei; aber dann kam 1989, und was so einleuchtend und plausibel erschienen war, galt nicht mehr. Wir hatten auch gelernt, daß der Raum verschwunden sei und daß Geographie keine Rolle mehr spiele. Was unter Normalverhältnissen möglicherweise langer Debatten, eines ausführlichen Argumentierens pro und contra bedurft hätte, war nach den Erschütterungen von 1989 auch ohne größere Kommentare und Begründungen klargeworden. Nicht nur ein Imperium hatte sich aufgelöst, sondern auch der Raum, der Ostblock hieß. Nicht nur eine politische Revolution hatte sich ereignet, sondern eine »Raumrevolution«, die keinen Aspekt des Lebens unberührt gelassen hatte. 1989 war das Datum, das das Ende der Nachkriegszeit bezeichnete, die Berliner Mauer war der Ort, an dem sie zu Ende gegangen war. Unter den Augen der bald hoffnungsfrohen, bald verängstigten Zeitgenossen lief ein Lehrstück ab, um das andere Generationen sie beneidet haben würden. Sie wurden Augenzeugen, wie die Welt aus dem einen in einen anderen Zustand, aus dem Davor in ein Danach überging. Fast ein halbes Jahrhundert hatte Europa im Zustand der Teilung gelebt, in Grenzen, die aus den Verwerfungen des Zweiten Weltkrieges und den Spannungen des Kalten Krieges hervorgegangen waren. Für die Grenze, die mehr als ein halbes Jahrhundert durch Jalta-Europa lief, gab es keinen Vorläufer, keinen Anhaltspunkt, sie war keine ethnographische, keine kulturelle, sprachliche oder historische Grenze, schon gar keine »natürliche«. Kein Gebirgszug, kein Strom, keine Sprachscheide verlief östlich von Lübeck bis Triest, sondern ein Eiserner Vorhang, der erst improvisiert, dann immer besser ausgebaut sich im Bau der Berliner Mauer vollendet hatte. Von nun ab gab es kein Europa mehr, sondern Ost und West. Wo man einmal von Mitteleuropa gesprochen hatte, waren nun die Vorposten des sozialistischen und des kapitalistischen Lagers. Aus Metropolen in der Mitte

Europas waren Provinzstädte an den westlichen oder östlichen Peripherien der geteilten Welt geworden. Es bedurfte eines spezifischen Grundes, um sich aus der einen Hälfte in die andere aufzumachen, wenn es nicht ganz unmöglich oder verboten war. Die Pflege der Nachbarschaft, die zur Fremde geworden war, bedurfte größter Zähigkeit bei der Überwindung bürokratischer Schikane, bei der Besorgung der Visa und Hotelgutscheine. Es war einfacher, von Berlin-Ost nach Pjöngjang zu reisen als nach Berlin-West, obwohl es sich um ein und dieselbe Stadt handelte. Die alten Nachbarschaften von Wien und Budapest, von Sankt Petersburg und Helsinki, von Prag und Nürnberg galten nichts mehr, seit die einen im Bereich des Warschauer Paktes lagen und die anderen im Bereich der Nato. Für mehr als eine Generation lag die nächste Nachbarschaft außer Reichweite, und man traf sich bestenfalls auf internationalen Kongressen oder an den Stränden neutraler Drittstaaten. Diese geteilte Welt war auf Anrieb erkennbar und unterscheidbar: in der einen gab es Reklame, die einen anfiel, wo immer man ging oder stand; in der anderen kam einem die Leere der weißen Flächen entgegen, die allenfalls von einem Plakat oder einer Fahne zum 1. Mai zeitweilig geschmückt war. Hier gab es Propaganda, dort Reklame. Hier gab es Schlangen, dort die Ratlosigkeit angesichts des Überangebots des Sortiments. Hier die Beschwerlichkeit des Werkelalltags, dort die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Jede Hemisphäre hatte ihre Ikonographie, ihre Sprachregelung, ihren Code – bis in die Gesten hinein – die einen selbstbewußt-auftrumpfend-angeberisch, die anderen eher linkisch-zurückhaltend-verschämt. Jede Hemisphäre hatte ihr Design, ihren Entwurf vom halbwegs glücklichen Leben, ihre je eigene Traum- und Urlaubslandschaft.¹ Und jede hatte ihre Erfahrung vom Glück und vor allem vom Unglück. Im »Ostblock« hatte man Erfahrungen mit der Aussichtslosigkeit der Revolte gemacht: 1953, 1956, 1968, 1976, im »Westen« war es immer irgendwie vorwärts- und aufwärtsgegangen. Die Berliner Mauer war nicht nur das perfekte Symbol, sondern die perfekte Ausführung einer perfekten Grenze. Grenzüberschreitung war, auch wenn sie mitten in einer Stadt versucht wurde, etwas Tödliches, man wurde abgeschossen wie ein Hase auf freiem Feld oder ein Flüchtling aus einem Konzentrationslager. Die Mauer verlief unter der Erde: durch U-Bahn-Röhren, Kanalisations- und Versorgungssysteme; sie verlief auf der Erde: durch Straßennetze, Häuser und Friedhöfe, und sie verlief durch den Himmel, in dem es nun auch Korridore gab. In dieser Mauer gab es Schleusen, an denen man peinlich und leiblich durchleuchtet und untersucht wurde, in de-

nen einem Druckerzeugnisse abgenommen wurden, in denen ein Zustand der Bedrohung und Angst erzeugt wurde, der zur Grundausstattung von Grenzgängern im Europa des Kalten Krieges werden sollte. Nun, da kaum mehr etwas an die Grenze von einst erinnert, bedarf es schon fast der Imagination oder archäologischer Aktivitäten, um jenes Europa, das zum Normalzustand geworden war, sich vorzustellen. Für jene, die im Schatten der Mauer aufgewachsen sind, werden Orte für immer jenen merkwürdigen Kosmos von Jalta-Europa bezeichnen: die Grenzübergangsstellen von Marienborn oder das Labyrinth der U- und S-Bahnhöfe von Berlin-Friedrichstraße, die Vorzimmer der Konsulate, in denen man um Visa ersuchte, und der dort herrschende spezifische Muff und die ganze geistige Ökonomie, die auf der Spannung der geteilten Welt beruhte: einschließlich jenes »Geht doch rüber«, das hysterische Westberliner den aufmüpfigen Studenten zugerufen hatten.

1989 hat die ganze Lage geändert. Mit den Institutionen und der Legitimität des Realsozialismus war auch die ganze Geographie der Macht zusammengebrochen. Die Hauptstädte des Ostblocks wurden zur großen Bühne, auf der die Abdankung der alten Macht vor aller Augen vor sich ging. Jedes Land hatte seine bevorzugten Haupt- und Nebenschauplätze. In der Regel waren es die symbolisch bedeutenden Orte und Plätze, auf denen sich das Kräftemessen abspielte und der Machtwechsel in Szene gesetzt wurde. Die Medien trugen ihren Teil zur Verbreitung und Synchronisierung der Abläufe bei. So kommt es, daß fast alle Europäer vom Jahr 1989 eine konkrete Anschauung haben. Es gibt darin immer dramatis personae: Michail Gorbatschow, Lech Wałęsa, Václav Havel. Es gibt darin immer Orte des Geschehens: die Straße zum Fernsehturm in Vilnius, das Weiße Haus in Moskau und unvergeßlich: der große Platz vor dem Regierungspalast in Bukarest, von dessen Balustrade Nicolae und Helena Ceausescu sich in einem Hubschrauber in Sicherheit bringen müssen. Zerfall der Macht ist nicht nur ein ideologischer Vorgang, sondern ein buchstäblich leibhaftiger: Nachrichtenübermittlungen werden blockiert, Verbindungen fallen aus, Kasernen werden nicht mehr verlassen, Wachtürme nicht mehr besetzt, eine Grenzbefestigung wird erklettert und verliert ein für alle Mal ihren Schecken. Ein Schritt ergibt den nächsten, wo nur das freie Spiel der Kräfte zugelassen wird – und dies ist im kurzen Sommer der Anarchie weit wichtiger als alle sogenannten »demokratischen Reformen«, für die es gar keine Kraft, keine Macht, keine Zuständigkeit gibt. Losgelassen und aus den Verankerungen der alten Machtverhält-

nisse gelöst, sortiert sich alles neu, marode Koalitionen lösen sich auf, neue fügen sich. Die zivilen Kräfte, die sich bisher eher am Rande oder im Untergrund gehalten hatten, rücken in die Mitte vor, der Schriftsteller wird zum Präsidenten, und sein Empfangszimmer ist nun nicht mehr im Café Vltava, sondern auf der Burg. Die Produzenten von Samizdat-Büchern und Flugschriften des Untergrunds machen nun die größte Zeitung des Landes. Von den öffentlichen Plätzen verschwinden die Monumente mittelmäßiger Despoten, überall bekommen die Straßen neue Namen. Die Umbenennung, die Umkodierung, die Übernahme des Definitionsmonopols ist in vollem Gange. Neue Namen bezeichnen die Inbesitznahme und Aneignung von Straßen, Häusern, öffentlichen Räumen – mit allerlei Komplikationen. Die Grenzbefestigungen verschwinden, nun zählen andere Grenzen: die von Arm und Reich, der *digital gap*. Städte, die Frontstädte, Grenzstädte gewesen sind, nehmen plötzlich wieder eine zentrale Lage ein, leicht erreichbar von allen Seiten. Provinzen, die auf die Rückseite Europas geraten waren, stehen wieder offen. Überall kommt der Verkehr in Schwung, besonders zwischen lange vernachlässigten Metropolen, während andere abgekoppelt werden und nicht wissen, wie es weitergehen soll. Der europäische Raum wird neu geordnet. Die Regionen folgen ihrer natürlichen Schwerkraft und alten Kraftlinien. Es erweist sich, wie stark auch nach langer Teilung die Verbindungen um das Baltische Meer herum sind. Es zeigt sich, wie rasch das mittlere Europa wieder zusammenfindet. Und wer genau hinblickt, erkennt, daß nicht die nationalstaatlichen Grenzen von gestern den Ausschlag geben für Beschleunigung oder Verzögerung, sondern die Grenze zwischen den neuen *metropolitan corridors*, in denen die *global flows* zirkulieren, und jenen weiten Provinzen, an denen die Ströme von Energie, Geld, Menschen und Ideen vorüberziehen. Nicht überall ist die Transformation der großen Grenze, des Eisernen Vorhangs, in die kleine Grenze gelungen. An einigen Stellen wurde aus der Grenze die Demarkationslinie und aus der Demarkationslinie der Frontverlauf. An vielen Stellen ist das Netz nicht neu geknüpft worden, sondern gerissen. Europa als Schauplatz von Vertreibung, gewaltsamer Säuberung, Greueln und Krieg. Europa als Schlachtfeld – nach einem halben Jahrhundert Zustand ohne heißen Krieg. Das ist offensichtlich die andere Seite des Zusammenbruchs des Machtraums der Nachkriegszeit. Während der Zusammenbruch zu einem Ende gekommen ist, ist die Neubildung des europäischen Raumes noch ziemlich unbestimmt und in vollem Gange. Das neue Europa ist ein geographischer, politischer,

kultureller, sozialer Raum – so etwas kann nicht »gemacht« werden, sondern »wächst« – oder auch nicht. Mit Dekreten oder Vereinbarungen läßt sich da – im Unterschied zu gutgemeinten, aber nutzlosen Vorstellungen – nichts machen.

LEHRSTÜCK II:
GROUND ZERO.
11. SEPTEMBER 2001

Der 11. September 2001 hat uns an einen Raum erinnert, den wir längst vergessen hatten, dessen Bewältigung aber zu den Voraussetzungen unserer Zivilisation gehört. Es ist die Erinnerung an das Selbstverständliche. Erinnerung an die Ozeane, die überquert werden müssen und täglich von Millionen überquert worden sind, die aber nicht mehr überquert werden können, wenn der Luftraum gesperrt ist. Wir sind alle Bewohner eines globalen Raumes, der über Jahrzehnte hinweg produziert worden ist. Nun hat er einen Riß bekommen. Es stellt sich heraus, daß Räume zerfallen können, wenn »Nervenstränge« oder Verkehrslinien unterbrochen werden. Es zeigt sich, daß auch in Zeiten von Cyberspace Ortskenntnis und Terrainerkundung nicht überflüssig geworden sind.

Vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß der erste Krieg des 21. Jahrhunderts dorthin zurückgekehrt ist, wo vor fast genau 100 Jahren der britische Offizier und Geograph Sir Halford Mackinder den »Drehzapfen der Weltgeschichte« vermutet hatte: ins »Heartland«, das er in Zentralasien vermutete und dessen Beherrschung den Ausschlag für die Herrschaft über die ganze Welt geben sollte. Es ist, als trauten wir den Bildern, die wir doch mit eigenen Augen gesehen haben, immer noch nicht. Deshalb sehen wir so ungläubig und fasziniert vom Kraterrand auf den Trümmerberg, aus dem noch immer Rauch- und Staubschwaden aufsteigen. Deshalb suchen wir, wenn wir aus dem Flugzeug blicken, die hell erleuchtete Stelle im Süden Manhattans. So brennen sich Orte in das Gedächtnis ein, so bauen sich die Referenzpunkte kollektiver Erinnerung auf, so bildet sich der Horizont, der für Generationen danach maßgeblich sein wird. Woran sich Augenzeugen und Zuschauer für immer erinnern werden: die Fassadenreste, die wie eine Theaterkulisse oder wie ein Stück dekonstruktivistischer Architektur aufragen; das Inventar des Katastrophenschutzes – Zelte, Bahnen, Desinfizierungsanlagen, Staub- und Gasmasken.

New York jetzt: die Stadt ohne die Zwillingstürme – vorerst jeden-

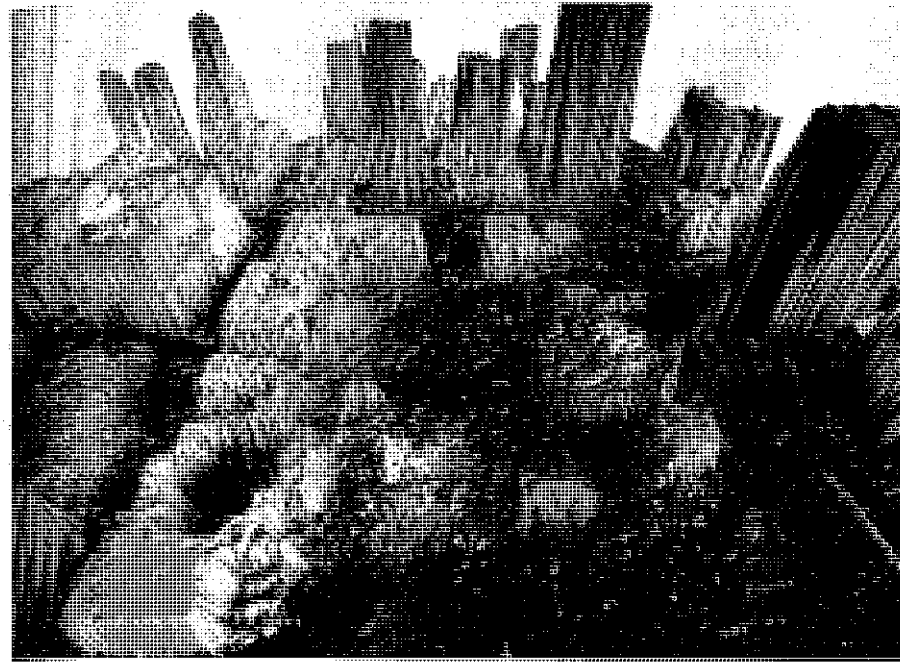
falls. Brooklyn Bridge: die Brücke mit den aus Manhattan Fliehenden, nicht nur John Roebings Weltwunder. Wall Street: keine Metapher mehr, sondern der Ort, wo für eine Sekunde die Zirkulation des abstrakten Reichtums unterbrochen wurde. Washington Square und Union Square: nicht mehr die angenehmen Stadtplätze, sondern bewegende Memorial-Sites, Gedenkstätten mit einem Meer aus heruntergebrannten und zerfließenden Kerzen. New York: die Stadt, in der es einen neuen Typ von Helden gibt und einen Bürgermeister, der treffender als Dichter zum Ausdruck bringt, was geschehen ist.¹ Wir werden daran erinnert, daß nicht alles Medium und Simulation ist, daß Körper zermalmt und Häuser zerstört werden, nicht nur Symbole; wir nehmen zur Kenntnis, daß es Ozeane gibt und daß es nicht gleichgültig ist, ob ein Land von Ozeanen umgeben ist oder nicht; wir merken, daß es selbst im *global space* Stränge und Knoten gibt, die nicht nur virtuell sind, sondern wirklich durchtrennt und beschädigt werden können.

Die Karte erfaßt nicht nur einen physischen Ort, sondern Stillstand und Aussetzen der Selbstverständlichkeiten, auf denen unser Alltag beruht, und sie zeigt das Ende der Routinen, auf deren stillschweigendem Funktionieren unsere Zivilisation beruht. Ground Zero ist der Punkt, an dem etwas zum Stillstand und zum Einsturz gebracht worden ist, der Punkt, von dem aus die Welt, in der wir von nun an leben, neu vermessen wird. Darin spielten Fronten und Grabenkämpfe, nationale Grenzen und nationale Souveränitäten kaum eine Rolle, um so mehr aber imaginäre Räume, in denen die Flug-, Flucht- und Infiltrationsbewegungen, die Bildung von Netzwerken, die Lebensstationen der Akteure und Aktivisten eine gewichtige Rolle spielten. Eine neue Welt mit neuen Zentren, neuen Gefahrenzonen, Bruchlinien und Grenzen entsteht. Die Grenzen verlaufen jetzt nicht mehr zwischen Staaten, sondern durch sie hindurch, zwischen denen, die noch mithalten können im globalen Spiel, und jenen, die es nicht mehr schaffen und herausfallen.

Der 11. September hat nicht nur die Türme des World Trade Center zum Einsturz gebracht. Für einen Augenblick wenigstens hat er den Raum sichtbar werden lassen, in dessen Zentrum die Türme stehen. Es war nur eine historische Sekunde, aber sie genügte. Es wurden Türme getroffen, nicht nur Symbole. Der Kapitalismus ist nicht nur der Name für ein System, sondern ein System, das einen Ort hat. Er hat seine Banken, seine Analysten, seine unüberschaubar komplexe Struktur, seine Nervenknotten, seine Adern und Arterien. Von der Funktions-

tüchtigkeit dieser an einem bestimmten Punkt gebündelten Flüsse und Ströme an Informationen hängt alles ab. Wer es stören will, greift nicht *den Kapitalismus an*, der nur eine Abstraktion ist, sondern den Kapitalismus, der sich in Firmenzentralen, Börsen, Banken, Unternehmen kristallisiert hat. Noch die Produktion abstraktesten Reichtums braucht Menschen, die mit Hingabe und Intelligenz arbeiten und nach Glück streben. Wer den Kapitalismus oder den Westen treffen will, muß Menschen treffen, Etagen, die von Fensterputzern gereinigt werden und von Kellnern versorgt werden. Also: wer ein System treffen will, muß die Menschen, aus denen es besteht, treffen. Die aus den Fenstern stürzenden Körper sind die Fragmente des Systems.

»Der Körper ist«, wie Henri Lefebvre in seiner Schrift über die Produktion des sozialen Raumes gesagt hat, »das eigentliche Zentrum des Raumes und des Diskurses der Macht, irreduzibel und subversiv«. ² Die Ortsangaben, die wir immer wieder zu sehen und eingeblendet bekommen: das Geviert im Süden von Manhattan diente nicht der Illustration, sondern war eine exakte und notwendige Lokalisierung, nicht Beimischung von Lokalkolorit. Es war die Nahaufnahme vom finanzökonomischen Herzen der Vereinigten Staaten und der ganzen westlichen Welt. Es war der innere Bezirk der großen Stadt New York und damit des Zentrums der modernen, wenigstens westlich-modernen Welt. New York ist nicht nur Symbol, sondern eine Stadt, die verletzbar ist, getroffen werden kann. ³ Die Verletzung eines Symbols kann man zur Kenntnis nehmen, das Eingeständnis, eine Stadt wie New York sei prinzipiell unverteidigbar und jederzeit verletzlich, ist eine Frage von Leben und Tod. New York und Städte wie New York funktionieren nur als offene Stadt. New York als geschlossene Stadt, als verbarrikierte Stadt, als Zitadelle ist undenkbar und wäre gleichbedeutend mit dem Ende der westlichen Lebensform. Diese Einsicht, und nicht Panik und Hysterie, lag allen Reaktionen auf den Anschlag zugrunde. Die Schließung der Tunnel, die Manhattan mit den anderen Stadtteilen verbinden, brächte das Leben zum Erliegen. Die Schließung der Untergrund-Stationen ließe das Leben des ganzen Distrikts absterben und machte das südliche Manhattan auf Dauer unbewohnbar. Die Überprüfung aller irgendwie arabisch aussehenden US-Amerikaner und Touristen – bekannt als *racial profiling* – hielte die amerikanische Gesellschaft, auch wenn sie sie technisch hätte durchführen können, gesellschaftlich und kulturell nicht aus. Die Unterbrechung der Post, die Verweigerung der Briefbeförderung oder Briefannahme nach den Anthrax-Attentaten, die Lähmung all jener Vorgänge, auf de-



»Es war der innere Bezirk der großen Stadt New York, und damit des Zentrums der modernen, wenigstens westlich-modernen Welt«

Ground Zero oder die Trümmer des World Trade Center in einem dreidimensionalen digitalen Oberflächenmodell

ren stillschweigendem Funktionieren unsere Zivilisation beruht, gab eine Vorahnung von der Anfälligkeit unserer hochempfindlichen Strukturen. Die für einen Moment angeordnete Einstellung des Flugverkehrs über den Vereinigten Staaten hätte, über eine längere Zeit extrapoliert, zum Zusammenbruch des Luftraums geführt, in dem Amerika seinen zentralen Platz hat, zum Aussetzen all jener Bewegungen, die Amerika mit dem Rest der Welt verbinden. Das bedeutete nicht weniger, als daß Nordamerika für einen Augenblick unerreichbar und wieder zur großen Weltinsel geworden war. Mit einem einzigen, mit einfachen Mitteln verübten Anschlag war für einen Augenblick das ganze aufwendig geknüpfte Netzwerk zerschnitten worden. Die Konturen der Neuen Welt, wie sie vor Kolumbus auf den Globus eingezeichnet war, traten überraschend wieder in Erscheinung.

Der Feind war neu, und einer der neuen Züge war, daß er nicht von einem festen staatlichen Territorium aus operierte, sondern aus den Strömen der globalen Welt heraus – seien dies nun die Ströme der Kommunikation (Internet), die finanziellen (der Aufbau der Logistik), der Medien (die präzise, mediengerechte Inszenierung des Angriffs, der die Medien des Feindes für sich arbeiten ließ), des Verkehrs (Reisen in die und in den Vereinigten Staaten), die Korridore von internationalisierter Ausbildung und Studium, schließlich die Großzügigkeit und Anonymität, die das Leben in den großen Metropolen bietet. Deterritorialisierung des Feindes und seiner Operationen und Verwundbarkeit der offenen Gesellschaft, die auf die Durchlässigkeit, ja Beseitigung von Grenzen angewiesen ist, gehören zusammen. Ein neues Szenario tat sich auf, eine Ausweitung der Kampfzone, ein gänzlich anders geartetes Schlachtfeld zeichnete sich ab.

Auf der einen Seite: die Nervenzentren des globalen Kapitalismus, die symbolischen Orte und Monumente des Okzidents, die offenen Kanäle und Korridore, die unkontrollierbaren Prärien und unregierbaren Dschungel der modernen Metropolen. Auf der anderen Seite: die Rückzugsgebiete in den Höhlensystemen von Tora Bora oder den Armenvierteln und Vororten von Islamabad, die weiten Territorien, die, nur noch Ruinen eines Staatswesens, gänzlich dem Zugriff von Warlords ausgeliefert sind, die Nachschubrouten für High-Tech-Instrumentarium, Waffen, Drogen. Und dies alles vernetzt durch die globalen Kommunikationssysteme, die jeden Kampf im entferntesten Bergtal des Hindukusch noch zu einer Live-Geschichte in der ganzen Welt werden lassen. Die Grenzen verlaufen jetzt nicht mehr zwischen Staaten, sondern durch sie hindurch. Die Bruchlinien verlaufen nicht zwischen der arabisch-islamischen und der westlichen Welt, sondern zwischen den aufgeheizten Zentren eines radikalisierten Islamismus und einer um ihre Stabilität besorgten Welt.⁴

Grenzen, Zentren und Schauplätze wandern, und kaum noch etwas erinnert an den Grenzverlauf und die Spannungszonen von vor einem Jahrzehnt. Die Kartenbilder, die wir uns nolens volens eingeprägt haben, zeigen den Spannungsbogen der neuen Kampfzone: er reicht von den Schluchten in Lower Manhattan bis in die Hochebene von Kandahar. Das Schlachtfeld ist unübersehbar weit: es reicht von den Banlieues mit ihren unauffälligen Gläubigen bis zu den vollklimatisierten Airports, die man in eine Hölle verwandeln kann. Von Ground Zero aus wird die Welt neu vermessen. Die These vom Verschwinden des Raumes war so sinnlos wie die These vom Ende der

Geschichte. Es bedarf offensichtlich immer wieder großer Ereignisse, um an Dinge zu erinnern, die einmal selbstverständlich gewesen sind, unter bestimmten Bedingungen aber hatten »in Vergessenheit geraten« können.

RICHARD SENNETT
FLEISCH UND STEIN

*Der Körper und die Stadt
in der westlichen Zivilisation*

Aus dem Amerikanischen
übersetzt von Linda Meissner

Berlin Verlag

Die Originalausgabe erschien 1994
unter dem Titel

Flesh and Stone

bei W. W. Norton & Company, New York
und Faber & Faber, London

© 1994 Richard Sennett

Für die deutsche Ausgabe

© 1995 Berlin Verlag

Verlagsbeteiligungsgesellschaft mbH & Co KG
Berlin

Alle Rechte vorbehalten

einschließlich der Rechte der Reproduktion
im Ganzen oder in Teilen in jeder Form

Umschlaggestaltung:

Nina Rothfos und Patrick Gabler, Hamburg
Karten: Ditta Ahmadi und Peter Trampusch, Berlin

Gesetzt aus der Garamond und der Castellar

Druck & Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm

Printed in Germany 1995

ISBN 3-8270-0030-0

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

FÜR HILARY

DIE DEUTSCHE AUSGABE IST
GÜNTHER BUSCH GEWIDMET

INHALT

DANKSAGUNGEN

13

EINLEITUNG DER KÖRPER UND DIE STADT

19

1. Der passive Körper 22
2. Der Entwurf des Buches 29
3. Eine persönliche Bemerkung 35

TEIL EINS DIE MÄCHTE VON STIMME UND AUGE

37

ERSTES KAPITEL: Nacktheit

Der Körper des Bürgers im perikleischen Athen 39

1. Der Körper des Bürgers 45
Perikles' Athen 45
Körperwärme 51
2. Die Stimme des Bürgers 66
Sprech-Räume 66
Die Hitze der Worte 76

ZWEITES KAPITEL: Der Mantel der Dunkelheit.

Der Schutz des Rituals in Athen 85

1. Die Macht kalter Körper 88
Die Thesmophoria 88
Die Adonia 93
Logos und Mythos 102
2. Der leidende Körper 105

DRITTES KAPITEL: Das obsessive Bild

Ort und Zeit im Rom Hadrians 111

1. Sieh und Glaube 119
Die Ängste eines Kaisers 119
Hadrian bringt Apollodorus um 124
Theatrum mundi 126
2. Sieh und Gehorche 130
Die Geometrie des Körpers 131
Die Erschaffung einer römischen Stadt 135
Das Forum Romanum 141
Das römische Haus 149
3. Die unmögliche Obsession 154

VIERTES KAPITEL: Zeit im Körper

Frühe Christen in Rom 157

1. Der fremde Körper Christi 160
Antinous und Christus 160
Logos ist Licht 168
2. Christliche Orte 170
Das christliche Haus 172
Die ersten Kirchen 179
3. Nietzsches Raubvögel und Lämmer 185

TEIL ZWEI HERZBEWEGUNGEN

189

FÜNFTES KAPITEL: Gemeinde

Das Paris des Jehan de Chelles 191

1. »Stadtluft macht frei« 193
2. Der mitleidende Körper 202
Galens »Ars medica« 205
Henri de Mondevilles Entdeckung der Synkope 208
3. Die christliche Gemeinschaft 215
Palast, Kathedrale und Kloster 216
Beichtvater, Almosenpfleger und Gärtner 220
Christliche Arbeit 230

SECHSTES KAPITEL: »Jeder Mensch ist sich selbst ein Teufel«

Das Paris des Humbert de Romans 233

1. Der wirtschaftliche Raum 236
Cité, Bourg, Commune 236
Die Straße 239
Messen und Märkte 248
2. Ökonomische Zeit 251
Gilde und Körperschaft 251
Ökonomische Zeit und christliche Zeit 257
Homo Oeconomicus 259
3. Der Tod des Ikarus 260

SIEBTES KAPITEL: Berührungsangst

Das jüdische Ghetto im Venedig der Renaissance 267

1. Venedig als Magnet 275
2. Die Mauern des Ghettos 281

<i>Verderbte Körper</i>	281
<i>Das städtische Kondom</i>	288
<i>Juden und Kurtisanen</i>	298
3. Ein Schild, nicht ein Schwert	303
<i>Qadosh</i>	303
<i>Das Gewicht des Ortes</i>	310
4. Die wunderbare Leichtigkeit der Freiheit	312

TEIL DREI
ARTERIEN UND VENEN

315

ACHTES KAPITEL: Sich bewegende Körper	
<i>Harveys Revolution</i>	317
1. Kreislauf und Atmung	319
<i>Blut pulsiert</i>	321
<i>Die Stadt atmet</i>	326
2. Das mobile Individuum	337
<i>Smiths Stecknadelfabrik</i>	337
<i>Goethe flieht nach Süden</i>	340
3. Die Masse bewegt sich	343

NEUNTES KAPITEL: Der freigesetzte Körper	
<i>Boullées Paris</i>	351
1. Freiheit in Körper und Raum	354
<i>Mariannes Brüste</i>	356
<i>Das Volumen der Freiheit</i>	363
2. Toter Raum	369
3. Festliche Körper	378
<i>Der verbannte Widerstand</i>	378
<i>Soziale Berührung</i>	384

ZEHNTES KAPITEL: Städtischer Individualismus	
<i>Das London E. M. Forsters</i>	391
1. Das neue Rom	393
2. Moderne Arterien und Venen	401
<i>Regent's Park</i>	401
<i>Haussmanns drei Netze</i>	406
<i>Die Londoner U-Bahn</i>	410
3. Komfort	414
<i>Der Sessel und die Kutsche</i>	416
<i>Das Café und der Pub</i>	422
<i>Geschlossener Raum</i>	426
4. Der Nutzen der Entwurzelung	429

SCHLUSS
GESELLSCHAFTLICHE KÖRPER

Das multikulturelle New York

437

1. Differenz und Indifferenz	439
<i>Greenwich Village</i>	439
<i>Zentrum und Peripherie</i>	443
2. Gesellschaftliche Körper	456

ANHANG

465

Anmerkungen	467
Bibliographie	491
Register	505

DANKSAGUNGEN

Die erste Fassung von *Fleisch und Stein* wurde 1992 an der Goethe Universität in Frankfurt vorgestellt; meinem Gastgeber Professor Jürgen Habermas möchte ich dafür danken, daß er mir geholfen hat, viele Fragen zu durchdenken. Mit der Stadt in der Antike habe ich mich 1992/93 während eines Aufenthalts an der American Academy in Rom beschäftigt. Ihrem Direktor Professor Joseph Conners und Professor Malcolm Bell möchte ich für die vielen mir erwiesenen Freundlichkeiten danken. Durch einen Aufenthalt am Woodrow Wilson International Center for Scholars im Jahr 1993 erhielt ich Zugang zu Manuskripten in der Library of Congress, wofür ich Direktor Dr. Charles Blitzer danken möchte.

Verschiedene Freunde haben dieses Buch gelesen. Professor Glen Bowersock vom Institute for Advanced Studies gab mir den Schlüssel an die Hand, das Anfangskapitel zu schreiben; Professor Norman Cantor von der New York University half mir, einen Kontext für die Kapitel über das mittelalterliche Paris zu finden; Professor Joseph Rykwert von der University of Pennsylvania erläuterte mir bestimmte Aspekte der Architekturgeschichte; Professor Carl Schorske von der Princeton University war bei dem Kapitel über die Aufklärung eine große Hilfe; Professor Joan Scott vom Institute for Advanced Studies las das gesamte Manuskript mit einfühlsamem, aber kritischem Blick. Professor Charles Tilly von der New School of Social Research verdanke ich viele Hinweise.

Für den Verlag W. W. Norton hat Edwin Barber dieses Buch mit Sorgfalt und Verständnis gelesen. Ich danke Ann Adelman, die das Manuskript gründlich, jedoch mit gebührender Rücksicht auf des Autors Eitelkeit, redigiert hat. Die Gestaltung des Buches lag bei Jacques Chazaud, die Herstellung bei Andrew Marasia.

Meine Freunde Peter Brooks und Jerrold Seigel haben mich sowohl mit ihrer Freundlichkeit als auch mit ihren Kommentaren unterstützt; durch sie gestaltete sich der Prozeß des Schreibens weniger einsam – wie auch durch meine Frau Saskia Sassen, die lei-

denschaftlich anteilnehmende Partnerin im Abenteuer unseres Lebens. Dieses Buch ist unserem Sohn gewidmet, dessen Heranwachsen uns, während auch dieses Buch gewachsen ist, die größte Freude geschenkt hat.

Besonderen Dank schulde ich den Studenten, die in den letzten Jahren mit mir gearbeitet haben. Molly McGarry recherchierte Gebäude, Landkarten und Körperbilder; Joseph Femia half mir zu verstehen, wie die Guillotine funktionierte, und meine Ausführungen hierzu basieren zu einem guten Teil auf seiner Arbeit; Anne-Sophie Cerisola half mit Übersetzungen aus dem Französischen und mit den Anmerkungen. Ohne meinen Assistenten David Slocum hätte ich dieses Buch nicht schreiben können; er suchte unermüdlich nach Quellen und las mit großer Sorgfalt die zahllosen Mutationen des Manuskripts.

Am meisten aber schulde ich meinem Freund Michel Foucault. Mit ihm begann ich vor fünfzehn Jahren, die Geschichte des Körpers zu erforschen. Nach seinem Tod legte ich die Anfänge eines Manuskriptes beiseite und nahm diese Arbeit einige Jahre später in anderem Geiste wieder auf. Ich glaube nicht, daß *Fleisch und Stein* ein Buch ist, das der jüngere Foucault gemocht hätte; aus Gründen, die ich in der Einleitung darlege, waren es gerade die letzten Jahre Foucaults, die mich auf einen anderen Weg geführt haben, diese Geschichte zu schreiben.

Eine Stadt besteht aus unterschiedlichen Arten von Menschen;
ähnliche Menschen bringen keine Stadt zuwege.

ARISTOTELES

Politik

EINLEITUNG DER KÖRPER UND DIE STADT

*F*leisch und Stein ist eine Geschichte der Stadt, die durch die körperlichen Erfahrungen der Menschen hindurch erzählt werden soll: wie Frauen und Männer sich bewegten, was sie sahen und hörten, die Gerüche, die in ihre Nase drangen, was sie aßen, was sie trugen, wann sie badeten, wie sie sich liebten – in den Städten vom alten Athen bis zum heutigen New York. Obwohl dieses Buch die Körper der Menschen als einen Weg auffaßt, die Vergangenheit zu verstehen, ist es mehr als ein Geschichtskatalog der körperlichen Empfindungen im städtischen Raum. Der westlichen Zivilisation ist es immer schon schwergefallen, die Würde des Körpers und die Vielfältigkeit der menschlichen Körper zu achten; ich habe zu verstehen gesucht, wie diese Probleme mit dem Körper ihren Ausdruck in der Architektur, in der Stadtplanung und in der Stadtgestaltung finden.

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil mich ein Problem unserer Zeit vor ein Rätsel stellte: die Verarmung der Sinne, die das moderne Bauen wie ein Fluch zu verfolgen scheint; die Dumpfheit, Monotonie und taktile Sterilität, die schwer auf unserer städtischen Umgebung lastet. Diese sinnliche Verarmung ist um so bemerkenswerter, als die modernen Zeiten die Körperempfindungen und die Freiheit des körperlichen Lebens so sehr zu privilegieren scheinen. Als ich anfang, die sinnliche Verarmung im Raum zu untersuchen, schien sie ein Problem beruflichen Versagens zu sein – die modernen Architekten und Stadtplaner hatten in ihren Entwürfen die lebendige Verbindung zum menschlichen Körper in gewisser Weise verloren. Im Laufe der Zeit aber wurde mir klar, daß das Problem der sinnlichen Verarmung im Raum weiterreichende Ursachen und tiefere historische Wurzeln hat.

1. DER PASSIVE KÖRPER

Vor einigen Jahren ging ich mit einem Freund in einem vorstädtischen Einkaufszentrum bei New York ins Kino. In Vietnam hatte ein Geschoß die linke Hand meines Freundes zerschmettert, und die Militärärzte hatten oberhalb des Handgelenks eine Amputation vornehmen müssen. Jetzt trug er eine Prothese mit Metallfingern, die es ihm erlaubte, sein Besteck zu halten und Schreibmaschine zu schreiben. Der Film entpuppte sich als besonders blutrünstiger Kriegsfilm; mein Freund sah ihn sich gelassen an und streute ab und zu technische Erläuterungen ein. Nach dem Film standen wir noch draußen herum, rauchten und warteten auf Bekannte, mit denen wir verabredet waren. Mein Freund zündete sich langsam eine Zigarette an; dann führte er die Zigarette in seiner Klaue sicher, fast stolz, an die Lippen. Die Kinobesucher hatten soeben zwei Stunden zerrissener Körper hinter sich gebracht, wobei das Publikum bei besonders gelungenen Treffern applaudiert und das ganze Gemetzel sehr genossen hatte. Die Leute strömten um uns herum aus dem Saal, blickten unbehaglich auf die Metallprothese und gingen uns aus dem Weg; schon bald waren wir eine Insel in ihrer Mitte.

Als der Psychologe Hugo Munsterberg 1911 zum ersten Mal einen Stummfilm sah, glaubte er, die modernen Massenmedien würden die Sinne abstupfen; im Film »hat die Außenwelt die Masse ihres Gewichts verloren«, schrieb er, »sie ist befreit von Raum, Zeit und Kausalordnung«; er befürchtete, daß »bewegte Bilder zur vollständigen Isolation von der praktischen Welt führen«.¹ Ebenso wie nur wenige Soldaten den bloß filmischen Freuden, andere Körper aufzuschlitzen, etwas abgewinnen können, so haben auch die gefilmten Bilder sexueller Lust sehr wenig mit der wirklichen Erfahrung von Liebenden zu tun. Nur wenige Filme zeigen zwei nackte ältere Menschen oder nackte dicke Menschen beim Sex; der Sex im Film der Stars klappt schon beim ersten Mal phantastisch. In den Massenmedien tut sich eine Kluft zwischen dargestellter und gelebter Erfahrung auf.

Im Anschluß an Munsterberg haben Psychologen diese Kluft zu

erklären versucht; einerseits indem sie sich der Wirkung der Massenmedien auf die Zuschauer zuwandten, andererseits indem sie sich auf die Techniken der Massenmedien selbst konzentrierten. Zuschauen macht friedlich. Obwohl vielleicht einige wenige unter den Millionen, die süchtig danach sind, Folter und Vergewaltigung auf der Leinwand zu sehen, dazu angeregt werden, selbst zu foltern und zu vergewaltigen, zeigt die Reaktion auf die metallene Hand meines Freundes doch eine weitere, sicherlich stärkere Seite dieser Sucht: die Gewalt in den Medien desensibilisiert den Betrachter für realen Schmerz. In einer Untersuchung von Fernsehkonsumenten stellten zum Beispiel die Psychologen Robert Kubey und Mihaly Csikszentmihalyi fest, daß »die Untersuchungspersonen ihre Erfahrungen beim Fernsehen als durchgängig passiv, entspannend und relativ geringe Konzentration erfordernd beschreiben«.² Der starke Konsum simulierten Schmerzes betäubt ebenso wie simulierter Sex das körperliche Wahrnehmungsvermögen.

Wenn wir heute körperliche Erfahrungen auch unbefangener betrachten und offener über sie sprechen als die Generation unserer Urgroßeltern, so ist unsere körperliche Freiheit vielleicht trotzdem noch nicht so großartig, wie es den Anschein hat; durch die Massenmedien erfahren wir unseren Körper gewiß in passiverer Weise als Menschen, die ihre eigenen Empfindungen fürchteten. Was also kann den Körper sensibler machen, moralisch empfindlicher? Was kann den modernen Menschen dazu bringen, mehr Anteil an anderen zu nehmen?

Die räumlichen Beziehungen menschlicher Körper spielen offensichtlich eine enorme Rolle für die Reaktion von Menschen aufeinander, dafür, wie sie einander sehen und hören, ob sie einander berühren oder Distanz wahren. Der Ort zum Beispiel, an dem wir den Kriegsfilm sahen, beeinflusste die Reaktion der anderen auf die Hand meines Freundes. Wir sahen den Film in einem großen Einkaufszentrum an der nördlichen Peripherie von New York City. An dem Einkaufszentrum ist nichts Besonderes, es besteht aus etwa dreißig Geschäften, die vor einer Generation in der Nähe einer Autobahn errichtet wurden; es schließt einen Filmtheaterkomplex ein, und große Parkplatzflächen umgeben das Gebäude. Solche Einkaufszentren sind eine der Folgen des großen urbanen Wandels

unserer Zeit: Die Bevölkerung verläßt die stark verdichteten städtischen Zentren, um in dünner besiedelte und strukturlosere Räume zu ziehen, in Vorstadtsiedlungen mit ihren Einkaufszentren, Bürokomplexen und Gewerbeparks. Wenn ein Filmtheater in einem suburbanen Einkaufszentrum zu einem Treffpunkt geworden ist, um die Darstellung von Gewalt in klimatisiertem Komfort zu genießen, so hat diese umfassende geographische Umschichtung von Menschen in fragmentierte Räume eine weit größere Wirkung darauf gehabt, den Sinn für taktile Realität zu schwächen und den Körper ruhigzustellen.

Dies liegt vor allem an der körperlichen Erfahrung, die die neue Geographie ermöglicht hat: die Erfahrung von Geschwindigkeit. Die Menschen reisen heute mit Geschwindigkeiten, die unsere Vorfahren sich nicht vorzustellen vermochten. Die Technologien der Bewegung – von Automobilen bis zu Autobahnen – ließen die menschlichen Siedlungen über die hochverdichteten Zentren hinaus in periphere Räume wuchern. Raum wurde so ein Mittel zum Zweck reiner Bewegung – heute messen wir städtischen Raum daran, wie leicht wir ihn durchqueren und verlassen können. Das Aussehen des städtischen Raums, das von diesen Bewegungsmächten verklavt wird, ist notwendigerweise nichtssagend: der Fahrer kann nur bei einem Minimum an Ablenkungen sicher fahren; gutes Fahren erfordert genormte Straßenschilder, Leitplanken und Straßen ohne eigenes Straßenleben – abgesehen von den anderen Fahrern. In dem Maße wie der städtische Raum zur bloßen Funktion der Bewegung wird, ist er auch weniger stimulierend; der Fahrer will den Raum durchqueren, nicht durch ihn angeregt werden.

Der physische Zustand des sich bewegenden Körpers bestärkt dieses Empfinden der Loslösung vom Raum. Die Geschwindigkeit macht es schwer, die Aufmerksamkeit auf die vorbeifliegende Szenerie zu richten. Die Handlungen, die nötig sind, um ein Auto zu fahren, ergänzen den Panzer der Geschwindigkeit: die leichte Berührung des Gaspedals und der Bremse, das schnelle Wandern der Augen zum und vom Rückspiegel sind winzige Gesten, wenn man sie mit den anstrengenden körperlichen Bewegungen vergleicht, die zum Lenken eines Pferdewagens nötig sind. Durch die Geographie moderner Gesellschaften zu fahren, erfordert nur sehr

geringe körperliche Anstrengung – und damit Anteilnahme; da die Straßen immer gerader und genormter werden, muß der Fahrer die Menschen und Gebäude auf der Straße immer weniger berücksichtigen, um sich mittels winziger Bewegungen in einer immer weniger komplexen Umgebung fortzubewegen. So hat die neue Geographie praktisch eine Entsprechung in den Massenmedien. Der Fahrende erfährt die Welt wie der Fernsehzuschauer gleichsam unter Narkose; der Körper bewegt sich passiv, desensibilisiert im Raum, auf Ziele zu, die in einer zersplitterten und diskontinuierlichen städtischen Geographie liegen.

Sowohl der Straßeningenieur als auch der Fernsehprogrammleiter erzeugen, was man »Widerstandsfreiheit« nennen könnte. Der Ingenieur entwirft Wege, sich ohne Hindernis, Anstrengung oder Anteilnahme zu bewegen; der Programmleiter sucht Wege, die es den Menschen ermöglichen, sich alles mögliche anzusehen, ohne sich dabei unwohl zu fühlen. Als ich beobachtete, wie die Menschen sich nach dem Film von meinem Freund abwandten, begriff ich, daß er für sie eine Bedrohung darstellte – nicht so sehr durch den Anblick eines verwundeten Körpers als vielmehr durch einen aktiven Körper, der durch Erfahrung gezeichnet und eingeschränkt war.

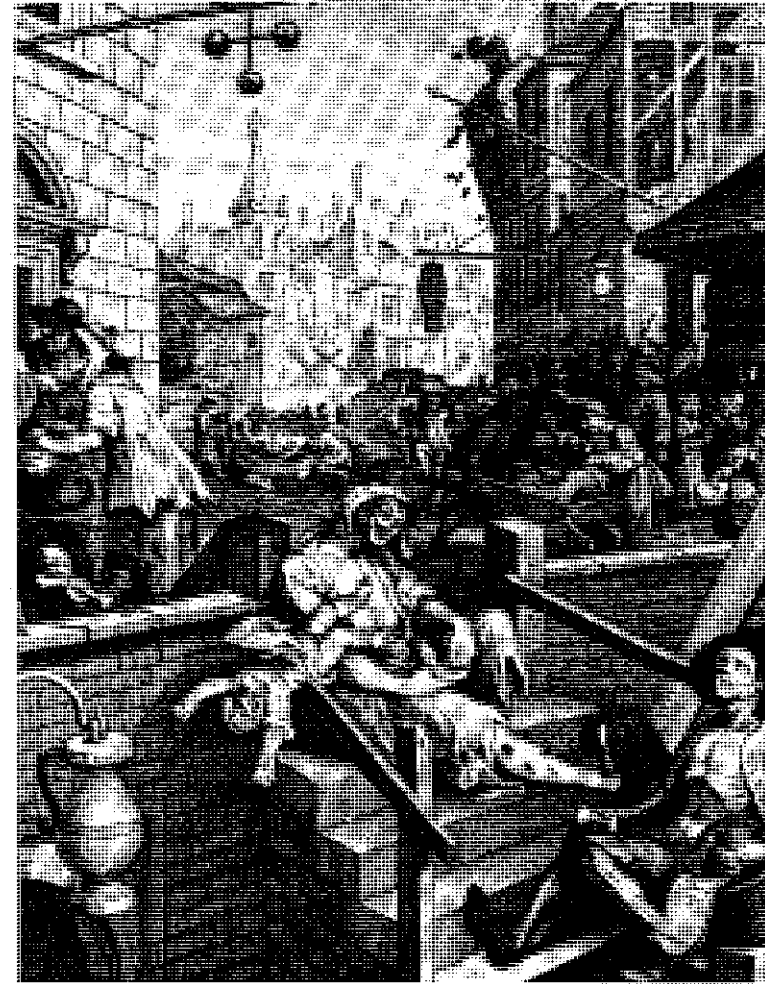
Dieser Wunsch, den Körper von Widerstand zu befreien, ist verbunden mit der Angst vor Berührung – einer Angst, die deutlich in der modernen Stadtplanung zum Vorschein kommt. Bei der Trassenführung von Autostraßen zum Beispiel lenken die Planer den Verkehrsfluß häufig so, daß eine Wohngemeinde von einem Gewerbegebiet abgeschnitten wird oder daß arme und reiche oder ethnisch verschiedene Viertel gegeneinander isoliert werden. Bei der Konzeption von Gemeinden konzentrieren sich die Planer oft darauf, Schulen und Wohnhäuser in der Mitte der Gemeinde zu bauen statt an deren Rändern, wo die Menschen in Kontakt mit Außenseitern kommen könnten. Die eingezäunte, mit Toren und Wächtern versehene, künstlich geschaffene Gemeinde wird Interessenten mehr und mehr als der Inbegriff des guten Lebens verkauft. Somit sind vielleicht auch die Beobachtungen des Soziologen M. P. Baumgartner in seiner Untersuchung der Vorstadt unweit des Einkaufszentrums, wo wir den Kriegsfilm sahen, nicht

William Hogarth
Beer Street
 1750/51



überraschend: »Unser Alltag ist erfüllt von Anstrengungen, Konflikte zu leugnen, zu minimieren, zu unterdrücken und zu vermeiden. Die Menschen scheuen Konfrontationen und haben nicht die geringste Neigung, sich mit Beschwerden zu beschäftigen oder Fehlverhalten von anderen zu tadeln.«³ Wenn wir etwas berühren, könnten wir Gefahr laufen, etwas oder jemanden als fremd zu empfinden. Unsere Technologie gestattet uns die Vermeidung dieses Risikos.

William Hogarth
Gin Lane
 1750/51



So erscheinen die beiden großartigen Stiche, die William Hogarth im Jahr 1751 geschaffen hat, dem modernen Auge seltsam. In diesen Stichen, *Beer Street* und *Gin Lane*, wollte Hogarth Bilder der Ordnung und Unordnung im London seiner Zeit schildern. *Beer Street* zeigt eine Gruppe von Menschen, die dicht beisammen sitzen und Bier trinken, die Männer legen die Arme um die Schultern der Frauen. Für Hogarth strahlten einander berührende Körper soziale Wärme und Ordnung aus, ganz so, wie heute jemand in ei-

ner kleinen süditalienischen Stadt die Hand ausstreckt und deine Hand oder deinen Unterarm packt, um ernsthaft mit dir zu reden. *Gin Lane* dagegen zeigt eine Gesellschaftsszene, in der jede Person stumpf in sich selbst zurückgezogen und betrunken ist; die Menschen in *Gin Lane* haben weder eine körperliche Wahrnehmung voneinander noch von den Stühlen, Bänken oder Häusern der Straße. Dieses Fehlen körperlichen Kontakts bestimmt Hogarths Bildnis von Unordnung im städtischen Raum. Seine Auffassung von physischer Ordnung und Unordnung in der Stadt war völlig verschieden von der, die der Erbauer abgeschlossener Gemeinden seinen die Menge fürchtenden Klienten vermittelt. Heute bedeutet Ordnung das Fehlen von Kontakt.

Indizien dieser Art – die ausgedehnte Geographie der modernen Stadt zusammen mit den neuen Technologien der Desensibilisierung des menschlichen Körpers –, haben einige Gesellschaftskritiker zu der Behauptung veranlaßt, zwischen unserer Gegenwart und der Vergangenheit bestehe eine tiefe Kluft. Sinnliche Wahrnehmung und körperliche Aktivität seien so stark ausgehöhlt, daß die moderne Gesellschaft einzigartig in der Geschichte dastehe. Dieser historische Wandel kann, so meinen diese Kritiker, am veränderten Charakter der städtischen Menge abgelesen werden. Einst eine Masse von Körpern, eng in den Zentren der Städte zusammengepfercht, hat sich die Stadtbevölkerung heute zerstreut. Sie trifft sich in Einkaufszentren zu Konsumzwecken, nicht aber zu komplexeren Zielen wie Gemeinschaft oder politischer Macht; in der modernen Menschenmenge wird die körperliche Anwesenheit anderer als bedrohlich empfunden. Diese Argumente haben Kritiker der Massengesellschaft, besonders Theodor W. Adorno und Herbert Marcuse, vorgebracht.⁴

Genau diese Behauptung einer Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart aber bestreite ich. Die Geographie der modernen Stadt bringt ebenso wie die moderne Technologie tiefsitzende Probleme der westlichen Zivilisation zum Vorschein. Diese Probleme kreisen um die Schaffung von Räumen, die Menschen dazu bringen, einander wahrzunehmen. Der Computer-Bildschirm und die Inseln der städtischen Peripherie sind räumliche Nachbeben von Problemen, die auch auf den Straßen und Marktplätzen, in den

Kirchen oder Rathäusern, in den Häusern und Höfen der Vergangenheit nie gelöst wurden. Diese alten Steinbauten drängten die Menschen zusammen, zwangen sie zur Berührung, scheiterten aber daran, die körperliche Wahrnehmung, die Hogarths Radierung verspricht, zum Leben zu erwecken.

2. DER ENTWURF DES BUCHES

Als Lewis Mumford *The City in History* schrieb, erzählte er vier-tausend Jahre Stadtgeschichte, indem er die Entwicklung der Mauer, des Hauses, der Straße, des Platzes verfolgte – Grundformen, aus denen Städte gemacht worden sind. Ich bin weniger gelehrt, meine Perspektive ist begrenzter, und ich habe diese Geschichte anders geschrieben. Ich habe einzelne Städte zu besonderen Momenten untersucht, Momente, in denen der Ausbruch eines Krieges oder einer Revolution, die Einweihung eines Gebäudes, die Verkündung einer medizinischen Entdeckung oder das Erscheinen eines Buches für die Menschen einen bedeutsamen Punkt bezeichneten – in der Beziehung zwischen der Erfahrung der eigenen Körper und den Räumen, in denen sie lebten.

Fleisch und Stein beginnt damit auszuloten, was Nacktheit für die Athener der Antike beim Ausbruch des Peloponnesischen Krieges, auf der Höhe des Ruhms der antiken Stadt, bedeutete. Der nackte, zur Schau gestellte Körper wurde oft als das Emblem eines Volkes interpretiert, das ganz in sich ruhte und sich in seiner Stadt zu Hause fühlte; ich habe statt dessen versucht zu verstehen, wie dieses Körperideal zu einem Störfaktor in den Beziehungen zwischen Mann und Frau, bei der Gestaltung des städtischen Raums und in der Ausübung der athenischen Demokratie wurde.

Der zweite Abschnitt dieser Geschichte konzentriert sich auf das Rom der Zeit, als Kaiser Hadrian das Pantheon vollendete. Hier wollte ich den naiven römischen Glauben an die Macht der Bilder untersuchen, besonders den Glauben an Körpergeometrie und die Übertragung dieses Glaubens auf die Stadtplanung und die imperiale Machtausübung. Die Mächte des Auges hielten das heidnische Rom buchstäblich in Bann und stumpften seine Sensibilität

ab, ein Bann, den die Christen zu Hadrians Zeit in Frage zu stellen begannen. Die frühen für christliche Körper geschaffenen Räume habe ich an dem Punkt zu verstehen gesucht, als der christliche Kaiser Konstantin nach Rom zurückkehrte und die Lateranbasilika erbaute.

Die Untersuchung wendet sich dann der Art und Weise zu, wie christliche Körperauffassungen das Bild der Stadt im Hochmittelalter und in der frühen Renaissance prägten. Das körperliche Leiden Christi am Kreuz bot den Parisern des Mittelalters – zur Zeit des Erscheinens der großen Bibel Ludwigs des Heiligen 1250 – eine Möglichkeit, über Räume der Wohltätigkeit und Zuflucht in der Stadt nachzudenken; diese Räume nisteten jedoch unbehaglich zwischen Straßen, die der Freisetzung körperlicher Aggression in einer neuen Marktwirtschaft überlassen waren. In der Renaissance fühlten die Christen in den Städten ihre Gemeinschaftsideale bedroht, als es Nicht-Christen und Nicht-Europäer in den europäischen städtischen Wirtschaftsraum zog; ich habe mir ein Beispiel ausgesucht, wie diese bedrohlichen Differenzen sich äußerten: die Schaffung des jüdischen Ghettos in Venedig im Jahr 1516.

Der Schlußteil von *Fleisch und Stein* erforscht, was mit dem städtischen Raum geschah, als das moderne wissenschaftliche Körperverständnis sich von dem früheren medizinischen Wissen löste. Diese Revolution begann, als im frühen 17. Jahrhundert Harveys *De motu cordis* (*Die Bewegung des Herzens und des Blutes*) erschien, ein wissenschaftliches Werk, das den Großen Blutkreislauf nachwies. Das neue Bild des Körpers als Kreislaufsystem löste die Versuche des 18. Jahrhunderts aus, Körper frei in der Stadt zirkulieren zu lassen. Im revolutionären Paris geriet diese neue Vorstellung körperlicher Freiheit in Konflikt mit dem Bedürfnis nach kommunalem Raum und kommunalem Ritual, und die modernen Symptome sinnlicher Passivität traten zum ersten Mal auf. Der Triumph der individualisierten Bewegung in der Gestaltung der großen Städte des 19. Jahrhunderts führte zu dem besonderen Dilemma, in dem wir heute leben: dem sich frei bewegenden einzelnen Körper fehlt die körperliche Wahrnehmung anderer Menschen. Der psychologische Preis für dieses Dilemma stand dem Romanschriftsteller E. M. Forster im imperialen London klar vor Augen, und der zi-

vilisatorische Preis, den die Stadt bezahlt, liegt heute im multikulturellen New York offen zutage.

Es ist unmöglich, all dies ganz zu beherrschen. Ich habe dieses Buch als begeisterter Laie geschrieben, und ich hoffe, der Leser wird der Argumentation im selben Geiste folgen. Diese kurze Zusammenfassung des Inhalts führt aber unvermeidlich zu einer Frage: Um wessen Körper geht es hier? Der »menschliche Körper« deckt schließlich ein ganzes Kaleidoskop von Lebensaltern, Geschlechtern und Rassen ab, und alle diese Körper besitzen einen eigenen, besonderen Raum in den Städten der Vergangenheit und der Gegenwart. Statt sie zu katalogisieren, habe ich versucht, den unterschiedlichen Gebrauch zu verstehen, der in der Vergangenheit von kollektiven, allgemeinen Bildern »des menschlichen Körpers« gemacht wurde. Leitbilder »des Körpers« verdrängen oft die gegenseitige, sinnliche Wahrnehmung vor allem unter denjenigen, deren Körper sich voneinander unterscheiden. Wenn eine Gesellschaft oder politische Ordnung im allgemeinen über »den Körper« spricht, dann kann sie die Bedürfnisse von Körpern, die nicht dem Ideal entsprechen, verleugnen.

Eine Form des Leitbildes vom Körper offenbart sich in dem Ausdruck »politischer Körper« (*the body politic*); er bringt das Bedürfnis nach sozialer Ordnung zum Ausdruck. Der Philosoph Johannes von Salisbury hat die vielleicht buchstäblichste Definition des politischen Körpers gegeben, als er im Jahr 1159 erklärte: »Der Staat (*res publica*) ist ein Körper.«⁵ Er meinte, daß ein Herrscher in der Gesellschaft genau wie ein menschliches Gehirn fungierte, die Berater des Herrschers wie ein Herz; die Kaufleute waren der Magen der Gesellschaft, Soldaten ihre Hände, Bauern und Knechte die Füße. Seine Vorstellung war hierarchisch: soziale Ordnung begann im Gehirn, dem Organ des Herrschers. Johannes von Salisbury stellte eine direkte Verbindung zwischen der Gestalt des menschlichen Körpers und der Form der Stadt her: den Palast oder die Kathedrale einer Stadt sah er als deren Kopf, den Markt als ihren Magen, die Hände und Füße der Stadt als ihre Häuser. Die Menschen sollten sich in einer Kathedrale langsam bewegen, weil das Gehirn ein reflektierendes Organ war, schnell auf einem Marktplatz, weil die Verdauung einem schnell brennenden Feuer im Magen glich.

Johannes von Salisbury schrieb als Wissenschaftler; herauszufinden, wie das Gehirn funktionierte, so glaubte er, würde einem König zeigen, wie man Gesetze machte. Die moderne Soziobiologie hat sich ihrem Ziel nach nicht weit von dieser mittelalterlichen Wissenschaft entfernt; auch sie sucht zu begründen, daß die Gesellschaft sich nach den angenommenen Diktaten der Natur richten sollte. Sowohl in seiner mittelalterlichen als auch in seiner modernen Form begründet der politische Körper die Norm einer Gesellschaft mit einem herrschenden Körperbild.

Und war es auch ungewöhnlich, daß Johannes von Salisbury die Analogie von Körpergestalt und Stadtgestaltung so wörtlich nahm, so wurden im Lauf der städtischen Entwicklung Leitbilder »des Körpers« in transfiguriert Form doch häufig benutzt, um zu definieren, wie ein Gebäude oder eine ganze Stadt aussehen sollte. Die Athener der Antike, die den nackten Körper feierten, suchten der Nacktheit eine physische Bedeutung in den Gymnasien von Athen und eine metaphorische Bedeutung in den politischen Räumen der Stadt zu geben. Allerdings schränkten sie die menschliche Gestalt auf den männlichen Körper ein, und der jugendliche maskuline Körper wurde idealisiert. Wenn die Venezianer der Renaissance von der Würde »des Körpers« in der Stadt sprachen, dann dachten sie nur an christliche Körper – eine Ausschließlichkeit, aus der das Wegsperrten der in ihren Augen halb menschlichen und halb tierischen Körper der Juden logisch folgte. Auf diese Weise übt der politische Körper Macht aus und schafft eine städtische Form; er spricht von *einem* Bild des Körpers, und das ist eine Sprache, die andere Körperbilder ausschließt und unterdrückt.

Und doch hat es etwas Paranoides, über diese Sprache vom Körper und vom *body politic* nur als eine Machttechnik nachzudenken; indem sie in der Einzahl spricht, kann eine Gesellschaft auch erproben, ob ihre Menschen zusammenschweißen sind. Dieses Sprechen von dem einen Körper hat ein ganz eigentümliches Schicksal erlitten, als es auf den städtischen Raum übersetzt wurde.

Im Lauf der westlichen Entwicklung sind herrschende Körperbilder zerbrochen, als man sie der Stadt aufzwang. Ein Leitbild des Körpers ruft unter den Menschen, die es beherrscht, zwangsläufig Ambivalenz hervor, denn jeder menschliche Körper ist in seiner

Sinnlichkeit ganz eigen, und jedes menschliche Wesen empfindet widersprüchliche körperliche Begierden. Die körperlichen Widersprüche und Ambivalenzen, hervorgerufen durch das kollektive Leitbild, haben sich selbst in den westlichen Städten in der Veränderung und im Verschwimmen der städtischen Form und der subversiven Nutzung des urbanen Raums Ausdruck verschafft. Und genau diese notwendige Widersprüchlichkeit und Fragmentierung »des menschlichen Körpers« im städtischen Raum hat dazu beigetragen, unterschiedlichen menschlichen Körpern ihre Rechte zu geben und ihnen Würde zu verleihen.

Statt dem eisernen Griff der Macht nachzuspüren, nimmt *Fleisch und Stein* eines der großen Themen der westlichen Zivilisation auf, mit denen sich bereits das Alte Testament wie auch die griechische Tragödie befassen. Es geht darum, daß die belastete und unglückliche Erfahrung unserer Körper uns die Welt, in der wir leben, bewußter macht. Die Übertretungen von Adam und Eva, die Scham über ihre Nacktheit, ihre Vertreibung aus dem Paradies erzählen die Geschichte des Werdegangs der ersten Menschen – und dessen, was sie verloren. Im Paradies waren sie unschuldig, unwissend und gehorsam. Draußen in der Welt wurden sie wissend; sie wußten, daß sie unvollkommene Kreaturen waren, und so blickten sie sich um, suchten zu verstehen, was fremd und anders war; sie waren nicht mehr die Kinder Gottes, denen alles gegeben wurde. Sophokles' *Oidipus Coloneus* erzählt eine verwandte Geschichte. Nachdem Ödipus sich die Augen herausgerissen hat, wandert er umher, sich einer Welt neu bewußt, die er nicht mehr zu sehen vermag; gedemütigt nun, rückt er den Göttern näher.

Schon in ihren Ursprüngen wird unsere Zivilisation vom Körper im Schmerz in Frage gestellt. Wir haben das Leiden nicht einfach als unvermeidliche, unbesiegbare Erfahrung akzeptiert, die in ihrer Bedeutung selbstverständlich wäre. Die Rätsel körperlichen Schmerzes prägten die griechischen Tragödien und die frühchristlichen Bemühungen, den Gottessohn zu begreifen. Die Frage körperlicher Passivität und passiver Reaktion auf andere ist auf ähnliche Weise tief in unserer Zivilisation verwurzelt. Die Stoiker kultivierten eine passive Haltung sowohl der Lust als auch dem Schmerz gegenüber, wogegen ihre christlichen Erben die Gleich-

gültigkeit gegen ihre eigenen Empfindungen mit der aktiven Teilnahme am Leiden ihrer Brüder zu verbinden suchten. Die westliche Zivilisation hat sich geweigert, das Leiden »einzubürgern«, sie hat entweder versucht, den Schmerz als der sozialen Kontrolle zugänglich zu behandeln, oder ihn als Bestandteil einer höheren Vorsehung zu akzeptieren. Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, die Alten seien unsere Zeitgenossen. Und doch tauchen diese Themen in der westlichen Geschichte immer wieder auf, umgeformt und überarbeitet, unruhig und beharrlich.

Die Leitbilder des Körpers, die in unserer Geschichte vorherrschen, wollen uns das Wissen über den Körper außerhalb des Paradieses verweigern. Denn sie versuchen, die Vollständigkeit des Körpers als System und seine Einheit mit der Umgebung, die er beherrscht, zu suggerieren. Ganzheit, Einheit, Kohärenz: dies sind Schlüsselwörter im Vokabular der Macht. Unsere Zivilisation hat diese Herrschaftssprache durch ein sakraleres Bild des Körpers bekämpft, ein heiliges Bild, in dem der Körper mit sich selbst im Krieg zu liegen scheint, eine Quelle des Leidens und Unglücks. Menschen, die in der Lage sind, diese Dissonanz und Inkohärenz in sich selbst anzuerkennen, vermögen die Welt, in der sie leben, zu verstehen, statt sie zu beherrschen. Dies ist das feierliche Versprechen unserer Kultur.

Fleisch und Stein versucht zu verstehen, wie dieses Versprechen an einem ganz besonderen Ort gegeben – und gebrochen – wurde: in der Stadt. Die Stadt hat als Stätte der Macht gedient, ihre Räume wurden im Bild des Menschen zu einem kohärenten Ganzen gemacht. Die Stadt war auch der Raum, in dem diese Leitbilder auseinandergebrochen sind. Die Stadt bringt Menschen zusammen, die verschieden sind, sie intensiviert die Komplexität des sozialen Lebens, sie stellt Menschen einander als Fremde vor. All diese Aspekte der urbanen Erfahrung – Differenz, Komplexität, Fremdheit – bieten Widerstand gegen Herrschaft. Diese zerklüftete und schwierige urbane Landschaft gibt ein besonderes moralisches Versprechen. Sie kann jenen als Heimat dienen, die sich selbst als Exilierte des Gartens akzeptieren.

3. EINE PERSÖNLICHE BEMERKUNG

Ich habe die Untersuchung des Körpers zusammen mit Michel Foucault begonnen, eine Arbeit, die wir in den späten 70er Jahren aufnahmen.⁶ Der Einfluß meines Freundes wird überall auf diesen Seiten deutlich. Als ich mich dieser Geschichte einige Jahre nach seinem Tod wieder zuwandte, setzte ich sie nicht so fort, wie wir sie begonnen hatten.

In seinen bekanntesten Büchern wie *Überwachen und Strafen* stellte sich Foucault den menschlichen Körper beinahe erwürgt von der gesellschaftlichen Macht vor. Als sein eigener Körper schwächer wurde, suchte er diesen Knoten zu lockern; im dritten Band von *Sexualität und Wahrheit* und mehr noch in den Notizen zu den Bänden, die er nicht mehr vollenden konnte, versuchte er, körperliche Lüste zu erforschen, die nicht Gefangene der Gesellschaft sind. Eine gewisse Paranoia der Kontrolle gegenüber, die einen Großteil seines Lebens bestimmt hatte, verließ ihn, als er im Sterben lag.

Die Weise seines Sterbens ließ mich – neben vielen Revisionen, die ein Tod in den Köpfen derer, die überleben, hervorruft – an eine Bemerkung denken, die Wittgenstein einmal gemacht hat und die die Auffassung anzweifelt, gebauter Raum spiele eine Rolle für den Schmerz leidenden Körper. »Kennen wir den Ort des Schmerzes...«, fragt Wittgenstein, »so daß wir wissen, wenn wir wissen, daß wir Schmerzen haben, wie weit sie von den Wänden dieses Zimmers entfernt sind und wie weit vom Fußboden? ... Muß der Schmerz, um ein Zahnschmerz zu sein, einen Millimeter von meiner Fingerspitze entfernt sein?«⁷

Indem ich *Fleisch und Stein* schrieb, wollte ich die Würde meines sterbenden Freundes ehren, denn er akzeptierte den Körper im Schmerz – seinen eigenen und die heidnischen Körper, über die er in seinen letzten Monaten schrieb –, als einen, der außerhalb der Grenzen solcher Berechnung lebte. Und aus diesem Grund habe ich mich von dem Brennpunkt, von dem wir ausgegangen waren, wegbewegt: nämlich den Körper in der Gesellschaft durch das

Prisma der Sexualität zu untersuchen. Stellt die Befreiung des Körpers von den viktorianischen Zwängen auch ein großes Ereignis in der modernen Kultur dar, so brachte diese Befreiung doch die Verengung der körperlichen Sinnlichkeit auf sexuelle Begierde mit sich. Auch wenn ich in *Fleisch und Stein* versuche, Fragen der Sexualität in das Thema der körperlichen Wahrnehmung anderer Menschen einzubeziehen, habe ich doch auf die Wahrnehmung von Schmerz ebenso großes Gewicht wie auf die Verheißungen der Lust gelegt. Dieses Thema ehrt den jüdisch-christlichen Glauben an das spirituelle Wissen, das im Körper liegt, und als in diesem Sinne Gläubiger habe ich das Buch geschrieben. Ich habe zu zeigen gesucht, wie jene, die aus dem Garten vertrieben wurden, eine neue Heimat in der Stadt finden können.

TEIL EINS
DIE MÄCHTE
VON STIMME
UND AUGE

SCHLUSS

GESELLSCHAFTLICHE KÖRPER

Das multikulturelle New York

1. DIFFERENZ UND INDIFFERENZ

Greenwich Village

Wie so viele andere hatte ich mir den Weg nach Greenwich Village hineingelesen, bevor ich dann vor zwanzig Jahren wirklich dort ankam. Ich lernte es auf den Seiten von Jane Jacobs *Tod und Leben großer amerikanischer Städte* kennen. Das Village erscheint in dem berühmten Buch als *das* prototypische urbane Zentrum, das Gruppen mischt und durch seine Vielfalt stimulierend wirkt. Anders als in Harlem oder in der South Bronx, meinte Jane Jacobs, lebten hier die Rassen konfliktlos zusammen, wie auch die weiße ethnische Mischung aus Italienern, Juden und Griechen. Das Village erschien ihr als moderne Agora im Herzen New Yorks.¹

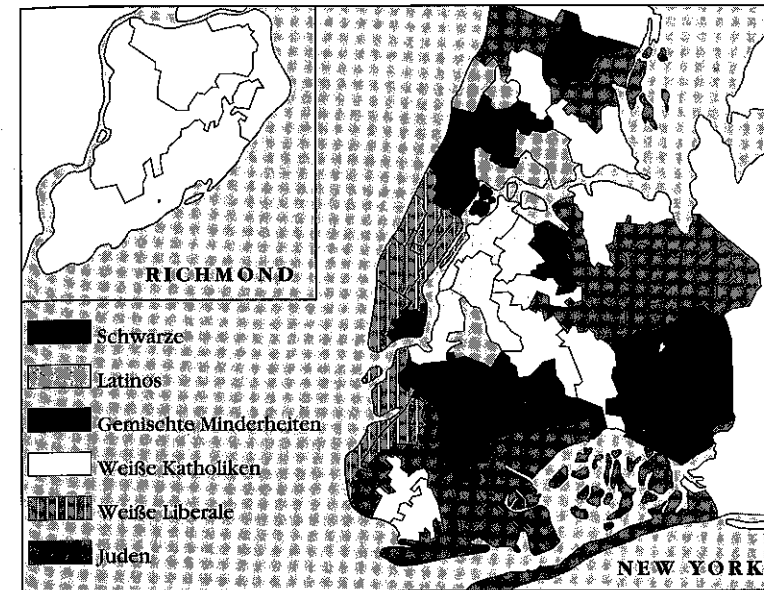
Der Ort, den ich vorfand, widerlegte sie nicht. Hatte das Village 1970 auch schon viele der Kinder dieser Immigranten an die Vororte verloren, war doch die Gemeinde noch immer vielfältig und tolerant. Teenager, die woanders warme Betten mit saubereren Laken hatten, schliefen unter freiem Himmel auf dem Washington Square, in den Schlaf gesungen von miteinander wetteifernden nächtlichen Folksängern, von Dieben unbehelligt und unbelästigt von der Nähe derjenigen, die sonst nirgends einen Platz zum Schlafen hatten. Die gepflegten Häuser und Straßen des Village trugen zu dem Eindruck bei, daß dieser Ort sich vom restlichen New York unterschied. Hier schien es noch einen Sinn für die Gemeinschaft auch unter Fremden zu geben, hier war man relativ sicher.

Das Village ist auch heute noch ein Raum der Unterschiede. Es gibt noch immer Konzentrationen von italienischen Familien, die entlang der MacDougal Street leben. Die schönen Häuser und Apartmentblocks der Gemeinde sind noch immer voll von älteren

Menschen, die sich ihre billige Wohnung bewahrt haben und nun unter Neuankömmlingen wohnen, die reicher und jünger sind. Seit den Tagen von Jane Jacobs hat sich eine große homosexuelle Gemeinde am westlichen Rand des Village gebildet, die manchmal von Touristen gestört wird, aber mit den unmittelbaren Nachbarn in relativer Harmonie zusammenlebt. Die Schriftsteller und Künstler, die in Greenwich bleiben, sind, wie ich, Menschen, die kamen, als die Mieten niedrig waren; wir sind alternde, bürgerliche Bohémien, auf die diese bunte Atmosphäre wie ein Zauber wirkt.

Dennoch kann der bloße Augenschein oft täuschen, wenn es um die Vielfalt und Buntheit der Bevölkerung geht. Jane Jacobs scheinen die Menschen im Village so eng zusammenzuleben, daß sie meinte, sie seien zu einer Einheit verschmolzen. In der MacDougal Street besteht jedoch die touristische Aktivität zumeist darin, einander anzuschauen; die Italiener bewohnen den Raum über den Läden und unterhalten sich mit ihren Nachbarn auf der anderen Straßenseite, als gäbe es niemanden unter ihnen. Latinos, Juden und Koreaner finden sich alle entlang der Second Avenue, aber die Straße hinunterzugehen kommt dem Gang durch ein ethnisches Palimpsest gleich, in dem jede Gruppe sich genau an ihr Territorium hält.

Differenz und Indifferenz koexistieren im Villagelieben; die bloße Tatsache der Verschiedenartigkeit regt die Menschen nicht zur Interaktion an. Teilweise sicher auch, weil die sozialen Unterschiede im Village im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte grausamer geworden sind, grausamer, als *Tod und Leben großer amerikanischer Städte* es sich hätte vorstellen können. Washington Square ist zu einer Art Drogen-Supermarkt geworden; die Kinderschaukeln auf dem Spielplatz im Norden dienen als Steh-Boutiquen für Heroin, die Bänke unter dem Standbild eines polnischen Patrioten als Auslageflächen für alle möglichen Pillen, während an allen vier Ecken des Platzes der Kokainhandel floriert. Es gibt keine jungen Menschen mehr, die auf dem Platz übernachten, und obwohl viele Dealer und ihre Vorposten vertraute Gestalten für die Mütter sind, die ihre Kinder beim Schaukeln beaufsichtigen, oder für die Studenten der nahen Universität, scheinen diese Kriminellen für die Polizei praktisch unsichtbar zu sein.



Ethnische Zusammensetzung von New Yorks Wahlbezirken, ca. 1980.

In seiner *Geschichte des Peloponnesischen Kriegs* versuchte Thukydides die gesellschaftliche Stärke der Stadt Athen zu ermesen, indem er die Grabrede des Perikles neben den Ausbruch der Pest einige Monate später hielt. Nichts dem moralischen Zusammenbruch, den Thukydides schilderte, Vergleichbares geschah, als die moderne Pest AIDS in den Straßen des Village auftauchte. Im westlichen Teil der Gemeinde führte die Ausbreitung der Seuche zu einem stärkeren politischen Engagement der homosexuellen Einwohner. Die städtische Gesundheitsmaschinerie reagierte positiv, wenn auch unzureichend; ein großer Teil dessen, was im West Village an Kunst, Theater und Tanz gemacht wird, befaßt sich mit AIDS.

Am östlichen Rand des Village, wo Greenwich Village allmählich in den großen Armutsbereich der Lower East Side übergeht, sieht es jedoch ganz anders aus. Hier gibt es viele Drogenabhängige beiderlei Geschlechts, die sich mit AIDS infiziert haben, weil sie Spritzen gemeinsam benutzen. Hinzu kommen Frauen, die sich als Prostituierte angesteckt haben. AIDS und Drogen mischen sich am drastischsten in der Rivington Street, die von der Bowery abgeht, einer Straße mit einer Anzahl unbebauter Grundstücke, die wie

Zahlrücken wirken, und mit leerstehenden Häusern, die als »Shooting Galleries« für die Abhängigen dienen. Manchmal sieht man einen jungen Sozialarbeiter, der die Rivington Street hinuntergeht und an verschlossene Türen oder mit Brettern vernagelte Fenster der *Shooting Galleries* klopft, um kostenlose saubere Spritzen anzubieten. Abgesehen davon neigen die Bewohner des Village dazu, die Sterbenden in Ruhe zu lassen; von den Bürgern geduldet, für die Polizei vielleicht profitabel, florieren die *Crackhouses*.

Da es offensichtlich schon nichts bringt, die Polizei auf den Drogenhandel aufmerksam zu machen, sind die Einwohner des Village noch weniger geneigt, wegen der neuen Fremden im Village, der Obdachlosen, Amtshilfe herbeizurufen. Einer Zählung zufolge ist im Sommer fast einer von zweihundert Menschen im Zentrum von New York City obdachlos. Damit liegt die Stadt in dieser Elendsstatistik hinter Kairo, aber noch vor Kalkutta.² Im Village schlafen die Obdachlosen auf den Straßen um den Washington Square, halten aber Distanz zur Drogenszene; während des Tages stehen sie vor den Banken. Mein eigener Finanz-»Türsteher« ist der Auffassung, daß die Menschen im Village ihm zwar weniger Geld geben als in wohlhabenderen Stadtteilen, wir ihn dafür aber auch in Ruhe lassen. Genau das – nicht mehr und nicht weniger – ist der Fall; die Menschen lassen einander hier allein.

Im Verlauf der Entwicklung des modernen urbanen Individualismus ist das Individuum in der Stadt verstummt. Die Straße, das Café, das Kaufhaus, die Eisenbahn, der Bus und die U-Bahn sind zu Orten des Schauens geworden, nicht mehr der Unterhaltung. Sind die verbalen Verbindungen zwischen Fremden in der Stadt schwer aufrechtzuerhalten, werden auch Gefühle der Sympathie, die Menschen in der Stadt empfinden mögen, wenn sie um sich blicken, flüchtig – ein Sekunde der Reaktion im Angesicht von Schnappschüssen des Lebens.

So funktioniert die Vielfalt im Village; unsere Agora ist rein visuell. Nirgends lassen sich die Reize des Auges auf Straßen wie der Second Avenue diskutieren, es gibt keinen Ort, wo sie sich kollektiv in ein gesellschaftliches Narrativ formen ließen. Es gibt nicht einmal – was vielleicht wichtig wäre – einen Ort der Zuflucht für die von Krankheit schwer getroffenen Menschen des East Village.

Natürlich bietet das Village wie die ganze Stadt Myriaden formaler Gelegenheiten an, bei denen unsere Bürger gesellschaftliche Beschwerden oder auch Empörung loswerden können. Die politischen Gelegenheiten jedoch übersetzen sich nicht in die alltägliche Praxis der Straße; zudem tragen sie wenig dazu bei, die vielen Kulturen der Stadt auf gemeinsame Ziele einzuschwören.

Es mag eine soziologische Binsenweisheit sein, daß Menschen Unterschiede nicht eben begrüßen, daß Unterschiede Feindseligkeit erzeugen, daß man im besten Fall auf die tägliche Praxis der Toleranz hoffen kann. Diese Binsenweisheit spräche dafür, daß die in einem Roman wie *Howards End* vermittelte erregende persönliche Erfahrung sich kaum auf die Gesellschaft übertragen läßt. Trotzdem war New York mehr als ein Jahrhundert lang eine Stadt, die von einer Vielfalt von Kulturen erfüllt war, von denen viele oft so diskriminiert wurden wie die venezianischen Juden der Renaissance. Die Behauptung, Differenz löse unvermeidlich Scheu und Rückzug aus, kommt der Behauptung gleich, solch eine multikulturelle Stadt könne keine gemeinsame gesellschaftliche Kultur haben; das hieße, sich auf die Seite der venezianischen Christen zu stellen, die sich eine gesellschaftliche Kultur lediglich unter gleichartigen Menschen vorstellen konnten. Zudem bedeutete diese soziologische Binsenweisheit die Leugnung einer tieferen jüdisch-christlichen Glaubensquelle – des Mitleids –, als wäre diese religiöse Kraft im multikulturellen Meer der Stadt versunken.

Wenn New Yorks Geschichte die allgemeine Frage aufwirft, ob eine gesellschaftliche Kultur aus menschlichen Unterschieden entstehen kann, dann faßt das Village diese Fragestellung noch enger: Wie kann diese vielfältige gesellschaftliche Kultur zu etwas werden, was den Menschen in Fleisch und Blut übergeht?

Zentrum und Peripherie

Die Dilemmata der körperlichen Sensibilitäten in einer multikulturellen Gesellschaft sind von New Yorks Geschichte und Geographie verschärft worden.

New York ist eine Gitter-Stadt par excellence, eine endlose Geometrie gleichförmiger Blocks – wenn auch nicht ganz das Gitter,

das die Römer sich vorgestellt hatten; New Yorks Gitter besitzt weder einen festen Rand noch ein Zentrum. Die Erbauer römischer Städte blickten zum Himmel, um den Ort für die irdische Stadt zu bestimmen, und legten die Grenzen einer Stadt fest, um deren innere Geometrie zu bestimmen. Die Planer des modernen New York verstanden das städtische Gitter als expandierendes Schachbrett; 1811 schenkten die Stadtväter das Gitter auch dem Land oberhalb von Greenwich Village, und 1855 wurde dieser Aufriß über Manhattan hinaus auf den nördlichen Bezirk der Bronx und den östlichen Bezirk von Queens erweitert.

Wie das römische Stadtgitter wurde auch der Stadtplan New Yorks auf weitgehend freies Land gelegt, eine Stadt, die geplant war, bevor sie bewohnt wurde; hatten die Römer den Himmel befragt, so konsultierten die Stadtväter New Yorks die Banken. Lewis Mumford sagte über das moderne Gitterschema: »Der aufsteigende Kapitalismus des 17. Jahrhunderts behandelte das einzelne Grundstück ebenso wie Block, Straße und Avenue als abstrakte Einheiten, die man ohne Rücksicht auf historische Bedingtheiten, landschaftliche Verhältnisse und soziale Notwendigkeiten kaufte und verkaufte.«³ Die absolute Gleichförmigkeit der Grundstücke, die das New Yorker Gitter schuf, bedeutete, daß das Land genau wie Geld behandelt werden konnte, jedes Stück war gleich viel wert. In den glücklicheren frühen Tagen der Republik wurden Dollarscheine gedruckt, wenn die Bankiers Geldbedarf feststellten; in gleicher Weise konnte nun auch die Versorgung mit Grund und Boden erhöht werden, indem man das Gitter erweiterte. Es entstand mehr Stadt, wenn Spekulatoren den Drang zu spekulieren empfanden.

Dieser unbegrenzten Gitterstadt fehlte ein Zentrum. Weder der Stadtplan von 1811 noch der von 1855 enthält Hinweise auf Gebiete von größerem oder geringerem Wert. Auch finden sich kaum Annahmen über ein Zentrum. Die Römer in der Fremde konnten davon ausgehen, Zentren zu finden, wenn sie den Schnittpunkt der Hauptstraßen aufsuchten. Ein New-York-Besucher nimmt heutzutage logischerweise an, das Stadtzentrum liege in der Nähe des Central Park; als Calvert Vaux und Frederick Law Olmsted 1857 mit der Planung des Parks begannen, stellten sie ihn sich als eine Zuflucht vor der Stadt vor. Von dem Moment an, da Lokalpolitiker

Olmsted aus seinem großen Projekt hinausdrängten, begann der Park zu verfallen. Die Menschen mieden die ungepflegten Rasenflächen, weil der Park Kriminelle anzog und zu einem gefährlichen Ort geworden war.

Theoretisch macht ein Stadtplan, dem sowohl eine feste Grenze als auch ein festes Zentrum fehlt, viele verschiedene soziale Kontaktpunkte in der Stadt möglich; der ursprüngliche Plan schreibt späteren Generationen von Architekten nichts vor. In New York hätte man zum Beispiel den großen Bürokomplex des Rockefeller Centers, der in den 1930ern begonnen wurde, ein paar Blocks weiter nördlich, südlich oder auch westlich bauen können; das neutrale Gitter diktierte seinen Standort nicht. Mag die räumliche Flexibilität in New York auch entfernt an L'Enfants Plan einer vielfältigen statt einer zentralisierten Stadt erinnern, ist New York in Wirklichkeit einer Gestaltung des städtischen Raums näher, wie ihn sich die revolutionären französischen Urbanisten vorstellten. Der Mangel an Vorgaben im Plan New Yorks bedeutet, daß man Hindernisse leicht aus dem Weg räumen kann – Hindernisse, die in der Vergangenheit aus Stein, Glas und Stahl erbaut worden sind.

Bis vor kurzem noch verschwanden völlig funktionstüchtige Gebäude in New York mit derselben Regelmäßigkeit, wie neue auftauchten. In einem Zeitraum von sechzig Jahren wurden zum Beispiel die großen Häuser an der Fifth Avenue auf der ganzen Länge von Greenwich Village bis zum Kopfe des Central Park errichtet, bewohnt und zerstört, um höheren Gebäuden Platz zu machen. Noch heute werden neue New Yorker Wolkenkratzer trotz eines jetzt bestehenden Denkmalschutzes auf eine Lebensdauer von fünfzig Jahren berechnet und entsprechend finanziert, auch wenn sie technisch viel länger bestehen könnten. Von allen Städten dieser Welt hat New York sich am stärksten selbst zerstört, um zu wachsen; in hundert Jahren wird man von Hadrians Rom mehr greifbare Spuren sehen können als vom heutigen New York mit seinen Glas- und Kunststofffassaden.

Diese chamäleonartige städtische Struktur ist von großer Bedeutung für die Geschichte des Multikulturalismus in New York gewesen. Während der Ära nach dem Bürgerkrieg, als New York zu einer internationalen Stadt wurde, drängten sich seine Immigranten

ten in große dichte Gitter der Armut, hauptsächlich an der Lower East Side des Bezirks Manhattan, aber auch die ganze West Side von Manhattan entlang und am Ostrand des Bezirks Brooklyn. Elend unterschiedlichster Art stieß in den Blocks der sogenannten New Law Tenements aufeinander. Diese Gebäude waren konzipiert, Licht und Luft in Innenräume hineinzulassen, aber die guten Intentionen ihrer Architekten wurden von der bloßen Zahl der Menschen zunichte gemacht, die in die Gebäude hineingestopft wurden.

Am Anfang unseres Jahrhunderts begannen die Kinder der Einwanderer, soweit ihre Lebensumstände es erlaubten, aus diesen Vierteln hinauszudrängen. Sie waren mit der aufstrebenden englischen Arbeiterklasse vergleichbar, die die U-Bahn nutzte, um sich bessere Quartiere in Nordlondon zu suchen. Einige Einwandererkinder zogen zunächst nach Harlem, andere weiter hinaus in noch kaum bewohnte Viertel der äußeren Bezirke. Die Wohlhabenden zogen in eigene Häuser, weniger Vermögende in Mietshäuser, deren Wohnungen großzügiger waren als die in den New Yorker Mietskasernen im Zentrum. Zwei Kräfte wirkten dieser Bewegung in die Peripherie entgegen: Ein Großteil der Arbeitsplätze blieb im Stadtzentrum, und der Gegend um New York fehlte ein System urbaner Arterien und Venen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg machte in New York das Werk eines Mannes mit Namen Robert Moses eine neue große Welle des Umzugs in die Peripherie möglich. Wie auch Haussmanns Werk übersteigt der bloße Maßstab der Unternehmungen, die Moses in den 1920ern und 1930ern begann, jede Vorstellung; er baute Brücken, Parks, Häfen, Badestrände und Autobahnen. Wiederum wie Haussmann und vor Haussmann Boullée und Wailly betrachtete Robert Moses die bestehende urbane Struktur seiner Stadt als Verfügungsmasse; er sah keine Verpflichtung, zu erhalten oder zu renovieren, was andere vor ihm geschaffen hatten.

Das große Transportsystem, das Moses für die Region New York schuf, vollendete den Ansatz der Aufklärung, eine Stadt zu bauen, die sich am bewegten Körper orientierte. Obwohl New York, als Moses mit seinen Bauten begann, das ausgedehnteste System öffentlichen Massenverkehrs in der Welt entwickelt hatte, zog Moses

den Individualverkehr mit dem Automobil vor. Für andere Planer schien dieses riesige Straßennetz eher die Lebensfähigkeit des bestehenden urbanen Zentrums zu bedrohen, als die Mobilität der im Zentrum lebenden Menschen zu erhöhen. So sah es zum Beispiel der Urbanist Jean Gottmann, der in seiner klassischen Studie *Megalopolis* die Entwicklung einer ausgedehnten verstäderten Region entlang der ganzen Ostküste der Vereinigten Staaten befürchtete – ein geschlossener urbaner Raum von Boston bis Washington. Diese Megalopolis würde, so Gottmann, die Großstadt als »das ›Zentrum‹, das ›Herz‹ einer Region zerstören«. ⁴

Moses verteidigte seine Autostraßen gegen den Vorwurf der Destruktivität. Für ihn erleichterten sie die Mobilität des Bürgers. Sein Sinn für die Freuden der Autofahrt werden in seinem *parkway system* offenbar. Die Parkways waren vierspurige Autobahnen, die den Lastwagenverkehr ausschlossen, geschwungene Betonbänder, die sich durch reizvolle Landschaften zogen. Diese teuren, illusionistischen Straßen sollten die Erfahrung des Fahrens zu einem selbstgenügsamen Vergnügen machen, frei von Widerstand.

Dank dieses Systems von Autostraßen und Parkways, so glaubte Moses, konnten die Menschen die Belastungen der Stadt vergessen. Eines von Moses' großen Objekten, zu denen seine Straßen führten, war Jones Beach, ein langer Sandstreifen, den er zu einem öffentlichen Naherholungsgebiet machte. Einer seiner Kollegen, Frances Perkins, bemerkte über Moses' Haltung zu seinem Strand: »Für die einfachen Leute hatte er kein gutes Wort. Für ihn waren sie lausige, schmutzige Menschen, die überall auf Jones Beach Flaschen wegwarfen. ›Die krieg ich! Die werd ich lehren!‹ Er liebte die Öffentlichkeit, aber nicht in Form von Menschen.« ⁵ Besonders die Schwarzen versuchte Moses von Jones Beach und den von ihm geschaffenen Parks fernzuhalten, weil er sie für besonders unsauber hielt.

Der Titel, den Robert Caro für eine Biographie Robert Moses' wählte, *The Power Broker* (Makler der Macht), charakterisiert den Geist, in dem Moses arbeitete. ⁶ Moses war selbst kein professioneller Planer; vielmehr ebnete er auf politischer und finanzieller Ebene den Entwürfen seiner Planer den Weg. Er hatte kein visuelles Vorstellungsvermögen – es war ihm unmöglich, sich vorzustel-

len, wie Skizzen und Pläne als dreidimensionale Formen aussehen würden. Oftmals als teuflischer Planer dargestellt, war er in gewisser Weise etwas noch Beängstigenderes: eine Person mit ungeheurer Macht, die oft nicht verstand, was sie baute. Doch seine sozialen Ziele waren, wie zum Beispiel beim Jones-Beach-Projekt, mehr als klar.

Seine Planung suchte alle Unterschiede einzuebnen. Die zusammengedrückte Masse der Stadt war ihm ein Fels, der auseinander gesprengt werden mußte, die Fragmentierung der Stadt lag in seinen Augen im »öffentlichen Interesse«. Diese Fragmentierung aber mußte selektiv sein; nur denen, die es geschafft hatten – so weit geschafft, daß sie ein Auto besaßen, ein Haus kaufen konnten –, wurde ein Fluchtweg in Form von Brücken und Autobahnen geboten, um dem Lärm der Streikenden, Bettler und Notleidenden zu entkommen, die die Straßen New Yorks während der Großen Depression erfüllten.

Auch wenn Moses das dichtbevölkerte urbane Zentrum zerstörte, muß man zugestehen, daß er einem tief empfundenen Bedürfnis entgegenkam, dem Bedürfnis nach angemessenen Wohnungen für Familien. Als Moses die städtische Region mit Straßenfingern nach Osten hin ausweitete, bauten Unternehmer nach dem Zweiten Weltkrieg auf den großen Gütern und den Kartoffelfarmen von Long Island Wohngebiete; als er weitere Highways nach Norden baute, wurden bescheidenere Ländereien in Vorstädte verwandelt. Herbert Gans hat vor einer Generation die neue Wohnsiedlung von Levittown auf Long Island untersucht, die durch die von Moses gebauten Autostraßen möglich geworden war; er beobachtete, daß in der Mehrzahl der Fälle die Wohnform der Einfamilienhäuser »einen stärkeren Familienzusammenhang und eine signifikante Verbesserung des Lebensgefühls« bewirkte.⁷ Gans wandte sich zu Recht gegen Kritiker, die diese Wohnform hochnäsiger abtaten; Menschen, die in der Lage waren, die für Familien zu engen Stadtwohnungen zu verlassen, schätzten ihr neues Zuhause. Es erfüllte ihre »Sehnsucht, ein freistehendes Haus zu besitzen«.⁸

Moses hatte indessen Mühe zu begreifen, daß er ein neues wirtschaftliches Territorium geschaffen hatte. Faktisch fiel das Wachstum der New Yorker Peripherie mit dem Anstieg von Büro- und

Dienstleistungsaufgaben zusammen, die dank der elektronischen Kommunikation nicht länger im Stadtkern ausgeführt werden mußten, wo die Mietpreise hoch waren. Die Peripherie wuchs auch im Verein mit Veränderungen im Herstellungsprozeß. Zunehmend stellte die Peripherie weibliche Arbeiter ein, sowohl in Dienstleistungs- als auch in kleinen Zulieferbetrieben; die Frauen konnten in der Nähe ihres Wohnorts arbeiten, erhielten jedoch eine Bezahlung, die unter der der Männer lag.⁹ Da in der Peripherie nun ein wirtschaftliches Eigenleben entstand, begann ein Teil des Fluchtraums zu verblassen. Armut und schlecht bezahlte Arbeit erschienen auch in den Vorstädten. Ebenso Kriminalität und Drogen. Soweit sie auf der Flucht vor diesen Dingen beruhte, welkte die Hoffnung der Vorstädte auf das von Herbert Gans geschilderte stabile, sichere Familienleben dahin.

Und doch hat das Erbe Robert Moses' auf zweierlei Art Bestand gehabt. In seinem Umbau New Yorks kulminierte die Kräfte der individuellen Bewegung, deren Herausbildung zwei Jahrhunderte zuvor in Europa begonnen hatte. Und er hinterließ denjenigen, die in dem alten, vielfältigen Stadtkern zurückblieben, ein weit schwierigeres gewordenes Problem, was den Umgang mit ihren eigenen Wahrnehmungen und den Empfindungen anderer anging.

Die körperliche Bewegung nahm ihre moderne Bedeutung zuerst in der Form eines neuen biologischen Prinzips an. Die medizinische Analyse des Blutkreislaufes, der Atmung der Lungen und der Elektroenergie, die sich durch die Nervenbahnen bewegte, schuf ein neues Bild vom gesunden Körper, einem Körper, dessen Bewegungsfreiheit den Organismus stimulierte. Aus diesem medizinischen Wissen folgte, daß der Raum so gestaltet werden mußte, daß er körperliche Bewegung ermutigte. Diese Raumvorstellung trieb die aufgeklärten Stadtplaner des 18. Jahrhunderts an. Der Mensch, der sich frei bewegte, galt ihnen als selbstbewußter und individueller.

Heute bewegen sich die Menschen schnell, besonders bei der Fahrt in die oder innerhalb der Peripherie der Stadt, deren Fragmente nur durch Automobile miteinander verbunden sind. Die Logistik der Geschwindigkeit löst jedoch den Körper von den Räu-

men, durch die er sich bewegt; Straßenplaner versuchen schon aus Sicherheitsgründen, die Räume, durch die ein schnelles Fahrzeug sich bewegt, zu neutralisieren und zu standardisieren. Der Akt des Fahrens, der den sitzenden Körper in eine feste Position zwingt und nur noch minimale Bewegung erfordert, stellt den Fahrer körperlich ruhig. Harveys Generation stellte sich Bewegung noch als stimulierend vor; im New York des Robert Moses erfahren wir sie als monoton.

Im 19. Jahrhundert wurden Entwürfe sowohl für die Bewegung als auch für das Sitzen mit Technologien verbunden, die es dem individuellen Körper bequem machten. Komfort verringert das Ausmaß und schwächt die Intensität von Stimulation; er ist gleichfalls auf Monotonie gerichtet. Das Streben nach Bequemlichkeit, nach der weitgehenden Unterdrückung von lästigen Reizen, steht in direkter Verbindung zu unserer Art, mit den störenden Empfindungen umzugehen, die in einer vielfältigen, multikulturellen Gemeinschaft auftauchen.

Roland Barthes hat als erster die Aufmerksamkeit auf diese Verbindung gelenkt. Er sprach von dem »Bildrepertoire«, das Menschen einsetzen, wenn sie Fremden begegnen.¹⁰ Beim flüchtigen Blick auf eine komplexe oder unvertraute Szene versucht das Individuum, diese schnell im Sinne von Bildern zu deuten, die einfachen und allgemeinen Kategorien zugeordnet sind und sich auf soziale Stereotype beziehen. Begegnet eine weiße Person einem Schwarzen oder einem Araber auf der Straße, registriert sie Bedrohung und verzichtet auf den genaueren Blick. Das Urteil, so beobachtet Barthes, wird auf der Stelle gefällt – mit einer überraschenden Folge: dank des Klassifikationsvermögens des Bildrepertoires unterdrücken die Menschen jede weitergehende Wahrnehmung. Mit Differenz konfrontiert, werden sie rasch passiv.

Der Urbanist Kevin Lynch hat gezeigt, wie ein Bildrepertoire zur Interpretation der urbanen Landkarte benutzt werden kann. Jeder Städter, sagt er, trägt eine Vorstellung von dem, »wo ich hingehöre«, in sich. Lynchs Untersuchungen ergaben, daß seine Versuchspersonen neue Orte mit diesem geistigen Schnappschuß verglichen und um so indifferenter ihrer neuen Umgebung gegenüber blieben, je weniger die beiden einander entsprachen. Rasche Fort-

bewegung, wie in einem Auto, ermutigt die Benutzung eines Bildrepertoires, verstärkt die Neigung, schnell zu klassifizieren und zu urteilen. Eine fragmentierte Geographie begünstigt das Bildrepertoire, weil am Stadtrand jeder Bereich seine besondere Funktion besitzt – Zuhause, Einkaufen, Büro, Schule –, durch leere Flächen von anderen Fragmenten getrennt. Somit ist es eine schnelle und einfache Sache, zu beurteilen, ob jemand an einen bestimmten Ort gehört oder sich in einer dem Ort unangemessenen Weise verhält.

In ganz ähnlicher Weise suchte der Soziologe Erving Goffman zu zeigen, daß Menschen, die in der Stadt zu Fuß unterwegs sind, eine »defensive Reizunterdrückung« einsetzen. Sie bestimmt, wie die Menschen sich auf der Straße verhalten: Nach dem ersten klassifizierenden Blick gehen sie so oder positionieren sich so, daß sie möglichst wenig körperlichen Kontakt riskieren.¹¹ Indem sie die Umgebung anhand ihres Bildrepertoires überprüfen, das heißt, indem sie die Umwelt einfachen Repräsentationskategorien unterwerfen, die Ähnlichkeit oder Differenz feststellen, vermindern sie die Komplexität urbaner Erfahrung. Sie fühlen sich sicherer, wenn sie das Bildrepertoire auf diese Weise einsetzen und sich von anderen fernhalten.

Mit einer solchen selektiven Wahrnehmung der Realität läßt sich das Verwirrende und Zweideutige vermeiden. Die Furcht vor Berührung, die das venezianische Ghetto entstehen ließ, hat sich in der modernen Gesellschaft verstärkt, da die Individuen so etwas wie ein Ghetto in ihrer eigenen Körpererfahrung schaffen, wenn sie sich mit Andersartigkeit konfrontiert sehen. Geschwindigkeit, Flucht, Passivität: Diese Triade ist es, was die neue urbane Umwelt aus Harveys Entdeckungen gemacht hat.

Diese Wahrnehmungsmauern um das Ich nahmen in dem Leben der Menschen, die in der Stadt zurückblieben, eine besondere Bedeutung an.

Zu dem Zeitpunkt, da Robert Moses schließlich Ende der 60er Jahre aus seiner Machtposition gedrängt wurde, schien es so, als sollte sich Jean Gottmanns Voraussage der *Megalopolis* erfüllen: Die alten, armen Teile des Stadtkerns schienen in New York so desolat und entvölkert zu werden wie in anderen amerikanischen

Großstädten. Das ging zum Teil darauf zurück, daß die Einwanderung in die Stadt 1965 praktisch zum Stillstand kam, als ein neues Einwanderungsgesetz verabschiedet wurde. Die Puertoricaner wurden damals häufig als die »letzten Ausländer« in New York bezeichnet. Die Triebkräfte der Weltwirtschaft widerlegten diese Erwartung jedoch: neue Einwandererwellen kamen, zuerst aus der Karibik und Zentralamerika, dann aus Korea, dann aus dem kollabierenden sowjetischen Reich, dem Nahen Osten und Mexiko. Diese neuen Einwanderer machen heute die Hälfte der Bevölkerung von New York aus.

Ein sich umkehrender Strom aus den Vororten hat sich zu ihnen gesellt. Die Kinder derer, die eine Generation zuvor gegangen waren, versuchten, ins Stadtzentrum zurückzukehren. Teilweise ergab sich dieser Zustrom aus den Besonderheiten des Häusermarktes in den Vororten New Yorks, teilweise aus der dramatischen Verbesserung der Jobchancen sowohl für Ungelernte als auch für Akademiker bei den großen Konzernen in Manhattan. Doch diese lokalen Besonderheiten mischen sich mit dem allgemeineren Wunsch vieler junger Leute, in die Stadt zu ziehen oder in sie zurückzukehren; der größte Teil der Menschen, die jedes Jahr in New York ankommen, besteht aus jungen Weißen zwischen achtzehn und dreißig.

Diese neuen New Yorker müssen mit dem komplizierten Leben jener zurechtkommen, die die Stadt niemals verlassen haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich in New York eine Art soziale Trennung durchgesetzt; erfolgreiche Juden, Griechen, Italiener und Iren zogen aus dem Stadtkern weg, ihre weniger erfolgreichen Landsleute nicht. Viele ältere Menschen blieben gleichfalls lieber an dem Ort, wo sie um ein menschenwürdiges Dasein gekämpft hatten. Eine der großen verborgenen Tragödien New Yorks des letzten halben Jahrhunderts ist zum Beispiel das der innerstädtischen jüdischen Armut. Das Stereotyp der New Yorker Juden als besonders erfolgreicher ethnischer Gruppe hat die Präsenz zehntausender armer Juden auf der Lower East Side, der Upper West Side und in Flatbush verschleiert, die zurückblieben und sich notdürftig ihren Lebensunterhalt in jenen Handwerkszweigen und Dienstleistungen verdienen, mit denen die meisten Juden einmal angefangen haben. Auch in anderen Gemeinden haben Klassen-

mobilität und die Generationsbrüche ähnliche innere Dramen geschaffen, so etwa, als erfolgreiche Mittelklassen-Schwarze in die Vorstädte zogen und ihre Brüder und Schwestern in der Armut zurückließen.

Reinheit in einem Ghetto setzt einen klaren Befehl der Trennung voraus – die Art von Anordnung, die in Venedig verlangte, die Juden an einem Ort zusammenzutreiben. Wenn es im modernen New York etwas ähnliches gibt, dann allenfalls die stillschweigende Weigerung, Schwarzen Geld zu leihen. Ihrem Ursprung im 19. Jahrhundert nach waren jedoch die New Yorker Ghettos Immobiliengebiete, nicht Orte, an denen die Stadtverwaltung bestimmte Bevölkerungsgruppen mit einer bestimmten Identität zusammenfassen wollte. Die Lower East Side von New York war durchgehend arm, aber ethnisch sehr stark gemischt; Little Italy war in den 20er Jahren die Heimat von Iren und Slawen, heute leben dort ebensoviele Asiaten wie Italiener; Harlem beherbergte auf dem Höhepunkt der »Harlem Renaissance« in den 20er Jahren mehr Griechen und Juden als Schwarze.

Als der Straßenbau von Robert Moses dazu führte, daß das Herz der Stadt in die Megalopolis ausblutete, nahm das Wort »Ghetto« die kaum verhüllte Bedeutung eines Ortes der »Zurückgelassenen« an. Harlem zum Beispiel entvölkerte sich; die Juden und Griechen verließen es in den 30er Jahren, die neue schwarze Bourgeoisie verließ es vierzig Jahre später. Einem Ghetto anzugehören, hieß nun, als Teil einer gescheiterten Gruppe zu gelten.

Viele der heutigen Versuche, Ghettoräume wiederzubeleben, sind darauf gerichtet, eine selbstbewußte kollektive Identität herzustellen – ähnlich jener der Juden in der Renaissance. Diese Bemühung hat überall in New York stattgefunden, unter neuen ethnischen Migranten wie unter den Schwarzen, armen Juden und anderen zurückgebliebenen ethnischen Gruppen. Die Wiederherstellung der Würde des Ghettos hieß, daß man sich sowohl räumlich als auch geistig nach innen wandte. Die meisten gemeinschaftsbildenden Bemühungen konzentrieren sich auf die Bestimmung einer gemeinsamen Identität und die Schaffung und Erhaltung von Gebäuden oder Räumen, die ein Zentrum dieses gemeinsamen Lebens definieren. Es geht nicht darum, Kontakt mit jenen, die anders sind, aufzu-

nehmen. New York war nie ein Schmelztiegel, doch seine multikulturellen Probleme sind jetzt gefärbt von dieser Geschichte des Zurücklassens und dem Bedürfnis der Verlassenen, ihre Würde wiederherzustellen. Dennoch werden ebenjene Kräfte, die neue Menschen in das urbane Zentrum brachten, nachdem Robert Moses' Vorstellungen ihre Kraft verloren hatten, diese Wendung nach innen nicht zulassen. Diese Art Ghetto und Ghettoidentität nach dem Modell der venezianischen Juden wird es in New York nicht geben.

In den Begriffen der Bevölkerungsstruktur konnte New York nur neue ethnische Gruppen aufnehmen, indem es die alten Ghettoräume neu bevölkerte. Die Armutgebiete nordöstlich der Wall Street zum Beispiel füllen sich nun mit der nächtlichen Armee der Putzleute, Wachmänner, Boten und Servicemechaniker, die in den Tempeln der modernen Finanzwelt arbeiten. Menschen aus der Dominikanischen Republik, Salvador und Haiti drängen in die noch bewohnbaren Häuser in der nordwestlichen Ecke von Harlem. In Brooklyn haben russische Juden, Chassidim und Syrer die von den in früheren Generationen eingewanderten Juden verlassenen Orte neu bevölkert. Und überall im Herzen der Stadt drängt der stete Zustrom junger Weißer in die Wohnräume, die eine frühere Mittelklasse geräumt hat.

Zudem wird auch die Wirtschaft der Stadt diese Wendung nach innen nicht gestatten. Landesweite Ladenketten haben viele ortsansässige Geschäfte ersetzt. Kleine Unternehmen sind in New York stark geblieben – von Geigenbau über Kupferrestaurierung zu spezialisierten Druckverfahren. Sie bedienen die ganze Metropole, sind nicht auf lokale Kundschaft angewiesen. Diese wendigen, kleinen, spezialisierten Unternehmen bieten vielen Einwanderern heute wie in der Vergangenheit die erste Sprosse auf der Aufstiegsleiter. Die jüngste Geschichte des Multikulturalismus in New York hat sich in eine separatistische Richtung entwickelt, aber dieser ethnische Separatismus ist eine Sackgasse – zumindest wirtschaftlich gesehen, aber wahrscheinlich auch in jeder anderen Hinsicht.

Vom Athen des Perikles zu Davids Paris hat die städtische Existenz ein verflochtenes Schicksal bedeutet, eine Kreuzung der Geschichte. Es war für einen Griechen der perikleischen Zeit nicht

vorstellbar, daß sein Schicksal von den Geschicken der Stadt getrennt werden könnte, ebenso undenkbar war dies für einen heidnischen Römer zur Zeit Hadrians. Obwohl die frühen Christen glaubten, daß ihr Schicksal in ihnen selbst liege, verband sich dieses innere Leben schließlich wieder mit den weltlichen Geschicken, die sie mit anderen teilten. Die mittelalterliche Körperschaft schien mit dieser Vorstellung eines gemeinsamen Schicksals zu brechen, da sie sich selbst zum Wandel entscheiden und wie die Universität von Bologna mit ihren bestehenden Bedingungen brechen konnte. Dennoch war die Körperschaft ein Kollektivkörper, buchstäblich eine Inkorporation einzelner Menschen in eine rechtliche Einheit mit einem weitergehenden Eigenleben. Und das venezianische Ghetto erzählte eine bittere Geschichte von einer Schicksalsgemeinschaft – denn die christlichen Venezianer wußten, daß ihr Schicksal nicht von dem der Juden zu trennen war, während das Schicksal der Juden im Ghetto nicht loszulösen war vom Leben ihrer Unterdrücker. Die Pariser Frauen, die die Brotrevolten in der Morgendämmerung der Französischen Revolution auslösten, suchten ebenfalls ihre Geschicke mit Mächten zu verbinden, die größer waren als sie selbst.

In der modernen Welt erfuhr der Glaube an ein gemeinsames Schicksal eine merkwürdige Spaltung. Nationalistische und revolutionäre Ideologien haben die Behauptung eines gemeinsamen Schicksals aufrechterhalten; die Stadt jedoch hat diese Behauptung widerlegt. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts benutzte die Stadtentwicklung die Technologien der Bewegung, des Gesundheitswesens und des privaten Komforts, die Funktion des Marktes, die Planung von Straßen, Parks und Plätzen, um den Forderungen der Masse zu widerstehen und die Ansprüche der Individuen zu begünstigen. Diese Individuen empfinden, wie Tocqueville bemerkte, »keine Gemeinsamkeit mit dem Schicksal anderer«. Wie viele andere Beobachter des fortschreitenden Individualismus erkannte Tocqueville dessen tiefe Verbindung mit dem Materialismus, »einem ehrbaren Materialismus, der die Seele nicht verdirbt, der sie aber verweichlicht und sie schließlich unmerklich all ihrer Spannkraft beraubt«. ¹² Indem es sich vom gemeinsamen Leben zurückzog, verlor das Individuum an Leben.

Diese mahelnden Energien von Zerstörung und Wiederaufbau, die große Bürogebäude, Apartmentblocks und Stadthäuser in New York schufen und zerstörten, leugneten die Ansprüche der Zeit an die gesellschaftliche Kultur. Die Fluchtbahnen, die aus New York hinausweisen, erinnern sozial an die Routen, auf denen man London und andere Städte verließ – Städte, die ihre moderne Gestalt durch die spaltenden Tendenzen des Individualismus angenommen haben. Die Leugnung eines gemeinsamen Schicksals war Kern all dieser Bewegungen.

Leugneten die Weißen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Long Island flohen, rundweg, daß sie schicksalhaft mit den zurückbleibenden Weißen oder Schwarzen verbunden waren, so gab es auch subtilere Leugnungen. Um ihre Würde zu retten, leugneten die Zurückgelassenen, daß ihr Schicksal mit dem anderer Gruppen verkettet war. Die Privilegierten schützten sich selbst gegen die Armen, wie sie sich gegen lästige Reize schützten; die Bedürftigen versuchten, sich einen ähnlichen Panzer anzulegen, der ihnen aber nur jene vom Leibe hielt, die sie brauchten. Das Leben in Greenwich Village exemplifiziert vielleicht das Beste, was wir erreichen konnten: die Bereitschaft, mit Differenz zu leben. Dies ist auch eine Leugnung, aber sie impliziert immerhin ein geteiltes Schicksal.

2. GESELLSCHAFTLICHE KÖRPER

Zu Beginn dieser Untersuchung habe ich gesagt, daß ich sie als religiös Gläubiger geschrieben habe, und nun, an ihrem Ende, möchte ich erklären, warum. In *Fleisch und Stein* habe ich argumentiert, daß urbane Räume weithin durch die Weise Gestalt annehmen, wie die Menschen ihren eigenen Körper erfahren. Damit Menschen in einer multikulturellen Stadt sich einander zuwenden, müssen wir, so glaube ich, das Verständnis, das wir von unseren eigenen Körpern haben, verändern. Wir werden die Differenz anderer niemals erfahren können, solange wir nicht die körperlichen Unzulänglichkeiten in uns selbst anerkennen. Gesellschaftliches Mitleid entsteht aus diesem körperlichen Bewußtsein der Unzulänglichkeit in uns selbst, nicht aus bloßem guten Willen oder politischer Auf-

richtigkeit. Wenn diese Argumente von der praktischen Realität New Yorks weit entfernt zu sein scheinen, dann ist das vielleicht ein Zeichen dafür, wie weit sich die urbane Erfahrung von religiösem Verständnis getrennt hat.

Die Lehren, die der Körper vermittelt, bilden eine der Grundlagen der jüdisch-christlichen Tradition. Zentral für diese Tradition sind die Übertretungen Adams und Evas, die Scham über ihre Nacktheit, ihre Vertreibung aus dem Paradies. Dies ist die Vorgeschichte dessen, was die ersten Menschen wurden und was sie verloren. Im Paradies waren sie unschuldig, unwissend und gehorsam. Draußen in der Welt wurden sie wissend; sie erkannten, daß sie fehlerhafte Kreaturen waren, und so erforschten sie, suchten zu verstehen, was fremd und ihnen unähnlich war; sie waren nicht länger Gottes Kinder, denen alles gegeben wurde. Das Alte Testament erzählt wieder und wieder Geschichten von Menschen, die dieses trauernde Erwachen der ersten Menschen widerspiegeln, Menschen, die in ihren körperlichen Begierden die Gebote Gottes übertreten, bestraft werden, und dann, wie Adam und Eva, im Exil erwachen. Die ersten Christen machten aus Christi Erdenweg eine solche Geschichte; gekreuzigt für die Sünden der Menschen, ist sein Geschenk an Männer und Frauen, den Sinn für die Unzulänglichkeit des Fleisches zu wecken; je weniger sich seine Anhänger des eigenen Körpers erfreuen, desto mehr werden sie einander lieben.

Die heidnische Geschichte erzählte diese alte Wahrheit auf andere Weise – als die Geschichte dessen, was Körper in Städten erfahren. Die Agora und der Pnyx von Athen waren urbane Räume, in denen die Menschen körperliche Unzulänglichkeit empfanden: die antike Agora stimulierte die Menschen körperlich, sie zahlten dafür den Preis, sich in der Menge nicht zusammenhängend verständigen zu können; der Pnyx bot Kontinuität in der Rede und schenkte der Gemeinschaft die Erfahrung narrativer Logik – um den Preis, die Menschen verwundbar zu machen für den rhetorischen Reiz der Worte. Die Steine der Agora und des Pnyx versetzten die Menschen in einen Zustand der Labilität. Beide riefen widerstreitende Unzufriedenheiten hervor. In der Stadt mit den zwei Zentren erfuhren die Menschen Unvollständigkeit am eigenen Körper. Und doch schätzte kein Volk städtische Kultur bewußter

als eben diese Athener: »Menschlich« und »polis« waren als Begriffe austauschbar. Intensive städtische Bindungen erwachsen aus dem Wechselspiel der Entwurzelungen, die Menschen gingen stark aufeinander ein – in Räumen, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht vollständig erfüllten; in der Tat hätte ein jüdischer Zeitgenosse sagen können, *weil* diese Räume körperliche Bedürfnisse nicht erfüllten. Und doch war die antike Stadt selbst keineswegs ein Monument der Stabilität. Nicht einmal das Ritual, der bindendste aller menschlichen Akte, konnte ihren Zusammenhalt garantieren.

Es ist eine moderne Angewohnheit, soziale Instabilität und persönliche Unzulänglichkeit rein negativ aufzufassen. Die Entwicklung des modernen Individualismus hat, allgemein gesprochen, das Ziel verfolgt, das Individuum selbstgenügsam, »ganz« zu machen. Die Psychologie bedient sich einer Sprache, in deren Rahmen die Menschen ihr Zentrum finden, Integration und Ganzheit des Selbst erreichen sollen. Auch moderne soziale Bewegungen sprechen diese Sprache, als sollten Gemeinden wie Individuen werden, kohärent und ganz. In New York hat die schmerzliche Erfahrung, zurückgelassen, übergangen zu werden, die individuell-gemeinschaftliche Sprache geprägt; rassische, ethnische und soziale Gruppen wenden sich nach innen, um zusammenzuhalten und sich damit zu heilen. Die psychologische Erfahrung der Entwurzelung, der Inkohärenz – der Bereich dessen, was der Psychoanalytiker Robert Jay Lifton ein »proteisches Selbst« nennt – mag zunächst nur als ein Rezept erscheinen, diese sozialen Wunden weiter zu vertiefen.¹³

Ohne signifikante Erfahrungen der Selbst-Entwurzelung jedoch verhärteten soziale Unterschiede allmählich, weil das Interesse am Anderen verdorrt. Freud weist auf diese soziologische Wahrheit als einer Wahrheit des Körpers in *Jenseits des Lustprinzips* hin, dem kleinen Aufsatz, den er 1920 veröffentlichte. Er stellt die körperliche Lust an Ganzheit und Gleichgewicht einer stärker realitätsbezogenen Körpererfahrung gegenüber, die diese Lust transzendiert. »Der Ablauf der seelischen Vorgänge...«, schreibt Freud, wird »jedesmal durch eine unlustvolle Spannung angeregt..., sein Endergebnis [fällt] mit einer Vermeidung von Unlust zusammen.«¹⁴ Das heißt, die Lust gleicht nicht der sexuellen Erregung, die einer sti-

mulierenden Störung der Sinne bedarf; Lust sucht vielmehr in einen Zustand zurückzukehren, den Freud sich letztlich vorstellt als die Geborgenheit eines Foetus im Mutterleib, geschützt und von der Welt nichts wissend. Im Bann des Lustprinzips wollen Menschen sich von ihrer Umgebung lösen.

Freud spricht zu uns als weltlicher Realist, nicht als religiöser Asket, weil er weiß, daß der Wunsch nach Geborgenheit ein tiefes biologisches Bedürfnis ausdrückt. »Für den lebenden Organismus ist der Reizschutz eine beinahe wichtigere Aufgabe als die Reizaufnahme.«¹⁵ Wenn jedoch Reizschutz herrscht, wenn der Körper nicht für periodische Krisen offen ist, erkrankt der Organismus schließlich aus Mangel an Reizen. Der moderne Drang nach Geborgenheit, sagt er, ist für die Menschen ein äußerst gefährlicher Impuls; die Schwierigkeiten, die wir zu vermeiden suchen, verschwinden deshalb noch nicht.

Was könnte den Drang, sich in die Lust zurückzuziehen, besiegen? In *Jenseits des Lustprinzips* schlägt Freud zwei Wege vor. Einen nennt er das »Realitätsprinzip«: eine Person begegnet physischen oder emotionalen Schwierigkeiten mit bloßer Willenskraft. Unter dem Einfluß des Realitätsprinzips entschließt sich eine Person, »Unlust« zeitweilig zu dulden.¹⁶ Jene »Unlust« erfordert im Alltagsleben Mut. Aber Freud ist Realist, er weiß, daß das Realitätsprinzip keine sehr starke Macht und Mut eine Seltenheit ist. Der zweite Weg, die Lust zu besiegen, ist sicherer und langlebiger. Im Verlauf der Erfahrung einer Person, schreibt er, »geschieht es immer wieder, daß einzelne Triebe oder Triebanteile sich in ihren Zielen oder Ansprüchen als unverträglich mit den übrigen erweisen.«¹⁷ Der Körper empfindet sich als im Krieg mit sich selbst; er wird unangenehm erregt; doch die Unvereinbarkeiten der Triebe sind zu groß, um entweder gelöst oder beiseitegeschoben zu werden.

Diese Arbeit erledigt die Zivilisation: Sie konfrontiert uns in all unserer Schwäche mit widersprüchlichen Erfahrungen, die sich nicht wegschieben lassen und die daher dazu führen, daß wir uns unerfüllt fühlen. Dennoch beginnen sich Menschen in genau diesem Zustand der »kognitiven Dissonanz« – um den Begriff eines späteren Denkers zu verwenden – zu konzentrieren, aufmerksam zu werden, nachzufragen und sich für das zu interessieren, was die

Lust der Ganzheit verhindert. Die Geschichte der westlichen Stadt spiegelt den langen Kampf wider zwischen dieser zivilisierten Möglichkeit und der Anstrengung, Macht ebenso wie Lust durch Leitbilder der Ganzheit zu schaffen. Leitbilder »des Körpers« haben die Arbeit der Macht im urbanen Raum vollzogen. Die Athener und die heidnischen Römer bedienten sich solcher Leitbilder; in der Entwicklung der jüdisch-christlichen Tradition kehrte der spirituelle Wanderer heim in das urbane Zentrum, wo sein leidender Körper ein Grund für Ergebung und Sanftmut war – wodurch der spirituelle Körper zu Fleisch und Stein wurde. Beim Anbruch des modernen, naturwissenschaftlichen Zeitalters unterwarf sich die Stadt einem neuen Leitbild »des Körpers« – des Körpers als Kreislaufmaschine, dessen Zentrum Herzpumpe und Lunge bildeten –, und dieses wissenschaftliche Körperbild entwickelte sich dahin, die Macht des Individuums über die Ansprüche der Gemeinschaft zu rechtfertigen.

Dennoch enthält dieses Erbe, wie ich zu zeigen versucht habe, tiefe innere Widersprüche und Spannungen. In der Stadt Athen vermochte das Leitbild männlicher Nacktheit nicht, die bekleideten Frauenkörper vollständig zu kontrollieren oder zu definieren. Das römische Zentrum diente als mythischer Brennpunkt einer Fiktion von Roms Kontinuität und Kohärenz; die visuellen Bilder, die diese Kohärenz ausdrückten, wurden zu Machtinstrumenten. So wie der athenische Bürger im demokratischen Zentrum zu einem Sklaven der Stimme wurde, verwandelte sich der römische Bürger im imperialen Zentrum zu einem Sklaven des Auges.

Als das frühe Christentum in der Stadt Fuß faßte, versöhnte es sich mit dieser visuellen und geographischen Tyrannei, die der geistigen Bedingung des wandernden Volkes des jüdisch-christlichen Wortes und Lichtes so antithetisch gegenüberstand. Das Christentum versöhnte sich mit den Mächten des urbanen Zentrums, indem es seine eigene visuelle Imagination zweiteilte, in eine innere und äußere, in Geist und Macht; das Reich der äußeren Stadt konnte das Bedürfnis nach Glauben in der inneren Stadt der Seele nicht vollständig besiegen. Die christlichen Städte des Mittelalters erfuhren in Stein auch weiterhin dieses geteilte Zentrum: in der Differenz zwischen kirchlicher Zuflucht und Straße. Aber nicht

einmal der Körper Christi, der durch Imitation die christliche Stadt beherrschen sollte, konnte die Straße unterwerfen.

Das Zentrum hielt nicht – auch nicht durch Reinigungsakte. Der Impuls, zu büßen und den befleckten christlichen Körper zu reinigen, der die Ausgrenzung der Juden und anderer unreiner Körper im christlichen Venedig beseelte, konnte das spirituelle Zentrum nicht wiederherstellen. Auch die Zeremonien der Revolution vermochten dies nicht. Der Impuls, Hindernisse zu beseitigen, einen transparenten Raum der Freiheit im urbanen Zentrum des revolutionären Paris zu schaffen, mündete in bloße Leere. Er führte zur Apathie der Bürger und ließ die Zeremonien scheitern, die auf eine dauerhafte gesellschaftliche Verwandlung abzielten. Von einem Triumph des modernen Leitbilds des individuellen, distanzierten Körpers kann kaum die Rede sein. Dieses Leitbild endete in Passivität.

In den Rissen und Widersprüchen der Leitbilder vom Körper im Raum sind Momente und Gelegenheiten des Widerstandes aufgetaucht: die würdegebenden Widerstände der Thesmophoria und der Adonia, die Rituale des Speiseraums und des Bads im christlichen Haus, die Rituale der Nacht im Ghetto – Rituale, die die herrschende Ordnung nicht zerstörten, aber doch ein komplexeres Leben für die Körper schufen, die die dominante Ordnung nach ihrem Bild zu beherrschen suchte. In unserer Geschichte haben die komplexen Beziehungen zwischen dem Körper und der Stadt Menschen jenseits des Lustprinzips getragen, wie Freud es beschrieben hat; dies waren geplagte Körper, Körper, die nicht ruhen, von Störung gereizte Körper. Wieviel Dissonanz und Unbehagen können Menschen aushalten? Zweitausend Jahre lang hielten sie an Orten, an die sie leidenschaftlich gebunden waren, sehr viel davon aus. Diese lange Geschichte aktiven physischen Lebens in einem Zentrum, das nicht hält, könnten wir als Maß unseres derzeitigen Zustands nehmen.

Letztlich konfrontiert uns diese historische Spannung zwischen Herrschaft und Zivilisation mit einer Frage nach uns selbst. Wie werden wir aus unserer körperlichen Passivität herauskommen – wo ist der Riß in unserem eigenen System, woher soll unsere Befreiung kommen? Es ist, darauf beharre ich, eine besonders drängende Frage für eine multikulturelle Stadt, selbst wenn sie weit

entfernt ist vom aktuellen Diskurs über Gruppenbenachteiligungen und Gruppenrechte. Denn was außer dem Bewußtsein der eigenen Verstörtheit wird die meisten von uns – die wir nicht heroische Gestalten sind, die an die Türen der *Crackhouses* klopfen – dazu bringen, uns nach außen zu wenden, einander zuzuwenden, das Andere zu erfahren?

Jede Gesellschaft braucht starke moralische Sanktionen, um die Menschen tolerant zu machen – und mehr noch, um sie Dualität, Unvollständigkeit und Anderssein positiv erfahren zu lassen. Diese Sanktionen sind in der westlichen Zivilisation aus den Kräften der Religion erwachsen. Religiöse Rituale banden, in der Formulierung von Peter Brown, den Körper an die Stadt; ein heidnisches Ritual wie die Thesmophoria tat dies, indem es die Frauen buchstäblich über die Grenzen des Hauses hinausshob – in einen rituellen Raum, wo sowohl Frauen als auch Männer mit den geschlechtsbedingten Ambiguitäten der Bedeutung des Bürgertums konfrontiert wurden.

Es wäre plump, in utilitaristischer Manier zu sagen, wir bräuchten wieder ein religiöses Ritual, um die Menschen nach außen zu wenden – und die Geschichte der rituellen Räume in der Stadt wird uns nicht gestatten, den Glauben so instrumentell zu verstehen. Als die heidnische Welt verschwand, fanden die Christen in der Schaffung ritueller Räume eine neue Berufung, eine Berufung aus Arbeit und Selbstdisziplin, die schließlich der Stadt ihren Stempel aufdrückte, wie sie es zuvor mit dem ländlichen Heiligtum getan hatte. Der Ernst dieser rituellen Räume lag im Beistand für den leidenden Körper und in der Anerkennung menschlichen Leidens, die im christlichen Ethos untrennbar verbunden sind. In einer schrecklichen Wendung des Schicksals zwangen die christlichen Gemeinden diese enge Verbindung des Ortes mit dem leidenden Körper denen auf, die sie, wie die venezianischen Juden, als unähnlich empfanden und unterdrückten.

Die Französische Revolution bringt dieses christliche Drama noch einmal zur Aufführung – und doch auch wieder nicht. Die physische Umgebung, in der die Revolution Leiden auferlegte und in der die Revolutionäre eine Mutterfigur wiederherzustellen

suchten, die ihre eigenen Leiden verkörperte und verwandelte, hatte die Besonderheit und die Dichte eines Orts verloren. Der leidende Körper stellte sich im leeren Raum zur Schau, einem Raum abstrakter Freiheit, nicht aber dauerhafter menschlicher Bindung.

Das Drama des revolutionären Rituals erinnerte auch an ein heidnisches Drama: den tief im Leben der Antike verwurzelten Versuch, das Ritual in den Dienst der Unterdrückten und Verleugneten zu stellen. Auf dem Marsfeld scheiterte der Versuch, ein Ritual zu entwerfen; der antike Glaube, das Ritual komme »von anderswoher«, bedeutete, daß seine Mächte jeden menschlichen Entwurf überstiegen. Es war von Kräften inspiriert, die jenseits der Verfügungsmacht der Gesellschaft lagen.

An seiner Statt wandte sich die menschliche Gestaltungskraft der Lust in Form des Komforts zu, ursprünglich, um Ermüdung zu kompensieren, die Bürde der Arbeit zu erleichtern. Doch diese Art des Entwurfs, die den Körper ruhigstellte, verringerte schließlich auch sein sinnliches Gewicht, indem sie den Körper in eine immer passivere Beziehung zu seiner Umwelt brachte. Die Erfindung des Komforts führte den menschlichen Körper in eine immer einsamere Ruhe.

Sollte es in der Mobilisierung der Zivilisationsmächte gegen jene der Herrschaft einen Ort für den Glauben geben, so liegt er in der Anerkennung genau dessen, was diese Einsamkeit zu vermeiden sucht: des Schmerzes, die Art gelebten Schmerzes, die mein Freund im Kino an den Tag legte. Seine zerschmetterte Hand dient als ein Zeuge; gelebter Schmerz wird zum Zeugen des Körpers, der die Definitionsmacht der Gesellschaft hinter sich läßt; die Bedeutungen von Schmerz sind in der Welt nie vollständig zu erfassen. Die Anerkennung des Schmerzes liegt in einem Reich außerhalb der Ordnung, die Menschen in der Welt schaffen. Wittgenstein legte in diesem Sinne in der zu Beginn dieses Buches zitierten Passage Zeugnis vom Schmerz ab. In ihrem meisterlichen Werk, *Der Körper im Schmerz*, hat die Philosophin Elaine Scarry sich auf Wittgensteins Einsicht bezogen. »Obwohl die Fähigkeit, körperlichen Schmerz zu empfinden, zu unseren urreigensten Fähigkeiten zählt, gerade so wie die Fähigkeit, zu hören, zu fühlen, Wünsche, Angst oder Hunger zu haben«, schreibt sie, »unterscheidet sie sich von

allen sonstigen körperlichen oder psychischen Erscheinungen dadurch, daß sie kein Objekt in der äußeren Welt hat.«¹⁸

Die riesigen Volumina, die in Boullées Plänen auftauchen, können als eine Markierung des Punktes dienen, an dem die säkulare Gesellschaft den Kontakt mit dem Schmerz verlor. Die Revolutionäre glaubten, sie könnten ein leeres Volumen, frei von den Hindernissen und Trümmern der Vergangenheit, mit menschlichen Bedeutungen füllen. Sie meinten, ein Raum ohne Obstruktion könne den Bedürfnissen einer neuen Gesellschaft dienen. Als ließe sich der Schmerz beseitigen, indem man den Ort auslöschte. Dieselbe Auslöschung hat in einer späteren Zeit anderen Zwecken gedient: den Intentionen individueller Flucht vor anderen statt der Annäherung an sie. Die Französische Revolution markiert daher einen tiefen Bruch im Schmerzverständnis unserer Zivilisation; David versetzte den Körper im Schmerz in denselben Raum, den Marianne innehatte: es war ein leerer, heimatloser Raum, ein Körper, alleingelassen mit dem Schmerz – und dies ist eine unerträgliche Lebensbedingung.

Überall in den gesellschaftlichen Problemen einer multikulturellen Stadt verbirgt sich die moralische Schwierigkeit, Sympathie für die zu wecken, die die Anderen sind. Diese Sympathie kann nur entstehen, so glaube ich, wenn wir begreifen, warum der körperliche Schmerz einen Ort braucht, an dem er anerkannt wird und an dem seine transzendenten Ursprünge sichtbar werden. Solcher Schmerz hat eine bestimmte Bahn in der menschlichen Erfahrung. Er desorientiert und macht das Ich unvollständig, besiegt den Wunsch nach Kohärenz; der den Schmerz anerkennende Körper ist bereit, ein gesellschaftlicher Körper zu werden, empfindlich für den Schmerz einer anderen Person, für Schmerzen, die auf der Straße präsent sind. Sie werden ihm schließlich erträglich – obwohl in dieser Welt der Vielfalt keine Person der anderen erklären kann, was er fühlt, was er ist. Doch der Körper kann dieser gesellschaftlichen Bahn nur dann folgen, wenn er anerkennt, daß es in den Verheißungen der Gesellschaft kein Heilmittel für seine Leiden gibt, daß sein Unglück von anderswoher gekommen ist, daß sein Schmerz sich von Gottes Gebot an die Menschen ableitet, als Verbannte zusammenzuleben.

ANHANG

ANMERKUNGEN

EINLEITUNG
DER KÖRPER UND DIE STADT

- 1 Hugo Munsterberg, *The Film: A Psychological Study: The Silent Photoplay in 1916*, New York 1970, S. 82 und 95.
- 2 Robert Kubey und Mihaly Csikszentmihalyi, *Television and the Quality of Life: How Viewing Shapes Everyday Experience*, Hillsdale, NJ 1990, S. 175.
- 3 M. P. Baumgartner, *The Moral Order of a Suburb*, New York 1988, S. 127.
- 4 Vgl. bes. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, »Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug«, in: *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1969, Philosophische Fragmente, S. 108-150 und Theodor W. Adorno, »Culture Industry Reconsidered«, in: *New German Critique* 6, 1975, S. 12-19, und Herbert Marcuse, Schriften, *Der Eindimensionale Mensch, Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, Bd. 7, Frankfurt a. M. 1989.
- 5 Johannes von Salisbury, *Policraticus*, Hg. C. C. J. Webb, Oxford 1909; Original 1159, Teil 5, Nr. 2. Da dieser Text korrumpiert ist, folgen Zitate aus der Version, die Jacques Le Goff benutzt in »Head or Heart? The Political Use of Body Metaphors in the Middle Ages«, in: *Fragments for a History of the Human Body*, Teil 3, Hg. Michel Feher/Ramona Naddaff/Nadia Tazi, New York 1990, S. 17.
- 6 Vgl. Michel Foucault und Richard Sennett, »Sexuality and Solitude«, in: *Humanities in Review* 1.1, 1982, S. 3-21.
- 7 Ludwig Wittgenstein, *Das Blaue Buch*, Werkausgabe, Bd. 5, Frankfurt a. M., 1988, S. 82.

- 20 Wolfgang Schivelbusch, *The Railway Journal*, Berkeley 1986, S. 75.
- 21 Vgl. Richard Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, üb. von Reinhard Kaiser, Frankfurt a. M. 1983, S. 102.
- 22 Ebd., S. 247.
- 23 Augustus J. C. Hare, *Paris*, London, 1887, S. 5; zit. aus Donald J. Olsen, *Die Stadt als Kunstwerk. London, Paris, Wien*, S. 269.
- 24 Vgl. Reyner Banham, *The Well-Tempered Environment*, Chicago 1984, S. 18-44.
- 25 Elizabeth Hawes, *New York, New York: How the Apartment House Transformed the Life of the City, 1869-1930*, New York 1993, S. 231.
- 26 E. M. Forster, *Two Cheers for Democracy*, London 1972, S. 66.
- 27 Forster, *Wiedersehen in Howards End*, S. 149.
- 28 E. M. Forster, *Maurice*, New York 1993, S. 250.
- 29 Anonym, »The Glorified Spinster«, in: *Macmillan's Magazine* 58, 1888, S. 371 und 374.
- 30 Forster, *Wiedersehen in Howards End*, S. 234.
- 31 Ebd., S. 234.
- 32 Ebd., S. 398.
- 33 Ebd., S. 398 f.
- 34 Beide Bemerkungen zit. in Alistair M. Duckworth, *Howards End: E. M. Forster's House of Fiction*, New York 1992, S. 62.
- 35 Forster, *Wiedersehen in Howards End*, S. 126.
- 36 Brief an Forrest Reid vom 13. März 1913; zit. in P. N. Furbank, *E. M. Forster: A Life*, New York 1978, Bd. II, S. 14.
- 37 Martin Heidegger, »Bauen, Wohnen, Denken«, in: *Martin Heidegger, Vorträge und Aufsätze*, Bd. 7, Stuttgart 1994, S. 139-156, hier S. 155. Zuerst gehalten als Vorlesung in Darmstadt am 5. August 1951.
- 38 Alfred Kazin, »Howards End Revisited«, S. 32.

SCHLUSS
GESELLSCHAFTLICHE KÖRPER

- 1 Vgl. Jane Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Braunschweig u. a. 1993.
- 2 Statistiken über die Obdachlosen sind so widersprüchlich wie die Menschen, die sie erfassen; doch in den letzten Jahren hat sich im Sommer die Zahl der Obdachlosen von Manhattan bei etwa 30.000 eingependelt, im Winter zwischen 10.000 und 12.000; die Mehrzahl dieser entwurzelten Menschen sind alleinstehend. In den Außenbezirken der Stadt ist die Zahl der Obdachlosen geringer, hingegen ist der Prozentsatz der obdachlosen Familien oder von Teilen von Familien bei weitem größer.
- 3 Lewis Mumford, *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, üb. von Helmut Lindemann, 2 Bde., München 1984, Bd. 1, S. 490.
- 4 Jean Gottmann, *Megalopolis*, New York 1961, S. 736.

- 5 Zit. aus Robert Caro, *The Power Broker: Robert Moses and the Fall of New York*, New York 1974, S. 318.
- 6 Vgl. Caro, *The Power Broker*.
- 7 Herbert J. Gans, *The Levittowners. Soziographie einer »Schlafstadt«*, Gütersloh 1969, S. 198.
- 8 Ebd., S. 17.
- 9 Eine prägnante Darstellung dieser Veränderungen bietet Melvin M. Webber, »Revolution in Urban Development«, in *Housing: Symbol, Structure, Site*, Hg. Lisa Taylor, New York 1982, S. 64 f.
- 10 Vgl. zum Beispiel Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, üb. von Hans-Horst Henschen, Frankfurt a. M. 1984.
- 11 Vgl. Kevin Lynch, *Das Bild der Stadt*, üb. von Henmi Korssakoff-Schröder und Richard Michael, Gütersloh 1968; Erving Goffmann, *Relations in Space: Microstudies of the Public Order*, New York 1971.
- 12 Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 150.
- 13 Vgl. Robert Jay Clifton, *The Protean Self: Human Resilience in an Age of Fragmentation*, New York 1993.
- 14 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips. Werke*, Bd. 13, Frankfurt a. M., 1987, S. 3-69, hier S. 3.
- 15 Ebd., S. 27.
- 16 Ebd., S. 6.
- 17 Ebd., S. 7.
- 18 Elaine Scarry, *Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur*, üb. von Michael Bischoff, Frankfurt a. M. 1992, S. 241 f.

Georg Simmel

Die Grosstädte und das Geistesleben

ex: Die Grossstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. (Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, hrsg. von Th. Petermann, Band 9, 1903, S. 185-206, Dresden)

Die tiefsten Probleme des modernen Lebens quellen aus dem Anspruch des Individuums, die Selbständigkeit und Eigenart seines Daseins gegen die Übermächte der Gesellschaft, des geschichtlich Ererbten, der äußerlichen Kultur und Technik des Lebens zu bewahren - die letzterreichte Umgestaltung des Kampfes mit der Natur, den der primitive Mensch um seine *leibliche* Existenz zu führen hat.

Mag das 18. Jahrhundert zur Befreiung von allen historisch erwachsenen Bindungen in Staat und Religion, in Moral und Wirtschaft aufrufen, damit die ursprünglich gute Natur, die in allen Menschen die gleiche ist, sich ungehemmt entwickle; mag das 19. Jahrhundert neben der bloßen Freiheit die arbeitsteilige Besonderheit des Menschen und seiner Leistung fordern, die den Einzelnen unvergleichlich und möglichst unentbehrlich macht, ihn dadurch aber um so enger auf die Ergänzung durch alle anderen anweist; mag Nietzsche in dem rücksichtslosesten Kampf der Einzelnen oder der Sozialismus gerade in dem Niederhalten aller Konkurrenz die Bedingung für die volle Entwicklung der Individuen sehen - in alledem wirkt das gleiche Grundmotiv: der Widerstand des Subjekts, in einem gesellschaftlich-technischen Mechanismus nivelliert und verbraucht zu werden.

Wo die Produkte des spezifisch modernen Lebens nach ihrer Innerlichkeit gefragt werden, sozusagen der Körper der Kultur nach seiner Seele - wie mir dies heute gegenüber unseren Großstädten obliegt - wird die Antwort der Gleichung nachforschen müssen, die solche Gebilde zwischen den individuellen und den überindividuellen Inhalten des Lebens stiften, den Anpassungen der Persönlichkeit, durch die sie sich mit den ihr äußeren Mächten abfindet.

Die psychologische Grundlage, auf der der Typus großstädtischer Individualitäten sich erhebt, ist die *Steigerung des Nervenlebens*, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht.

Der Mensch ist ein Unterschiedswesen, d. h. sein Bewusstsein wird durch den Unterschied des augenblicklichen Eindrucks gegen den vorhergehenden angeregt; beharrende Eindrücke, Geringfügigkeit ihrer Differenzen, gewohnte Regelmäßigkeit ihres Ablaufs und ihrer Gegensätze verbrauchen sozusagen weniger Bewusstsein, als die rasche Zusammendrängung wechselnder Bilder, der schroffe Abstand innerhalb dessen, was man mit einem Blick umfasst, die Unerwartetheit sich aufdrängender Impressionen.

Indem die Großstadt gerade diese psychologischen Bedingungen schafft - mit jedem Gang über die Straße, mit dem Tempo und den Mannigfaltigkeiten des wirtschaftlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens - stiftet sie schon in den sinnlichen Fundamenten des Seelenlebens, in dem Bewusstseinsquantum, das sie uns wegen unserer Organisation als Unterschiedswesen abfordert, einen tiefen Gegensatz gegen die Kleinstadt und das Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes.

Daraus wird vor allem der intellektualistische Charakter des großstädtischen Seelenlebens begreiflich, gegenüber dem kleinstädtischen, das vielmehr auf das Gemüt und gefühlsmäßige Beziehungen gestellt ist.

Denn diese wurzeln in den unbewussteren Schichten der Seele und wachsen am ehesten an dem ruhigen Gleichmaß ununterbrochener Gewohnungen.

Der Ort des Verstandes dagegen sind die durchsichtigen, bewussten, obersten Schichten unserer Seele, er ist die anpassungsfähigste unserer inneren Kräfte; er bedarf, um sich mit dem Wechsel und Gegensatz der Erscheinungen abzufinden, nicht der Erschütterungen und des inneren Umgrabens, wodurch allein das konservativere *Gemüt* sich in den gleichen Rhythmus der Erscheinungen zu schicken wüsste.

So schafft der Typus des Großstädters, - der natürlich von tausend individuellen Modifikationen umspielt ist - sich ein Schutzorgan gegen die Entwurzelung, mit der die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen: statt mit dem Gemüte reagiert er auf diese im wesentlichen mit dem Verstande, dem die Steigerung des Bewusstseins, wie dieselbe Ursache sie erzeugte, die seelische Prerogative verschafft; damit ist die Reaktion auf jene Erscheinungen in das am wenigsten empfindliche, von den Tiefen der Persönlichkeit am weitesten abstehende psychische Organ verlegt.

Diese Verstandesmäßigkeit, so als ein Präservativ des subjektiven Lebens gegen die Vergewaltigungen der Großstadt erkannt, verzweigt sich in und mit vielfachen Einzelercheinungen.

Die Großstädte sind von jeher die Sitze der Geldwirtschaft gewesen, weil die Mannigfaltigkeit und Zusammendrängung des wirtschaftlichen Austausches dem Tauschmittel eine Wichtigkeit verschafft, zu der es bei der Spärlichkeit des ländlichen Tauschverkehrs nicht gekommen wäre.

Geldwirtschaft aber und Verstandesherrschaft stehen im tiefsten Zusammenhange. Ihnen ist gemeinsam die reine Sachlichkeit in der Behandlung von Menschen und Dingen, in der sich eine formale Gerechtigkeit oft mit rücksichtsloser Härte paart.

Der rein verstandesmäßige Mensch ist gegen alles eigentlich Individuelle gleichgültig, weil aus diesem sich Beziehungen und Reaktionen ergeben, die mit dem logischen Verstande nicht auszuschöpfen sind gerade wie in das Geldprinzip die Individualität der Erscheinungen nicht eintritt.

Denn das Geld fragt nur nach dem, was ihnen allen gemeinsam ist, nach dem Tauschwert, der alle Qualität und Eigenart auf die Frage nach dem bloßen Wieviel nivelliert.

Alle Gemütsbeziehungen zwischen Personen gründen sich auf deren Individualität, während die verstandesmäßigen mit den Menschen wie mit Zahlen rechnen, wie mit an sich gleichgültigen Elementen, die nur nach ihrer objektiv abwägbaren Leistung ein Interesse haben - wie der Großstädter mit seinen Lieferanten und seinen Abnehmern, seinen Dienstboten und oft genug mit den Personen seines gesellschaftlichen Pflichtverkehrs rechnet, im Gegensatz zu dem Charakter des kleineren Kreises, in dem die unvermeidliche Kenntnis der Individualitäten ebenso unvermeidlich eine gemütvollere Tönung des Verhaltens erzeugt, ein Jenseits der bloß objektiven Abwägung von Leistung und Gegenleistung.

Das Wesentliche auf wirtschaftspsychologischen Gebiet ist hier, dass in primitiveren Verhältnissen für den Kunden produziert wird, der die Ware bestellt, so dass Produzent und Abnehmer sich gegenseitig kennen.

Die moderne Großstadt aber nährt sich fast vollständig von der Produktion für den Markt, d. h. für völlig unbekannte, nie in den Gesichtskreis des eigentlichen Produzenten tretende Abnehmer.

Dadurch bekommt das Interesse beider Parteien eine unbarmherzige Sachlichkeit, ihr verstandesmäßig rechnender wirtschaftlicher Egoismus hat keine Ablenkung durch die Imponderabilien persönlicher Beziehungen zu fürchten.

Und dies steht offenbar mit der Geldwirtschaft, die in den Großstädten dominiert, und hier die letzten Reste der Eigenproduktion und des unmittelbaren Warentausches verdrängt hat und die Kundenarbeit täglich mehr reduziert -, in so enger Wechselwirkung, dass niemand zu sagen wüsste, ob zuerst jene seelische, intellektualistische Verfassung auf die Geldwirtschaft hindrängte, oder ob diese der bestimmende Faktor für jene war.

Sicher ist nur, dass die Form des großstädtischen Lebens der nähendste Boden für diese Wechselwirkung ist; was ich nur noch mit dem Ausspruch des bedeutendsten englischen Verfassungshistorikers belegen will: im Verlauf der ganzen englischen Geschichte habe London niemals als das Herz von England gehandelt, oft als sein Verstand und immer als sein Geldbeutel!

An einem scheinbar unbedeutenden Zuge auf der Oberfläche des Lebens vereinigen sich, nicht wenig charakteristisch, dieselben seelischen Strömungen.

Der moderne Geist ist mehr und mehr ein rechnender geworden.

Dem Ideale der Naturwissenschaft, die Welt in ein Rechenexempel zu verwandeln, jeden Teil ihrer in mathematischen Formeln festzulegen, entspricht die rechnerische Exaktheit des praktischen Lebens, die ihm die Geldwirtschaft gebracht hat; sie erst hat den Tag so vieler Menschen mit Abwägen, Rechnen, zahlenmäßigem Bestimmen, Reduzieren qualitativer Werte auf quantitative ausgefüllt.

Durch das rechnerische Wesen des Geldes ist in das Verhältnis der Lebenselemente eine Präzision, eine Sicherheit in der Bestimmung von Gleichheiten und Ungleichheiten, eine Unzweideutigkeit in Verabredungen und Ausmachungen gekommen - wie sie äußerlich durch die allgemeine Verbreitung der Taschenuhren bewirkt wird.

Es sind aber die Bedingungen der Großstadt, die für diesen Wesenszug so Ursache wie Wirkung sind.

Die Beziehungen und Angelegenheiten des typischen Großstädtlers pflegen so mannigfaltige und komplizierte zu sein, vor allem: durch die Anhäufung so vieler Menschen mit so differenzierten Interessen greifen ihre Beziehungen und Betätigungen zu einem so vielgliedrigen Organismus ineinander, dass ohne die genaueste Pünktlichkeit in Versprechungen und Leistungen das Ganze zu einem unentwirrbaren Chaos zusammenbrechen würde.

Wenn alle Uhren in Berlin plötzlich in verschiedener Richtung falschgehen würden, auch nur um den Spielraum einer Stunde, so wäre sein ganzes wirtschaftliches und sonstiges Verkehrsleben auf lange hinaus zerrüttet.

Dazu kommt, scheinbar noch äußerlicher, die Größe der Entfernungen, die alles Warten und Vergebenskommen zu einem gar nicht aufzubringenden Zeitaufwand machen.

So ist die Technik des großstädtischen Lebens überhaupt nicht denkbar, ohne dass alle Tätigkeiten und Wechselbeziehungen aufs pünktlichste in ein festes, übersubjektives Zeitschema eingeordnet würden.

Aber auch hier tritt hervor, was überhaupt nur die ganze Aufgabe dieser Betrachtungen sein kann: dass sich von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seelen schicken lässt, dass alle

banalsten Äußerlichkeiten schließlich durch Richtungslinien mit den letzten Entscheidungen über den Sinn und Stil des Lebens verbunden sind.

Die Pünktlichkeit, Berechenbarkeit, Exaktheit, die die Komplikationen und Ausgedehntheiten des großstädtischen Lebens ihm aufzwingen, steht nicht nur in engstem Zusammenhange mit ihrem geldwirtschaftlichen und ihrem intellektualistischen Charakter, sondern muss auch die Inhalte des Lebens färben und den Ausschluss jener irrationalen, instinktiven, souveränen Wesenszüge und Impulse begünstigen, die von sich aus die Lebensform bestimmen wollen, statt sie als eine allgemeine, schematisch präziserte von außen zu empfangen.

Wenn auch die durch solche charakterisierten, selbtherrlichen Existenzen keineswegs in der Stadt unmöglich sind, so sind sie doch ihrem Typus entgegengesetzt, und daraus erklärt sich der leidenschaftliche Hass von Naturen wie Ruskin und Nietzsche gegen die Großstadt - Naturen, die allein in dem unschematisch Eigenartigen, nicht für alle gleichmäßig Präzisierbaren den Wert des Lebens finden und denen deshalb aus der gleichen Quelle wie jener Hass, der gegen die Geldwirtschaft und gegen den Intellektualismus des Daseins quillt.

Dieselben Faktoren, die so in der Exaktheit und minutenhaften Präzision der Lebensform zu einem Gebilde von höchster Unpersönlichkeit zusammengeronnen sind, wirken andererseits auf ein höchst persönliches hin.

Es gibt vielleicht keine seelische Erscheinung, die so unbedingt der Großstadt vorbehalten wäre, wie die Blasiertheit.

Sie ist zunächst die Folge jener rasch wechselnden und in ihren Gegensätzen eng zusammengedrängten Nervenreize, aus denen uns auch die Steigerung der großstädtischen Intellektualität hervorzugehen schien; weshalb denn auch dumme und von vornherein geistig unlebendige Menschen nicht gerade blasiert zu sein pflegen.

Wie ein maßloses Genussleben blasiert macht, weil es die Nerven so lange zu ihren stärksten Reaktionen aufregt, bis sie schließlich überhaupt keine Reaktion mehr hergeben - so zwingen ihnen auch harmlosere Eindrücke durch die Raschheit und Gegensätzlichkeit ihres Wechsels so gewaltsame Antworten ab, reißen sie so brutal hin und her, dass sie ihre letzte Kraftreserve hergeben und, in dem gleichen Milieu verbleibend, keine Zeit haben, eine neue zu sammeln.

Die so entstehende Unfähigkeit, auf neue Reize mit der ihnen angemessenen Energie zu reagieren, ist eben jene Blasiertheit, die eigentlich schon jedes Kind der Großstadt im Vergleich mit Kindern ruhigerer und abwechslungsloserer Milieus zeigt.

Mit dieser physiologischen Quelle der großstädtischen Blasiertheit vereinigt sich die andere, die in der Geldwirtschaft fließt.

Das Wesen der Blasiertheit ist die Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge, nicht in dem Sinne, dass sie nicht wahrgenommen würden, wie von dem Stumpfsinnigen, sondern so, dass die Bedeutung und der Wert der Unterschiede der Dinge und damit der Dinge selbst als nichtig empfunden wird.

Sie erscheinen dem Blasierten in einer gleichmäßig matten und grauen Tönung, keines wert, dem anderen vorgezogen zu werden.

Diese Seelenstimmung ist der getreue subjektive Reflex der völlig durchgedrungenen Geldwirtschaft; indem das Geld alle Mannigfaltigkeiten der Dinge gleichmäßig aufwiegt, alle qualitativen Unterschiede zwischen ihnen durch Unterschiede des Wieviel ausdrückt, indem das Geld, mit seiner Farblosigkeit und Indifferenz, sich zum Generalnenner aller Werte

aufwirft, wird es der fürchterlichste Nivellierer, es höhlt den Kern der Dinge, ihre Eigenart, ihren spezifischen Wert, ihre Unvergleichbarkeit rettungslos aus.

Sie schwimmen alle mit gleichem spezifischem Gewicht in dem fortwährend bewegten Geldstrom, liegen alle in derselben Ebene und unterscheiden sich nur durch die Größe der Stücke, die sie von dieser decken.

Im einzelnen Fall mag diese Färbung oder vielmehr Entfärbung der Dinge durch ihre Äquivalenz mit dem Gelde unmerkbar klein sein; in dem Verhältnis aber, das der Reiche zu den für Geld erwerbenden Objekten hat, ja vielleicht schon in dem Gesamtcharakter, den der öffentliche Geist jetzt diesen Objekten allenthalben erteilt, ist er zu einer sehr merkbaren Größe angehäuft.

Darum sind die Großstädte, die Hauptsitze des Geldverkehrs und in denen die Käuflichkeit der Dinge sich in ganz anderem Umfange aufdrängt, als in kleineren Verhältnissen, auch die eigentlichen Stätten der Blasiertheit.

In ihr gipfelt sich gewissermaßen jener Erfolg der Zusammendrängung von Menschen und Dingen auf, die das Individuum zu seiner höchsten Nervenleistung reizt; durch die bloß quantitative Steigerung der gleichen Bedingungen schlägt dieser Erfolg in sein Gegenteil um, in diese eigentümliche Anpassungserscheinung der Blasiertheit, in der die Nerven ihre letzte Möglichkeit, sich mit den Inhalten und der Form des Großstadtlebens abzufinden, darin entdecken, dass sie sich der Reaktion auf sie versagen - die Selbsterhaltung gewisser Naturen, um den Preis, die ganze objektive Welt zu entwerten, was dann am Ende die eigene Persönlichkeit unvermeidlich in ein Gefühl gleicher Entwertung hinabzieht.

Während das Subjekt diese Existenzform ganz mit sich abzumachen hat, verlangt ihm seine Selbsterhaltung gegenüber der Großstadt ein nicht weniger negatives Verhalten sozialer Natur ab.

Die geistige Haltung der Großstädter zu einander wird man in formaler Hinsicht als Reserviertheit bezeichnen dürfen.

Wenn der fortwährenden äußeren Berührung mit unzähligen Menschen so viele innere Reaktionen antworten sollten, wie in der kleinen Stadt, in der man fast jeden Begegnenden kennt und zu jedem ein positives Verhältnis hat, so würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbare seelische Verfassung geraten.

Teils dieser psychologische Umstand, teils das Recht auf Misstrauen, das wir gegenüber den in flüchtiger Berührung vorüberstreifenden Elementen des Großstadtlebens haben, nötigt uns zu jener Reserve, infolge deren wir jahrelange Hausnachbarn oft nicht einmal von Ansehen kennen und die uns dem Kleinstädter so oft als kalt und gemüßlos erscheinen lässt.

Ja, wenn ich mich nicht täusche, ist die Innenseite dieser äußeren Reserve nicht nur Gleichgültigkeit, sondern, häufiger als wir es uns zum Bewusstsein bringen, eine leise Aversion, eine gegenseitige Fremdheit und Abstoßung, die in dem Augenblick einer irgendwie veranlassten nahen Berührung sogleich in Hass und Kampf ausschlagen würde.

Die ganze innere Organisation eines derartig ausgedehnten Verkehrslebens beruht auf einem äußerst mannigfaltigen Stufenbau von Sympathien, Gleichgültigkeiten und Aversionen der kürzesten wie der dauerndsten Art.

Die Sphäre der Gleichgültigkeit ist dabei nicht so groß, wie es oberflächlich scheint; die Aktivität unserer Seele antwortet doch fast auf jeden Eindruck seitens eines anderen Menschen mit einer irgendwie bestimmten Empfindung, deren Unbewusstheit, Flüchtigkeit und Wechsel sie nur in eine Indifferenz aufzuheben scheint.

Tatsächlich wäre diese letztere uns ebenso unnatürlich, wie die Verschwommenheit wahlloser gegenseitiger Suggestion unerträglich, und vor diesen beiden typischen Gefahren der Großstadt bewahrt uns die Antipathie, das latente und Vorstadium des praktischen Antagonismus, sie bewirkt die Distanzen und Abwendungen, ohne die diese Art Leben überhaupt nicht geführt werden könnte: ihre Maße und ihre Mischungen, der Rhythmus ihres Auftauchens und Verschwindens, die Formen, in denen ihr genügt wird - dies bildet mit den im engeren Sinne vereinheitlichenden Motiven ein untrennbares Ganzes der großstädtischen Lebensgestaltung: was in dieser unmittelbar als Dissoziierung erscheint, ist so in Wirklichkeit nur eine ihrer elementaren Sozialisierungsformen.

Diese Reserviertheit mit dem Oberton versteckter Aversion erscheint aber nun wieder als Form oder Gewand eines viel allgemeineren Geisteswesens der Großstadt.

Sie gewährt nämlich dem Individuum eine Art und ein Maß persönlicher Freiheit, zu denen es in anderen Verhältnissen gar keine Analogie gibt: sie geht damit auf eine der großen Entwicklungstendenzen des gesellschaftlichen Lebens überhaupt zurück, auf eine der wenigen, für die eine annähernd durchgängige Formel auffindbar ist.

Das früheste Stadium sozialer Bildungen, das sich an den historischen, wie an gegenwärtig sich gestaltenden findet, ist dieses: ein relativ kleiner Kreis, mit starkem Abschluss gegen benachbarte, fremde, oder irgendwie antagonistische Kreise, dafür aber mit einem um so engeren Zusammenschluss in sich selbst, der dem einzelnen Mitglied nur einen geringen Spielraum für die Entfaltung eigenartiger Qualitäten und freier, für sich selbst verantwortlicher Bewegungen gestattet.

So beginnen politische und familiäre Gruppen, so Parteibildungen, so Religionsgenossenschaften; die Selbsterhaltung sehr junger Vereinigungen fordert strenge Grenzsetzung und zentripetale Einheit und kann deshalb dem Individuum keine Freiheit und Besonderheit innerer und äußerer Entwicklung einräumen.

Von diesem Stadium aus geht die soziale Evolution gleichzeitig nach zwei verschiedenen und dennoch sich entsprechenden Seiten.

In dem Maß, in dem die Gruppe wächst numerisch, räumlich, an Bedeutung und Lebensinhalten - in eben dem lockert sich ihre unmittelbare innere Einheit, die Schärfe der ursprünglichen Abgrenzung gegen andere wird durch Wechselbeziehungen und Konnexionen gemildert; und zugleich gewinnt das Individuum Bewegungsfreiheit, weit über die erste, eifersüchtige Eingrenzung hinaus, und eine Eigenart und Besonderheit, zu der die Arbeitsteilung in der größer gewordenen Gruppe Gelegenheit und Nötigung gibt.

Nach dieser Formel hat sich der Staat und das Christentum, Zünfte und politische Parteien und unzählige andere Gruppen entwickelt, so sehr natürlich die besonderen Bedingungen und Kräfte der einzelnen das allgemeine Schema modifizieren.

Es scheint mir aber auch deutlich an der Entwicklung der Individualität innerhalb des städtischen Lebens erkennbar.

Das Kleinstadtleben in der Antike wie im Mittelalter legte dem Einzelnen Schranken der Bewegung und Beziehungen nach außen, der Selbständigkeit und Differenzierung nach innen hin auf, unter denen der moderne Mensch nicht atmen könnte. Noch heute empfindet der Großstädter, in die Kleinstadt versetzt, eine wenigstens der Art nach gleiche Beengung.

Je kleiner ein solcher Kreis ist, der unser Milieu bildet, je beschränkter die grenzenlösenden Beziehungen zu anderen, desto ängstlicher wacht er über die Leistungen, die Lebensführung, die Gesinnungen des Individuums, desto eher würde eine quantitative und qualitative Sonderart den Rahmen des Ganzen sprengen.

Die antike Polis scheint nach dieser Richtung ganz den Charakter der Kleinstadt gehabt zu haben.

Die fortwährende Bedrohtheit ihrer Existenz durch Feinde von nah und fern bewirkte jenen straffen Zusammenhalt in politischer und militärischer Beziehung, jene Beaufsichtigung des Bürgers durch den Bürger, jene Eifersucht der Gesamtheit gegen den Einzelnen, dessen Sonderleben so in einem Maße niedergehalten war, für das er sich höchstens durch den Despotismus seinem Hause gegenüber schadlos halten konnte.

Die ungeheure Bewegtheit und Erregtheit, die einzigartige Farbigkeit des athenischen Lebens erklärt sich vielleicht daraus, dass ein Volk von unvergleichlich individuell angelegten Persönlichkeiten gegen den steten inneren und äußeren Druck einer entindividualisierenden Kleinstadt ankämpfte.

Dies erzeugte eine Atmosphäre von Gespanntheit, in der die schwächeren niedergehalten und die starken zu den leidenschaftlichsten Selbstbewährungen angereizt wurden.

Und eben damit gelangte in Athen dasjenige zur Blüte, was man, ohne es genau umschreiben zu können, als »das allgemein Menschliche« in der geistigen Entwicklung unserer Art bezeichnen muss.

Denn dies ist der Zusammenhang, dessen sachliche wie geschichtliche Gültigkeit hier behauptet wird: die allerweitesten und allgemeinsten Inhalte und Formen des Lebens sind mit den allerindividuellsten innig verbunden; beide haben ihr gemeinsames Vorstadium oder auch ihren gemeinsamen Gegner an engen Gestaltungen und Gruppierungen, deren Selbsterhaltung sie ebenso gegen das Weite und Allgemeine außer ihnen wie gegen das frei Bewegte und Individuelle innerhalb ihrer zur Wehre setzt.

Wie in der Feudalzeit der "freie" Mann derjenige war, der unter Landrecht stand, d. h. unter dem Recht des größten sozialen Kreises, unfrei aber, wer sein Recht nur aus dem engen Kreise eines Feudalverbandes, unter Ausschluss von jenem, zog - so ist heute, in einem vergeistigten und verfeinerten Sinn, der Großstädter »frei« im Gegensatz zu den Kleinlichkeiten und Präjudizierungen, die den Kleinstädter einengen.

Denn die gegenseitige Reserve und Indifferenz, die geistigen Lebensbedingungen großer Kreise, werden in ihrem Erfolg für die Unabhängigkeit des Individuums nie stärker gefühlt, als in dem dichtesten Gewühl der Großstadt, weil die körperliche Nähe und Enge die geistige Distanz erst recht anschaulich macht; es ist offenbar nur der Revers dieser Freiheit, wenn man sich unter Umständen nirgends so einsam und verlassen fühlt, als eben in dem großstädtischen Gewühl; denn hier wie sonst ist es keineswegs notwendig, dass die Freiheit des Menschen sich in seinem Gefühlsleben als Wohlbefinden spiegele.

Es ist nicht nur die unmittelbare Größe von Bezirk und Menschenzahl, die, wegen der weltgeschichtlichen Korrelation zwischen der Vergrößerung des Kreises und der persönlichen, innerlich-äußerlichen Freiheit, die Großstadt zum Sitz der letzteren macht, sondern, über diese anschauliche Weite noch hinausgreifend, sind die Großstädte auch die Sitze des Kosmopolitismus gewesen.

Vergleichbar der Form der Vermögensentwicklung - jenseits einer gewissen Höhe pflegt der Besitz sich in immer rascheren Progressionen und wie von selbst zu steigern - vergrößern sich der Gesichtskreis, die wirtschaftlichen, persönlichen, geistigen Beziehungen der Stadt, ihr ideelles Weichbild, wie in geometrischer Progression, sobald erst einmal eine gewisse Grenze überschritten ist; jede gewonnene dynamische Ausdehnung ihrer wird zur Staffel, nicht für eine gleiche, sondern für eine größere nächste Ausdehnung, an jeden Faden, der sich von ihr aus spinnet, wachsen dann wie von selbst immer neue an, gerade wie innerhalb der Stadt das *unearned increment* der Bodenrente dem Besitzer durch die bloße Hebung

des Verkehrs ganz von selbst wachsende Gewinne zuführt.

An diesem Punkt setzt sich die Quantität des Lebens sehr unmittelbar in Qualität und Charakter um.

Die Lebenssphäre der Kleinstadt ist in der Hauptsache in und mit ihr selbst beschlossen.

Für die Großstadt ist dies entscheidend, dass ihr Innenleben sich in Wellenzügen über einen weiten nationalen oder internationalen Bezirk erstreckt.

Weimar ist keine Gegeninstanz, weil eben diese Bedeutung seiner an einzelne Persönlichkeiten geknüpft war und mit ihnen starb, während die Großstadt gerade durch ihre wesentliche Unabhängigkeit selbst von den bedeutendsten Einzelpersönlichkeiten charakterisiert wird - das Gegenbild und der Preis der Unabhängigkeit, die der Einzelne innerhalb ihrer genießt.

Das bedeutsamste Wesen der Großstadt liegt in dieser funktionellen Größe jenseits ihrer physischen Grenzen: und diese Wirksamkeit wirkt wieder zurück und gibt ihrem Leben Gewicht, Erheblichkeit, Verantwortung.

Wie ein Mensch nicht zu Ende ist mit den Grenzen seines Körpers oder des Bezirkes, den er mit seiner Tätigkeit unmittelbar erfüllt, sondern erst mit der Summe der Wirkungen, die sich von ihm aus zeitlich und räumlich erstrecken: so besteht auch eine Stadt erst aus der Gesamtheit der über ihre Unmittelbarkeit hinausreichenden Wirkungen.

Dies erst ist ihr wirklicher Umfang, in dem sich ihr Sein ausspricht.

Dies weist schon darauf hin, die individuelle Freiheit, das logische und historische Ergänzungsglied solcher Weite, nicht nur im negativen Sinne zu verstehen, als bloße Bewegungsfreiheit und Wegfall von Vorurteilen und Philistrositäten; ihr Wesentliches ist doch, dass die Besonderheit und Unvergleichbarkeit, die schließlich jede Natur irgendwo besitzt, in der Gestaltung des Lebens zum Ausdruck komme.

Dass wir den Gesetzen der eigenen Natur folgen und dies ist doch Freiheit ist - wird uns und anderen erst dann ganz anschaulich und überzeugend, wenn die Äußerungen dieser Natur sich auch von denen anderer unterscheiden; erst unsere Unverwechselbarkeit mit anderen erweist, dass unsere Existenzart uns nicht von anderen aufgezwungen ist.

Die Städte sind zunächst die Sitze der höchsten wirtschaftlichen Arbeitsteilung; sie erzeugen darin so extreme Erscheinungen, wie in Paris den einträglichen Beruf des Quatorzième: Personen, durch Schilder an ihren Wohnungen kenntlich, die sich zur Dinerstunde in angemessenem Kostüm bereit halten, um schnell herangeholt zu werden, wo sich in einer Gesellschaft 13 am Tisch befinden.

Genau im Maße ihrer Ausdehnung bietet die Stadt immer mehr die entscheidenden Bedingungen der Arbeitsteilung: einen Kreis, der durch seine Größe für eine höchst mannigfaltige Vielheit von Leistungen aufnahmefähig ist, während zugleich die Zusammendrängung der Individuen und ihr Kampf um den Abnehmer den Einzelnen zu einer Spezialisierung der Leistung zwingt, in der er nicht so leicht durch einen anderen verdrängt werden kann.

Das Entscheidende ist, dass das Stadtleben den Kampf für den Nahrungserwerb mit der Natur in einen Kampf um den Menschen verwandelt hat, dass der umkämpfte Gewinn hier nicht von der Natur, sondern vom Menschen gewährt wird.

Denn hierin fließt nicht nur die eben angedeutete Quelle der Spezialisierung, sondern die

tiefer: der Anbietende muss in dem Umworbenen immer neue und eigenartigere Bedürfnisse hervorzurufen suchen.

Die Notwendigkeit, die Leistung zu spezialisieren, um eine noch nicht ausgeschöpfte Erwerbsquelle, eine nicht leicht ersetzbare Funktion zu finden, drängt auf Differenzierung, Verfeinerung, Bereicherung der Bedürfnisse des Publikums, die ersichtlich zu wachsenden personalen Verschiedenheiten innerhalb dieses Publikums führen müssen.

Und dies leitet zu der im engeren Sinne geistigen Individualisierung seelischer Eigenschaften über, zu der die Stadt im Verhältnis ihrer Größe Veranlassung gibt.

Eine Reihe von Ursachen liegt auf der Hand.

Zunächst die Schwierigkeit, in den Dimensionen des großstädtischen Lebens die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.

Wo die quantitative Steigerung von Bedeutung und Energie an ihre Grenze kommen, greift man zu qualitativer Besonderung, um so, durch Erregung der Unterschiedsempfindlichkeit, das Bewusstsein des sozialen Kreises irgendwie für sich zu gewinnen: was dann schließlich zu den tendenziösesten Wunderlichkeiten verführt, zu den spezifisch großstädtischen Extravaganzen des Apartseins, der Caprice, des Pretiosentums, deren Sinn gar nicht mehr in den Inhalten solchen Benehmens, sondern nur in seiner Form des Andersseins, des Sich-Heraushebens und dadurch Bemerklichwerdens liegt - für viele Naturen schließlich noch das einzige Mittel, auf dem Umweg über das Bewusstsein der anderen irgend eine Selbstschätzung und das Bewusstsein einen Platz auszufüllen, für sich zu retten.

In demselben Sinne wirkt ein unscheinbares, aber seine Wirkungen doch wohl merkbar summierendes Moment: die Kürze und Seltenheit der Begegnungen, die jedem Einzelnen mit dem anderen - verglichen mit dem Verkehr der kleinen Stadt - gegönnt sind.

Denn hierdurch liegt die Versuchung, sich pointiert, zusammengedrängt, möglichst charakteristisch zu geben, außerordentlich viel näher, als wo häufiges und langes Zusammenkommen schon für ein unzweideutiges Bild der Persönlichkeit im anderen sorgen.

Der tiefste Grund indes, aus dem grade die Großstadt den Trieb zum individuellsten persönlichen Dasein nahe legt - gleichviel ob immer mit Recht und immer mit Erfolg - scheint mir dieser.

Die Entwicklung der modernen Kultur charakterisiert sich durch das Übergewicht dessen, was man den objektiven Geist nennen kann, über den subjektiven, d. h., in der Sprache wie im Recht, in der Produktionstechnik wie in der Kunst, in der Wissenschaft wie in den Gegenständen der häuslichen Umgebung ist eine Summe von Geist verkörpert, deren täglichem Wachsen die geistige Entwicklung der Subjekte nur sehr unvollständig und in immer weiterem Abstand folgt.

Übersehen wir etwa die ungeheure Kultur, die sich seit 100 Jahren in Dingen und Erkenntnissen, in Institutionen und Komforten verkörpert hat, und vergleichen wir damit den Kulturfortschritt der Individuen in derselben Zeit - wenigstens in den höheren Ständen - so zeigt sich eine erschreckende Wachstumsdifferenz zwischen beiden, ja in manchen Punkten eher ein Rückgang der Kultur der Individuen in Bezug auf Geistigkeit, Zartheit, Idealismus.

Diese Diskrepanz ist im wesentlichen der Erfolg wachsender Arbeitsteilung; denn eine solche verlangt vom Einzelnen eine immer einseitigere Leistung, deren höchste Steigerung seine Persönlichkeit als ganze oft genug verkümmern lässt.

Jedenfalls, dem Überwuchern der objektiven Kultur ist das Individuum weniger und weniger

gewachsen.

Vielleicht weniger bewusst, als in der Praxis und in den dunklen Gesamtgefühlen, die ihr entstammen, ist es zu einer *quantité négligeable* herabgedrückt, zu einem Staubkorn gegenüber einer ungeheuren Organisation von Dingen und Mächten, die ihm alle Fortschritte, Geistigkeiten, Werte allmählich aus der Hand spielen und sie aus der Form des Subjektiven in die eines rein objektiven Lebens überführen.

Es bedarf nur des Hinweises, dass die Großstädte die eigentlichen Schauplätze dieser, über alles Persönliche hinauswachsenden Kultur sind.

Hier bietet sich in Bauten und Lehranstalten, in den Wundern und Komforten der raumüberwindenden Technik, in den Formungen des Gemeinschaftslebens und in den sichtbaren Institutionen des Staates eine so überwältigende Fülle kristallisierten, unpersönlich gewordenen Geistes, dass die Persönlichkeit sich sozusagen dagegen nicht halten kann.

Das Leben wird ihr einerseits unendlich leicht gemacht, indem Anregungen, Interessen, Ausfüllungen von Zeit und Bewusstsein sich ihr von allen Seiten anbieten und sie wie in einem Strome tragen, in dem es kaum noch eigener Schwimmbewegungen bedarf.

Andererseits aber setzt sich das Leben doch mehr und mehr aus diesen unpersönlichen Inhalten und Darbietungen zusammen, die die eigentlich persönlichen Färbungen und Unvergleichlichkeiten verdrängen wollen; so dass nun gerade, damit dieses Persönlichste sich rette, es ein Äußerstes an Eigenart und Besonderung aufbieten muss; es muss dieses übertreiben, um nur überhaupt noch hörbar, auch für sich selbst, zu werden.

Die Atrophie der individuellen durch die Hypertrophie der objektiven Kultur ist ein Grund des grimmigen Hasses, den die Prediger des äußersten Individualismus, Nietzsche voran, gegen die Großstädte hegen, aber auch ein Grund, weshalb sie gerade in den Großstädten so leidenschaftlich geliebt sind, grade dem Großstädter als die Verkünder und Erlöser seiner unbefriedigtesten Sehnsucht erscheinen.

Indem man diese beiden Formen des Individualismus, die von den quantitativen Verhältnissen der Großstadt genährt werden: die individuelle Unabhängigkeit und die Ausbildung persönlicher Sonderart - nach ihrer geschichtlichen Stellung fragt, gewinnt die Großstadt einen ganz neuen Wert in der Weltgeschichte des Geistes.

Das 18. Jahrhundert fand das Individuum in vergewaltigenden, sinnlos gewordenen Bindungen politischer und agrarischer, zünftiger und religiöser Art vor - Beengungen, die dem Menschen gleichsam eine unnatürliche Form und längst ungerechte Ungleichheiten aufzuzwangen.

In dieser Lage entstand der Ruf nach Freiheit und Gleichheit - der Glaube an die volle Bewegungsfreiheit des Individuums in allen sozialen und geistigen Verhältnissen, die sogleich in allen den gemeinsamen edlen Kern würde hervortreten lassen, wie die Natur ihn in jeden gelegt und Gesellschaft und Geschichte ihn nur verbildet hätten.

Neben diesem Ideal des Liberalismus wuchs im 19. Jahrhundert, durch Goethe und die Romantik einerseits, die wirtschaftliche Arbeitsteilung andererseits, das weitere auf: die von den historischen Bindungen befreiten Individuen wollen sich nun auch von einander unterscheiden.

Nicht mehr der »allgemeine Mensch« in jedem Einzelnen, sondern gerade qualitative Einzigkeit und Unverwechselbarkeit sind jetzt die Träger seines Wertes.

In dem Kampf und den wechselnden Verschlingungen dieser beiden Arten, dem Subjekte seine Rolle innerhalb der Gesamtheit zu bestimmen, verläuft die äußere wie die innere Geschichte unserer Zeit.

Es ist die Funktion der Großstädte, den Platz für den Streit und für die Einigungsversuche beider herzugeben, indem ihre eigentümlichen Bedingungen sich uns als Gelegenheiten und Reize für die Entwicklung beider offenbart haben.

Damit gewinnen sie einen ganz einzigen, an unübersehbaren Bedeutungen fruchtbaren Platz in der Entwicklung des seelischen Daseins, sie enthüllen sich als eines jener großen historischen Gebilde, in denen sich die entgegengesetzten, das Leben umfassenden Strömungen wie zu gleichen Rechten zusammenfinden und entfalten.

Damit aber treten sie, mögen ihre einzelnen Erscheinungen uns sympathisch oder antipatisch berühren, ganz aus der Sphäre heraus, der gegenüber uns die Attitüde des Richters ziemte.

Indem solche Mächte in die Wurzel wie in die Krone des ganzen geschichtlichen Lebens eingewachsen sind, dem wir in dem flüchtigen Dasein einer Zelle angehören - ist unsere Aufgabe nicht, anzuklagen oder zu verzeihen, sondern allein zu verstehen.*

* Der Inhalt dieses Vortrags geht seiner Natur nach nicht auf eine anzuführende Literatur zurück. Begründung und Ausführung seiner kulturgeschichtlichen Hauptgedanken ist in meiner »Philosophie des Geldes« gegeben.

he new metropolis – die neue metropole 1/2011

ein jährliches Periodikum für inter- und transdisziplinäre
Metropolenforschung der HafenCity Universität Hamburg –
Universität für Baukunst und Metropolenentwicklung (HCU)

STADT UND URBANITÄT

Transdisziplinäre Perspektiven

herausgegeben von
Markus Messling, Dieter Läßle und Jürgen Trabant

Mit Beiträgen von
Dieter Läßle, Markus Messling,
Jürgen Trabant, Bartholomäus Grill,
Hartmut Häußermann, Susanne Frank,
Kerstin Evert, Mara Kurotschka, Konrad Ehlich,
Heike Wiese, Christopher M. Hutton,
Sigrid Weigel, Ottmar Ette, Niklas Bender,
Franck Hofmann, Franz Oswald,
A.J.M. Roobeek, Uli Hellweg,
Jörn Walter

Kulturverlag Kadmos Berlin



Stadt und Urbanität im Zeitalter der Städte

Dieter Läßle/Markus Messling/Jürgen Trabant

Der Stadt gehört die Zukunft, und die Zukunft wird in den Städten entschieden. Auf diese kurze Formel könnte man die Diskurse über die erstaunliche Wiederkehr der Stadt bringen. In den Städten verdichten sich die aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen wie in einem Brennglas, hier stellen sich die zentralen sozialen, ökonomischen, ökologischen, kulturellen und baulich-räumlichen Herausforderungen und Probleme des 21. Jahrhunderts. Deshalb sind die Städte zugleich die zentralen Verhandlungsorte der Frage, wie wir in Zukunft leben wollen. Hier entscheiden sich die Fragen der gesellschaftlichen Teilhabe, also der ökonomischen, politischen und sozialen Integration, und die Möglichkeit eines zivileren und nachhaltigeren gesellschaftlichen Lebens.

In ihrem Bericht zur Lage der Städte in der Welt verwies UN-HABITAT, das Zentrum der Vereinten Nationen für menschliche Siedlungen, vor wenigen Jahren auf zwei historische Wegmarken: Im Jahr 2007 zog irgendein Mensch in eine Stadt oder wurde in einer Stadt geboren, ein alltägliches, eigentlich unbedeutendes Ereignis, von dem niemand weiß, wann genau und wo es stattfand, aber plötzlich lebten damit zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Und es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, dass dieser Mensch, mit dem das neue »urbane Zeitalter« begonnen hat, in einem Slum geboren wurde oder in einen städtischen Slum geflüchtet ist, um der Armut des Landes zu entkommen. Denn im Jahr 2007 hat die Zahl der Menschen, die in Slums wohnen, die Milliardenmarke überschritten, wodurch inzwischen jeder dritte Stadtbewohner in einem Slum lebt.¹ Die Stadt steht somit, wie seit ihren frühen Ursprüngen, für Hoffnung und Bedrohung, sie ist ein Ort für Lebenschancen und ein Ort permanenter Krisen, ist Sinnbild für Utopia, die Vorstellung von einem besseren Leben, und für Dystopia, das düstere Bild von sozialer Zerrissenheit, Kriminalität und Verfall. Die ehemalige Direktorin von UN-HABITAT, Anna Tibajuka, warnte angesichts der rapiden Urbanisierung in den Entwicklungsländern vor einer »urbanen sozialen Zeitbombe«, die bald explodieren könne: »Diese Bombe besteht aus sozialer Ungleichheit, Diskriminierung, Vorurteilen und Ausgrenzung, und alle diese Probleme verschärfen sich massiv in den überbevölkerten Vierteln der weltweit rapide wachsenden Slums (die das meiste städtische Wachstum der Entwicklungsländer verzeichnen) und in den ärmeren Quartieren

¹ UN-HABITAT (2006: IV).

der reicheren Länder.«² Um dieser Gefahr zu begegnen, fordert Tibaijuka, »inklusive Städte zu schaffen, mehr Brücken als Festungen zu bauen und unsere städtischen Landschaften in Orte für Lebenschancen zu verwandeln«³.

Welche Auswirkungen wird der Triumph der Stadt über das Land für das Konzept der Stadt haben? Wird das Konzept der Stadt hinfällig oder inhaltsleer werden, wenn sich »der ganze Erdball in einen riesigen Bienenkorb von Stadt«⁴ verwandelt, wenn also die Welt zunehmend zur Stadt wird – was ja auch einer Form ihres Verschwindens gleichkäme?

Vor dem Hintergrund der zentrifugalen und dezentralisierenden Tendenzen, die in den letzten fünf Jahrzehnten die Entwicklung der Städte und Stadtregionen in den entwickelten Ländern geprägt haben, war vielfach die Rede von der »Auflösung« der Städte: »Die Merkmale der europäischen Stadt wandeln sich, verschwinden oder sind doch nicht mehr an die Stadt als ihren besonderen Ort gebunden.«⁵ So skizzierte Walter Siebel beispielhaft die abnehmende Bedeutung der tradierten Stadt und ihrer spezifisch urbanen Lebensweise in der Folge der zentrifugalen Kraft der Suburbanisierung gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Die Grenzen zwischen Stadt und Land hatten sich aufgelöst, und städtisch war es inzwischen überall und nirgendwo – so zumindest schien es bis zur Jahrhundertwende. Es ist sicherlich eines der bemerkenswertesten Ergebnisse der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse der letzten zwei Jahrzehnte, dass sich in den entwickelten Ländern eine eindrucksvolle »städtische Wende« im Sinne eines neuen Bedeutungsgewinns der Stadt vollzog. Gegenwärtig sind wir konfrontiert mit einer erstaunlichen Wiederentdeckung der Stadt – die Stadt als bevorzugter Wohn- und Arbeitsort, die Stadt als Thema der Literatur, des Films oder von Fernsehserien, die Stadt als Ziel des Tourismus oder als zentrale Arena von sozialen und politischen Bewegungen, wie der Bewegung *Recht auf Stadt*⁶ oder den städtischen Massenprotesten gegen korrupte Regime.

Mit der Wiederentdeckung der Stadt verbreitete sich auch wieder die Rede von der Urbanität, allerdings scheint die aktuelle Karriere dieses Wortes stark mit der Diffusität ihrer möglichen Inhalte verbunden zu sein. Das Spektrum reicht von der inhaltsleeren Werbeformel des »urbanen Flairs« im Städtemarketing, über ein subjektives Verständnis vom angenehmen Stadtleben bis zu dem emphatischen Konzept der Urbanität als Stadtkultur, einer Kultur der Differenz, der prinzipiellen Offenheit, der demokratischen Willensbildung selbstbestimmter Bürger und der gesellschaftlichen Teilhabe. Unter Urbanität wird im weitesten Sinne die spezifische Qualität des Städtischen verstanden,

oder die »städtische Lebensweise«, also das, was die Lebensart des Städters von der des Nichtstädters unterscheidet. Nach Walter Siebel ist mit dem Konzept der Urbanität immer auch eine normative Vorstellung von der Qualität städtischen Lebens verbunden. Die bloße Tatsache, in der Stadt zu leben, reicht nicht aus, um von urbaner Lebensweise zu sprechen. »Urbanität meint eine besondere alltägliche Lebensweise des Städters, die in utopischer Perspektive über die bestehende Gesellschaft hinaus auf eine bessere Gesellschaft verweist.«⁷ Somit bildet nicht nur jede Gesellschaft und jede historische Epoche eine spezifische Form der Urbanität heraus, sondern das, was jeweils als Qualität des städtischen Lebens begriffen wird, hängt auch von der spezifischen Lebensqualität ab und damit von den unterschiedlichen Interessenlagen sozialer Gruppen. Und diese Unterschiede müssen im städtischen Zusammenleben bewusst ausgehalten werden. Urbanität lebt von Vielfalt, sei es in sozialer oder ethnischer Hinsicht. In den städtischen Räumen verdichten sich Mannigfaltigkeit und Differenzen. Gleichzeitig bilden sich zum Schutz vor Überforderung und Anomie sozialräumliche Strukturen heraus, wie das von Park beschriebene »Mosaik aus kleinen Welten«⁸, die kulturelle Differenz und soziale Integration zugleich ermöglichen sollen. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage der Gestaltung des Stadtraumes als eine Frage öffentlichen politischen, sozialen und kulturellen Interesses. Welche Rolle hat die Gestaltung des Stadtraumes für die Entstehung und Beförderung von Urbanität? Dies ist eine Frage, die in verschiedenen Beiträgen dieses Bandes ausführlich diskutiert wird. Um die Urbanität im Sinne einer Stadtkultur zu befördern, gilt es vor allem günstige Rahmenbedingungen, für die prinzipielle Offenheit der Stadt zu schaffen, »im Sinne des Unvoreingenommenen wie des Zugänglichen, im Sinne des Unterschiedlichen wie des Widersprüchlichen, im Sinne des Abwechslungsreichen wie des Experimentellen, last not least im Sinne der Chancen, die das Stadtleben bietet, sowohl an (Entfaltungs-) Möglichkeiten wie an Zufällen«⁹.

Leben in Städten ist widersprüchliches Leben: zwischen physischer Nähe und sozialer und kultureller Distanz, zwischen Anonymität und Identifikation. Und Urbanität ist Ausdruck der grundlegenden Ambivalenz städtischen Lebens, Emanzipationsversprechen und Zumutung zugleich zu sein. Dabei sind beide Aspekte untrennbar verbunden. Dass dies nicht immer verstanden und akzeptiert wird, karikiert Gerhard Matzig wie folgt: »Urbanität ist etwas, das fast jeder will in Deutschland – aber kaum jemand hält sie aus.«¹⁰ Es wird – so Matzig – vom »urbanen Flair« gefaselt« und gleichzeitig gegen den Kindergarten vor Gericht geklagt, gegen den Bau von Moscheen mobilisiert, Überwachungskameras werden installiert und *gated communities* ersonnen. Zur Wiederentdeckung der Stadt gehört offensichtlich mehr als nur der Wunsch, wieder in der Stadt zu wohnen. Es bedarf auch der Wiederbelebung der Stadtkultur als einer

² Tibaijuka (2006: 10).

³ Ebd.: 15.

⁴ Mumford (1979: 1).

⁵ Siebel (2004: 40).

⁶ www.rechtaufstadt.net. – Der Name dieser Bewegung leitet sich von Henri Lefebvres berühmtem Buch *Le droit à la ville* (1968–1972) ab.

⁷ Siebel (2000: 264).

⁸ Park (1925: 40).

⁹ Lindner (2000: 260).

¹⁰ Matzig (2010: V2/1).

Kultur der Toleranz und der Differenz, die ein »routinemäßiges Wohlwollen«¹¹ gegenüber Fremden und Akzeptanz gegenüber möglichen »Störungen« beinhaltet.

Wie stellt sich die Frage der Urbanität in den *Megacities* der südlichen Hemisphäre, insbesondere in den sogenannten »Shadow Cities«¹², also den informellen Siedlungen oder Slums? Auf den ersten Blick entziehen sich die Siedlungsgebilde einer Armutsökonomie völlig unseren tradierten Stadt- und Urbanitätsvorstellungen. Nach Siebel sind die beiden entscheidenden Kriterien für Urbanität die jeweils dominante Differenz zwischen Stadt und Land und die emanzipatorische Hoffnungen, die sich mit dieser Differenz verbinden.¹³ Betrachten wir unter diesen beiden Kriterien beispielsweise Mumbais größten Slum, Dharavi, der mit seiner dynamischen Mikroökonomie mitten in der indischen Metropole liegt, so zeigt sich ein erstaunliches Bild: Die Mehrzahl der Einwohner dieses Slums stammen aus der sozialen Gruppe der Dalit, der ehemals »Unberührbaren« im hinduistischen Kastensystem, die in ihrer ursprünglichen dörflichen Existenz Gewalt, Landraub und Verfolgung ausgesetzt waren. Für sie bedeutete die Flucht in die Stadt nicht nur Befreiung von diesen Bedrohungen und Diskriminierungen, sondern auch die Möglichkeit der Teilhabe am ökonomischen und sozialen Leben in ihrer neuen städtischen Umgebung. Für sie gilt im wahrsten Sinne des Wortes: »Stadtluft macht frei«. Dass ihre neue Existenz mit erbärmlichen hygienischen Bedingungen, ökonomischer Prekarität und sozial schwierigen Bedingungen verbunden ist, tritt angesichts der Schrecken ihrer Herkunft weit zurück. Dazu kommt, dass in Dharavi eine hohe Zivilität des sozialen Zusammenlebens herrscht, die weitgehend auf Formen der Selbstverwaltung basiert.¹⁴ In diesem Sinne herrscht in diesem Slum eine ausgeprägte Form von Urbanität.¹⁵

Ein Gegenbild zu dieser Form der Urbanität zeichnet Bartholomäus Grill in seinem Beitrag über Johannesburg am Beispiel der *gated community* Dainfern, einer Trabanten-siedlung von Johannesburg, hinter einem Schutzwall von Stahlpalisaden und Mauern, auf deren Kronen Stromleitungen knistern. Dainfern ist – so Grill – ein Städtchen so adrett, wohlgeordnet und keimfrei wie auf der Modelleisenbahn. In dieser luxuriösen Fluchtborg hat man sich ganz vom politischen Leben verabschiedet. »Wir brauchen keinen gewählten Bürgermeister, sondern einen guten Manager«, so zitiert Grill einen Bewohner und kommentiert: »Es klang wie eine Grabrede auf den Citoyen, auf den mündigen Stadt- und Staatsbürger.«¹⁶ Und man könnte ergänzen: auch wie eine Grabrede auf die Urbanität.

¹¹ Vgl. Giddens (1996: 102 ff.) – Unter dem Thema »Vertrauen und Moderne« verwendet Giddens auch die Formulierung der »höflichen Nichtbeachtung« bei Begegnungen mit Fremden im täglichen Leben in der Stadt.

¹² Neuwirth (2006).

¹³ Vgl. Siebel (2000: 264).

¹⁴ Vgl. Fuchs (2007: 80).

¹⁵ Es muss allerdings auch benannt werden, dass es in den 90er Jahren durch die Propaganda radikaler Hindus zu einer Polarisierung zwischen Hindus und Muslimen gekommen ist (vgl. Panwalkar 1998).

¹⁶ Vgl. den Beitrag von Bartholomäus Grill in diesem Band.

So zeigt die verstädterte Welt ein extremes Spektrum städtischer Entwicklungsmuster, sehr unterschiedliche Stadt-Land-Beziehungen, multiple Formen der Stadtkultur – oder auch Negationen dieser spezifischen Form der Kultur – sowie hybride Siedlungsgebilde, die weder der Stadt noch dem Land zuzuordnen sind.¹⁷ Eine Annäherung an das Phänomen der Stadt erscheint daher wesentlich in »dichten Beschreibungen« möglich.¹⁸ Das, was wir dabei unter Stadtentwicklung und Stadtplanung verstehen, hängt wesentlich von unserem Verständnis von Urbanität, also davon ab, was wir für eine erstrebenswerte städtische Lebensweise halten und wie dafür die gesellschaftlichen »Räume« zu gestalten sind.¹⁹ Unsere Haltung hierzu entsteht in gesellschaftlichen Debatten ebenso wie in der Auseinandersetzung mit kulturellen Präfigurationen und wird durch ein (kollektives) Erfahrungswissen geprägt, das etwa in Erzähl- und Textkulturen, aber auch in unseren Körpern und in Formen des Sozialen archiviert und tradiert wird. So wird seit einiger Zeit der Begriff des Kosmopolitismus wieder stark gemacht, der ohne die Kulturgeschichte der Polis, eine bestimmte Tradition und Auffassung von zivilbürgerlichem Leben, nicht denkbar wäre.²⁰ Aus ihm entstehen Forderungen nach einer demokratisch geprägten »Raumordnung« und Architektur, die der Pluralität der Ansprüche und Lebensformen heutiger Gesellschaften gerecht werden.²¹

Eine im weitesten Sinne kulturelle Perspektive der Stadtplanung ist also eine schlichte Notwendigkeit. Diese muss nicht nur auf ein sozioökonomisches und rechtlich-politisches Wissen etwa der unterschiedlichen Formen alltäglicher Lebensführung und der Bodenordnung, sondern auch auf ein narratives kulturelles Wissen zurückgreifen, das als Erlebens- und Erinnerungswissen anderer Natur ist: Es ist ein Erfahrungswissen.²²

Veranschaulichen wir die Relevanz des kulturellen Erfahrungswissens anhand eines Beispiels: Wenn eine klassische planerische Position davon ausgeht, dass es keine »Nicht-Orte« gibt, weil jeder Ort topo-/geografisch, soziologisch und architektonisch beschreibbar sei, so sollte diese Position mit einer Haltung ins Gespräch kommen, wie sie etwa aus der Kultursoziologie hervorgeht. Der französische Anthropologe Marc Augé, der den Begriff des »Nicht-Ortes« (*non-lieu*) geprägt hat,²³ meint damit ja nicht, dass die funktionalen Orte einer globalen Transit-Gesellschaft keinen Status hätten, sondern dass dieser gerade in der Negativität bestehe. Wenn öffentlichen Orten in der Regel eine traditionsbedingte gesellschaftliche und identitäre Funktion zukomme, so seien die identitätsbezogenen, kulturellen und historischen Momente an funktionalen Orten der Hypermoderne (*surmodernité*) wie Flughäfen, Einkaufs-

¹⁷ Vgl. Läßle (2003).

¹⁸ Ganz im Sinne des von Clifford Geertz (1983) geprägten Begriffs.

¹⁹ Von dieser Überlegung ausgehend hat Ludger Schwarte (2009) eine Neubestimmung des Architekturbegriffs am Schnittpunkt von Ontologie, politischer Philosophie und Ästhetik eingefordert.

²⁰ Vgl. Appiah (2007).

²¹ Zum Zusammenhang der Freiheitsbewegung und der Geschichte der Architektur s. ebenfalls Schwarte (2009).

²² Vgl. Effe (2004 u. 2007), der die Philologie(n) als Wissenschaft eines aus der Literatur gewonnenen Erfahrungswissens wieder in den gesellschaftlichen Diskurs über das Leben und seine soziale Organisation zurückruft.

²³ Augé (1992).

zentren oder großen Hotelketten gerade aufgehoben. Der Bezug zu diesen Orten sei ein rein kontraktueller, der über das Ticket oder die Kreditkarte vorübergehend hergestellt werde. Daher zeige sich hier eine neue Form von Individualität, die – in der Enthobenheit von der Bedeutungsschwere traditioneller Räume – zwischen dem Rausch individueller Freiheit und der Erfahrung fundamentaler Einsamkeit oszilliere.²⁴ Dieser radikalen Individualisierung stellt Augé die Hoffnung auf eine neue Solidarität entgegen, in der das Biografische wieder an »Orten« zusammenfindet. Bis dahin aber müssten die »Nicht-Orte« in ihrer sozialen und anthropologischen Relevanz analysiert werden. Augé wählt also den Begriff des »Nicht-Ortes«, um die soziopolitische Kraft eines vermeintlich allein funktionalen Raumkonzeptes zu entblößen.

Die Frage nach dem Status des Menschen in den städtischen Räumen mit ihren industrialisierten Massenverschiebungen haben seit der Moderne die bildenden Künste und die Literatur ausgelotet, die eine psychosoziale Topographie entwerfen, die sich aus Melancholie oder Zorn, Republikanismus oder Dekadenzgefühlen, Emphase oder Abkehr speist –²⁵ und doch, oder gerade deshalb, nicht weniger wahr ist. Auch diese kennt natürlich »Nicht-Orte«, also Orte, deren räumlich-architektonische Struktur oder Beschaffenheit als lebensfremd, manchmal als solidaritäts- oder gesellschaftsbeschädigend empfunden werden. Die Kulturarchäologie zeigt dabei, dass die subjektiven Attribuierungen oft Ausdruck kollektiver Befindlichkeiten, bisweilen deren Präfiguration sind, nicht selten ihr nostalgisches oder utopisches Gegenteil. Funktionalität von Orten lässt sich in geografischen und ökonomischen Chiffren beschreiben, aber auch in analytischen Begrifflichkeiten der Befremdung und Einsamkeit, Revolte und Aggression, Aneignung und ästhetischen Erhebung. Grundsätzlicher könnte man sagen, dass es überhaupt erst das Auseinanderfallen des Materiellen und des Wahrgenommenen ist, die daraus resultierende fehlende Eigentlichkeit des Ortes, seine »Ortlosigkeit«, welche es ermöglicht, dem Ort aus dem Wechselspiel von Materialität und Ästhetisch-Historischem etwas zu attribuieren, das eine Relationalität zum Erfahrenden herstellt.²⁶ Eine Topografie entsteht dann erst durch eine ästhetisch-imaginative Zuschreibung an Orte. Soll diese das rein Individuelle verlassen, bedarf es der Kulturtechnik des Lesens und eines philologisch geschulten Blicks, um zu erkennen, was in die Orte eingeschrieben ist und welche Rolle dies für Wahrnehmung und Entwicklung der Urbanität eines Raums spielen kann. In diesem Sinne schreibt Sigrid Weigel: »Wenn auf diese Weise die Geschichte, wie Walter Benjamin formuliert, in den Schauplatz hineinwandert, dann werden die Reste und Zeichen, die die Tätigkeiten, Vorstellungen und Leidenschaften der Gewesenen auf ihm hinterlassen haben, als Spuren der Kulturgeschichte lesbar. Insofern entspringt unser Wissen von der Kulturgeschichte der Lektüre. Deren an Texten und Schriften entwickeltes und erprobtes Vermögen zur Entzifferung

²⁴ Vgl. Augé (1992: 146–150).

²⁵ Vgl. etwa Messling (im Druck).

²⁶ So liest Sigrid Weigel in ihrem Beitrag den Foucaultschen Begriff der Heterotopie: als strukturelle Spaltung zwischen wirklichem Ort und virtuellem Raum.

der Verfahren, mit denen Bedeutungen entstehen, wird auf die Signaturen anderer Hinterlassenschaften übertragen: neben dem Archiv der Literatur und des schriftlich überlieferten Wissens unterschiedlichster Provenienz auch auf bildliche, graphische und ikonographische Darstellungen, auf Topographien, Karten, Photos, Dinge, Architektur und andere Überreste der Kulturgeschichte.«²⁷

Die Literatur ist aber nicht ausschließlich Archiv der Kulturgeschichte der Stadt, ihr Bezugspunkt durchaus nicht ausschließlich die Vergangenheit. Einerseits ermöglicht sie, soziale Spiele zu »erleben«, die von gegenwärtiger Bedeutung sind. Die Zuwanderung in und die Aneignung von Städten etwa hat ihren Erprobungsraum in den Literaturen der Moderne. So ist der »Aufstieg« nach Paris – und das Scheitern! – eines der zentralen Ausgangsdispositionen der großen französischen Gesellschaftsromane des 19. Jahrhunderts.²⁸ Hier liegt ein wahrnehmungstheoretisches und psychosoziales Laboratorium sozialer Wanderungen vor. Zugleich ist eine wesentliche Funktion von Literatur, prospektiv Lebensformen zu erproben und verständlich zu machen, die noch ungewöhnlich oder gar ungelebt sind, oder deren Scheitern zu vermitteln.²⁹ Literatur kann so »Stadt« als Bezugspunkt von Lebensformen radikal nach Möglichkeiten befragen. Ihre Bedeutung für die Frage nach dem »Urbanen« ist daher kaum zu überschätzen.

Wenn der kulturelle Horizont der Hintergrund unseres Denkens über Städte und unserer Aneignung urbaner Landschaften ist, so strukturiert der städtische Raum andererseits natürlich unsere Wahrnehmung, unsere Lebensstile und unsere Haltung, auch in einem materiell-physischen Sinn. So werden Körperbewegungen immer auch in Relation zur architektonischen und soziokulturellen Struktur von Räumen geprägt. Städte sind daher nicht nur die zentralen Artikulationsräume einer vereinheitlichten Lebenskultur in der Globalisierung, sondern auch deren je spezifische Brechwinkel. Ähnliches gilt für die Sprache. Städte sind geradezu Generationsmaschinen für neue Sprachformen: In ihnen entstehen Sozio- und Ethnolekte, im Sprachkontakt entstehen Mischsprachen. Gleichzeitig sind vor allem die dynamisierten regionalen Metropolen der sich entwickelnden Länder wahre Sprachfriedhöfe. Hier führt Landflucht zu neuen lebensstechnischen Notwendigkeiten und sprachlichen Adaptationen, Sprachen sterben.³⁰ Und auch in unseren europäischen Städten spüren wir den Druck auf die Nationalsprachen, der aus der global-politischen Macht des Englischen und dem damit verbundenen zunehmenden Abschied zentraler gesellschaftlicher Diskursbereiche wie Ökonomie, Diplomatie und Wissenschaft von der Mehrsprachigkeit resultiert.³¹ Dabei erfahren wir die Städte aufgrund ihrer weltweiten englischsprachigen Vernetzung auch

²⁷ Weigel (2004: 8).

²⁸ Man denke etwa an Stendhals *Le Rouge et le noir* oder Gustave Flauberts Werk *L'Education sentimentale*, in dem die psychosoziale Struktur so sehr an die Pariser Topografie des »Aufstiegs« gekoppelt ist, dass Pierre Bourdieu (1992) sie zur argumentativen Grundlage seiner Soziologie des Literarischen gemacht hat.

²⁹ Vgl. Ette (2005 u. 2010), Asholt/Ette (Hg. 2010) sowie Bender (2008).

³⁰ Zum Sprachentod s. Crystal (2000).

³¹ Vgl. Trabant (2008: 120–149 und 2009: 27 f.).

als Orte des Austauschs, der die Bedingung für einen kosmopolitischen Liberalismus und eine nicht-marginale, nicht-elitäre Weltöffentlichkeit ist.³²

Städte sind die vielleicht vielschichtigsten Gebilde, die die Menschen geschaffen haben. In ihren vielfältigen materiellen und ästhetischen Formen verkörpert sich das kollektive Gedächtnis, zugleich verdichten sich in ihnen die ökonomischen, sozialen, technologischen, ökologischen und kulturellen Kämpfe und Wandlungsprozesse der globalen Gesellschaft.

Wenn jedes geistig-kulturelle Reflektieren des komplexen Phänomens der Stadt nicht ohne dessen soziale und materielle Referenzräume auskommt, so entsteht andererseits in den Künsten sowie in vielen anderen nur beispielhaft anskizzierten, genuin nicht stadtplanerischen Reflexionsfeldern ein Erfahrungswissen davon, wie Stadträume entstanden sind und sich ständig transformieren, in ihrer Bewegung und Beharrung zwischen Gegenwart und Vergangenheit vermitteln, und damit auch ermöglichen, die Gegenwart auf die Zukunft auszurichten. Diesem kulturellen Diskurs müssen sich gesellschaftswissenschaftliche Stadtforschung und Stadtplanung stellen und mit ihm in den Dialog treten.

Gesprächsdynamik und Positionen

Ausgehend von der Notwendigkeit, im Zeitalter der Städte »Stadt« neu zu reflektieren, haben die *ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius* (Hamburg) und die *HafenCity Universität* (Hamburg) in Kooperation mit dem *Georg Simmel-Zentrum für Metropol- lenforschung* (HU Berlin) und dem *Center for Metropolitan Studies* (TU Berlin) im Juni 2008 etwa 30 Doktorandinnen und Doktoranden sowie junge Stadtplanerinnen und Stadtplaner verschiedener Disziplinen zusammengebracht, die sich mit verschiedensten Aspekten des Themenfelds beschäftigen, um ihnen jenseits der eigenen Projekte ein »wildes Denken« zu ermöglichen, das in der disziplinären Spezialisierung oftmals zu kurz kommt. In diesem Sinne hat sich die Akademie nicht nur mit den Bereichen Stadtplanung, Stadtgesellschaft, Globalisierung, Körper und Sprache, Literatur und Urbanität auseinandergesetzt, sondern versucht, »Urbanität« als ein durch die Disziplinen hindurchgehendes Phänomen zu begreifen, um so neue Verständnisperspektiven zugänglich zu machen. Die Beschäftigung mit den großen Stadtentwicklungsprojekten Hamburgs, der *HafenCity* und der Internationalen Bauausstellung Hamburg 2013³³ sollte die Reflexionen über Stadt und Urbanität im 21. Jahrhundert dabei konkretisieren.

Die Dynamik, Vielfalt und der kontroverse Charakter der Gespräche kann in diesem Buch leider nicht reproduziert werden. Zum einen nicht, weil es kein Protokoll oder Aufzeichnungen gibt, die den Rahmen eines Buches ohnehin sprengen müssten; zum andern, weil die Diskussionen ergebnisoffen geführt wurden und nicht auf publizierbare

³² Diese »hinreißende« Anziehungskraft des Englischen hat ebenfalls Jürgen Trabant (2007) beschrieben.

³³ www.hafen-city.com und iba-hamburg.de.

Texte ausgerichtet waren. So bleibt die lebhaftige Mündlichkeit der Gesprächswoche die bedauernde »Leerstelle« dieses Buches. Es sind jedoch aus der Sommerakademie lose Netzwerke entstanden, in denen die Diskussionen über Stadt und Urbanität – soweit wir dies verfolgen können – immer noch weitergeführt werden.

Wenn wir uns daher entschieden haben, die Texte derjenigen zu veröffentlichen, die Vorträge gehalten oder Workshops durchgeführt haben, so deshalb, weil uns scheint, dass sie als grundsätzliche Positionierungen verschiedener Disziplinen gegenüber dem Themenfeld gelten können. Zugleich rücken dabei Disziplinen und methodische Herangehensweisen in das gleiche Themenfeld, die sonst im Denken über die Stadt kaum zusammen gedacht werden. Das gilt insbesondere für die Kulturgeschichte, Philosophie, Tanz-, Literaturwissenschaft und Sprachforschung, also im weiteren Sinne kulturwissenschaftliche Bereiche, in denen das Phänomen der Stadt einen Ort hat, der jedoch in den »klassischeren« stadtplanerischen Perspektiven nicht, oder selten, mitreflektiert wird. So scheint uns gerade in der Grundsätzlichkeit der Positionen der Dialog wieder aufzusehnen, und wir hoffen, dass er aufgenommen und weitergeführt wird.

Stadt und Urbanität: Standpunkte

Allgemeine städtische Entwicklungstendenzen

In seinem einleitenden Beitrag verweist *Dieter Läßle* auf eine paradoxe Konstellation: Während ein weltumspannender Verstädterungsprozess mit einer bisher unbekanntem Dynamik alle Länder und Regionen dieser Welt erfasst hat und zum Verschwinden des Ländlichen führt, scheint sich das Konzept der Stadt aufzulösen. In den entwickelten Ländern sind wir mit heterogenen Siedlungsstrukturen konfrontiert, die sich nicht mehr mit simplen Dichotomien wie »Stadt« und »Land« oder »Zentrum und Peripherie« beschreiben lassen. Und in der südlichen Hemisphäre, wo der Verstädterungsprozess eine bisher nie gekannte Dynamik entfaltet, entstehen diffuse städtische Agglomerationen mit mehreren Zentren, verstädterten Zwischenzonen und unüberschaubaren Slums oder informellen Siedlungen, Stadtgebilde, die sich noch mehr unseren tradierten Stadt- und Urbanitätsvorstellungen entziehen. Wird es in einer urbanisierten Welt überhaupt noch die »Stadt« geben, oder werden wir in Zukunft nur noch mit einer dispersen Ansammlung urbaner Konfigurationen konfrontiert sein? Sicher ist, dass wir bei der gegenwärtigen Verstädterung der Welt mit einer außerordentlich hohen Diversität städtischer Entwicklungsmuster konfrontiert sind, in deren Kontext sich auch sehr unterschiedliche Urbanitätsformen entfalten, deren spezifische Qualitäten und emanzipatorischen Gehalte unserem eurozentrischen Wahrnehmungsmuster vielfach entgehen.

Das Wachstum der Städte hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts von Europa ausgehend nach Nordamerika und Japan und danach vor allem nach Lateinamerika und Asien verlagert. In den kommenden Jahrzehnten wird das schnellste Städtewachstum in Afrika erwartet. Obwohl also das städtische Wachstum im 21. Jahrhundert vor

allem in der südlichen Hemisphäre stattfinden wird, ist das Denken über die Stadt immer noch tief verwurzelt in einer euro-amerikanischen Tradition. Es erscheint angebracht, die Zukunft der Stadt auch aus der Perspektive von Sao Paulo, Mumbai oder Lagos zu erforschen, in denen das städtische Wachstum überwiegend als Wachstum informeller Siedlungen mit ihren oftmals sehr leistungsfähigen Formen der Selbstorganisation erfolgt. Nach einer Diskussion des Zusammenhangs von Globalisierung und Stadtentwicklung werden unterschiedliche Entwicklungsmuster der aktuellen Verstädterung vorgestellt: Die Verschränkung von Globalisierung, Urbanisierung und Informalisierung in der Dritten Welt, der »Hochgeschwindigkeits-Urbanismus« in China und die sich gegenwärtig abzeichnende Wiederentdeckung der Stadt in den hochentwickelten Ländern. Ein prägendes Phänomen gegenwärtiger Stadtentwicklung ist eine starke soziale Polarisierung der Städte. Im internationalen Kontext ist die Rede von einer »Urbanization of Poverty«³⁴ und dem »Planet of Slums«³⁵, aber auch im europäischen und deutschen Kontext zeigt sich, dass die Renaissance der Städte mit einer wachsenden sozialräumlichen Polarisierung und neuen Formen sozialer Ungleichheit verbunden ist. In dem Beitrag wird jedoch auch deutlich gemacht, dass vor allem die europäische Stadt mit ihren vielfältigen Möglichkeitsstrukturen und ihrer Optionsdichte einen Zugewinn an Chancen für gesellschaftliche Teilhabe und zivilgesellschaftliche Zukunftsbewältigung bietet. Hier zeigt sich auch eine Parallele zu den Megastädten des Südens, für deren Bewohner die zentrale Frage ist, in welcher Weise ihnen die Stadt eine Überlebenschance und die Möglichkeit eines besseren Lebens eröffnet. In diesem Sinn war die Stadt von ihren Anfängen an immer ein Ort der Hoffnung und ein Möglichkeitsraum.

Bartholomäus Grill zeigt in seinem Beitrag über Johannesburg die Stadtentwicklung im Spannungsverhältnis von Slum und Zitadelle. Getrieben von der Gier nach Gold ist Johannesburg entstanden als eine Topographie der Apartheid. Die Transplantation der europäischen Stadt in die afrikanische Savanne galt als ein Triumph der Zivilisation über die Wildnis. Vor den Toren der weißen Stadt, die die Afrikaner nur zum Zwecke der Arbeit betreten durften, wucherten die trostlosen Slums der schwarzen und indischen Bergarbeiter, die sogenannten Townships. Eine Stadtentwicklung basiert auf Segregation und Exklusion zum Zweck totaler Bevölkerungskontrolle im Rahmen einer Rassengesellschaft mit ihren extremen Formen gesellschaftlicher Ungleichheit. Anknüpfend an Otto Karl Werckmeister beschreibt Bartholomäus Grill die Entwicklung von Johannesburg als zugespitzte Form einer sich mit dem enthemmten Kapitalismus der Globalisierung verbreitenden »Zitadellengesellschaft«, wo sich die Minderheit der wohlhabenden Bürger in hermetisch gesicherte Wohnfestungen, den *gated communities*, zurückzieht, und die Masse der Stadtbevölkerung von der gesellschaftlichen Teilhabe weitgehend ausgeschlossen, unterbezahlt, arbeitslos und deklassiert ist. In dem Johannesburg von heute

³⁴ UN-HABITAT (2003: VII).

³⁵ Davis (2006).

ist das Trennungsmerkmal nicht mehr primär die Rasse, sondern die Klasse, wurde die politische Apartheid zunehmend durch die ökonomische Apartheid ersetzt.

Bartholomäus Grill zeichnet eine Stadtgesellschaft in einer tiefgreifenden Transformation, die, trotz all der Probleme, nicht reduziert werden kann auf eine Geschichte des urbanen Verfalls. Am Ende seines Beitrages steht die Frage, wohin die Entwicklung der Megastädte des Südens geht. Kann gehofft werden, dass aus den Ungleichzeitigkeiten und Gegensätzen einer Metropole wie Johannesburg eine neue, ganz andere Urbanität entsteht, als wir sie mit unserem eurozentrischen Blick suchen?

Die soziale Polarisierung der Stadtgesellschaft ist nicht nur ein Kennzeichen der Megastädte des Südens. *Hartmut Häußermann* untersucht in seinem Beitrag, wie sich in den Städten des entwickelten Nordens die vergrößernden sozialen und kulturellen Ungleichheiten zu einer Polarisierung der Stadtstruktur führen. In der Diskussion über die *Global Cities* – wie zum Beispiel New York – wird die wachsende soziale Heterogenität und die damit verbundene soziale Segregation der Städte mit den bereits von Grill eingeführten Figuren der »Zitadelle« und des »Ghettos« charakterisiert. In seinem Beitrag überprüft Häußermann die Frage, ob sich solche Thesen auf die europäische Stadt mit ihrer sozialstaatlichen Tradition übertragen lassen. Er stellt zunächst fest, dass mit dem ökonomischen Strukturwandel in den europäischen, und auch deutschen Städten eine wachsende Einkommenspolarisierung festgestellt werden kann. Zugleich nimmt aufgrund internationaler Migrationsprozesse der Anteil von ethnisch-kulturellen Minderheiten kontinuierlich zu. Nach Häußermann kommt es zu einer »Rekomposition« der Stadtbevölkerung: eine multinationale und multikulturelle Entwicklung wird prägend und durch die Polarisierung der Einkommensverteilung wird die tradierte Dominanz der Mittelschichten gebrochen. Durch die immer stärkere Konzentration von Haushalten mit multiplen sozialen Problemlagen entstehen benachteiligte Quartiere, in denen die Lebensperspektiven benachteiligter Bevölkerungsgruppen zusätzlich beeinträchtigt werden. Gleichzeitig zeigen sich in den Wohnquartieren mit einer relativ wohlhabenden Bevölkerung Formen sozialer Schließung. Dies mündet in eine stärkere Fragmentierung und Polarisierung auch der deutschen Städte. Stadtentwicklungspolitik ist deshalb auch weniger als je zuvor auf bauliche Aspekte zu konzentrieren, vielmehr treten die sozialen Aspekte in den Vordergrund, zu denen auch die Gestaltung der sozialräumlichen Struktur der Städte gehört.

Susanne Frank geht in ihrem Beitrag über Suburbanisierung und Gentrifizierung von der These eines wechselseitigen Konstitutionszusammenhangs von Stadtentwicklung und Geschlechterbeziehungen aus. Die suburbane Einfamilienhaussiedlung wird in der geschlechterbezogenen Stadtforschung als räumliches Resultat des typischen Lebensmodells der bürgerlichen Kleinfamilie mit einem vollerwerbstätigen männlichen Haushaltsvorstand und einer Vollzeit-Hausfrau und Mutter gesehen und steht somit für den patriarchalisch geprägten Raum schlechthin. Gentrifizierung, also der Prozess, in dessen Verlauf vernachlässigte Wohnquartiere aufgewertet und die tradierten Be-

wohner verdrängt werden, wird in den geschlechtsbezogenen Studien dagegen als sozialräumlicher Ausdruck einer Aufweichung überkommener Geschlechterrollen interpretiert. Diese innerstädtischen Aufwertungsprozesse werden also nicht nur unter Klassenaspekten – wie der Verdrängung von ärmeren Bevölkerungsgruppen durch die Mittelklasse – betrachtet, sondern zugleich als Prozess der Dynamisierung von Geschlechterverhältnissen und Geschlechteridentitäten. In diesem Sinne wird Gentrifizierung als Resultat und Katalysator veränderter Lebens- und Partnerschaftsentwürfe, vor allem der zunehmenden Berufs- und Karriereorientierung von Frauen gedeutet. Im Gegensatz zu dieser Sichtweise hebt Susanne Frank hervor, dass Suburbia nicht mehr das ist, was es einmal war. Auch in Suburbia bilden sich heute sehr unterschiedliche Lebensmodelle, Alltagsmuster und damit auch Geschlechterverhältnisse heraus. Gleichzeitig gibt es auch berechtigte Zweifel, ob innerstädtisches Wohnen wirklich mit einer Abkehr von den als suburban geltenden Alltagsmustern und Werthaltungen verbunden ist. Je genauer man hinschaut, desto stärker verschwimmen die eindeutigen Grenzen und umso deutlicher zeigt sich eine Diversität städtischer Entwicklungsmuster.

Körper und Stadt

Kerstin Evert führt im kommentierten Gespräch mit Mara Kurotschka durch deren Video-Arbeiten *Beijing Moves* (2005) und *Istanbul Moves* (2007). Diese sind Dokumente des sich rapide wandelnden urbanen Szenarios, das im Zeitalter der Hoch-Globalisierung sowohl starken homogenisierenden als auch dezentrierenden Kräften unterworfen ist, in deren Kräftefeldern wir uns positionieren, »bewegen«. Das Verfahren, epische Szenerien zu durchbrechen, Bewegungsabläufe musikalisch entfremdet zu rhythmisieren und zu sequenzialisieren, ergibt erstaunliche Einblicke in die choreografischen Eigenheiten von Städten. Wie kulturell vielfältig diese sind, erfahren wir anhand der Beispiele Beijings und Istanbul. Mara Kurotschka analysiert die »Körper-Sprache« und Dynamiken dieser Metropolen und zeigt zugleich ihre poetische Dimension. So ahnt man, dass die Filme nicht nur Körperformen und Haltungen dokumentieren, in denen ihre Historizität, Disziplinierung und Gewordenheit gespiegelt wird, sondern zugleich einen immateriellen Aspekt urbaner Kulturen festhalten, eine Ästhetik körperlicher Formen und Figuren, die unter dem Druck vereinheitlichender globaler Faktoren verloren zu gehen droht. Die Radikalität des Wandels erscheint hier als schmerzhaft Spannung.

Stadt und Sprache in der Globalisierung

Diese Spannung hat nicht zufällig eine Resonanz als politische Spannung in dem Beitrag von Jürgen Trabant, wenn darin die Frage aufgeworfen wird, ob nicht in den Armutszonen großer Ballungsräume – Trabant diskutiert dies am Beispiel verarmter Vorstädte von Paris – ebensolche semiotischen Verschiebungen und »Verluste« vorkommen, wie Mara Kurotschka sie für die bewegten Körper globaler Städte festhält. Jürgen Trabant sieht das Entscheidende in der sich wandelnden Sprache der Armutszonen weniger

in ihren lexikalisch-strukturellen Umformungen als vielmehr in einem Umbruch des Sprachgebrauchs insgesamt, in dem die Sprache in der Kommunikation gegenüber einem körperlichen Gestus zunehmend zurücktritt. Wie die Körper in ihrer Bewegung immer relational zum sich verändernden Raum sind, so steht also auch die Sprache in einem Verhältnis zum Raum ihrer Verwendung, insbesondere zum sozialen Raum und seiner Kommunikationsstruktur.

Das aktuelle Beispiel der sprachlichen Situation in Ballungsräumen von großer sozialer Polarität wie Paris ordnet Jürgen Trabant dabei in eine europäische Geschichte der soziopolitischen Relationalität von Sprache und Stadt sowie in deren kulturelle Reflexion ein. »Stadt« und »Land« sind die topographischen Koordinaten, in die sich europäische Sprach-Kultur seit der Antike einschreibt: Urbanität ist eine der klassischen Forderungen an ein Sprechen, das sich vom Land und von der *rusticitas* befreien möchte. Die Stadt spielt in verschiedenen Sprachgemeinschaften ganz unterschiedliche Rollen, sei es, dass sie in der Dyade von »la cour et la ville« massiv das Schicksal einer Nationalsprache determiniert, sei es, dass in der Opposition zur *banlieue* die Sprache der Stadt geradezu zermalmt wird oder sei es, dass sich die Sprache der Fläche gegen die Stadt und ihre Verdichtung durchsetzt. An einigen historischen Beispielen weist Jürgen Trabant die intensiven und hoch bedeutsamen Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Sprache auf und plädiert dafür, die weitgehend verpasste Begegnung von Stadtforschung und Sprachwissenschaft nachzuholen und zu beleben.

Vor dem Hintergrund des spezifischen Verhältnisses von Stadt und Sprache, wie es in der Entwicklung von Schrift sichtbar wird, unternimmt der Artikel von Konrad Ehlich den Versuch einer Stellenwertbestimmung der urbanen Stadt in einer Topik der Kommunikation. Die Potentiale von Sprache als Integral von Divergenz der Generationen, der Areale und der Gruppen erfahren in der urbanen Stadt mit ihren spezifischen kommunikativen Bedingungen vielfältige Überblendungen verschiedener kommunikativer Räume, die systematisch der Stadt vorausliegen und in ihr doch präsent bleiben. Die Stadt erweist sich als ein Mesokosmos, für den kommunikative Verdichtung und die Entwicklung von Bewegungsformen für Differenz charakteristisch sind. Als offene Stadt produziert sie kommunikative Unsicherheit, sie ist ein Ort der Fremde mit einer Tendenz zur kommunikativen Beliebigkeit. Die Zugehörigkeit zur Stadt ist Fluxus, Bewegung.

Die multiple Institutionalität der Stadt vervielfacht deren sprachliche Zwecke. Ihre Basierung auf einem extrem arbeitsteilten Wissen erzeugt kontingente Wissenscluster bei einer gleichzeitigen Zerfaserung des kulturellen Gedächtnisses. Mittelpunkte und Peripherien verteilen sich je neu, besonders aufgrund der Migration. Es kommt zu kommunitären Koexistenzen unterschiedlicher Substrukturen. Als Ort instabiler, globalisierter Kommunikation verlangt die urbane Stadt nach postnationalen Kommunikationsmodellen, in deren Mittelpunkt eine neue Ethik der sprachlichen Bildung steht. Sie erscheint Konrad Ehlich für die Herausbildung von Umgangsformen für die Bearbeitung von Divergenz unabdingbar und setzt sich in einer hermeneutischen Alltagskompetenz um.

Heike Wiese beschäftigt sich dann in ihrem Beitrag ganz konkret mit sprachlichen Folgen der globalisierungs- und migrationsbedingten Wanderungen, indem sie eine neue Jugendsprache aus multiethnischen urbanen Wohngebieten Deutschlands analysiert, das sogenannte »Kiezdeutsch«. Ihr Beitrag zeigt, dass Kiezdeutsch entgegen einer verbreiteten öffentlichen Wahrnehmung kein gebrochenes Deutsch ist, sondern ein neuer, urbaner Dialekt des Deutschen, der sich im gemeinsamen Alltag Jugendlicher mit und ohne Migrationshintergrund entwickelt hat. Dieser Dialekt weiche, ebenso wie andere Dialekte, in verschiedenen Bereichen vom Standarddeutschen ab und weise eine Reihe grammatischer Innovationen auf. Ebenso wie andere Dialekte sei auch Kiezdeutsch kein Symptom für mangelnde Sprachkompetenzen im Deutschen, sondern lediglich eine von vielen sprachlichen Optionen, die die Sprechenden haben, ein Teil eines sprachlichen Repertoires, der in bestimmten informellen Alltagskontexten gezielt genutzt werde.

Christopher M. Huttons Beitrag beschäftigt sich mit einer anderen Konsequenz der Globalisierung für das Verhältnis von Stadt und Sprache: Er nähert sich den neuen, sich schnell verschiebenden Konstellationen von Sprache und Text im Stadtraum in Zeiten beschleunigter Globalisierung, wobei er die postmoderne Sprach-Landschaft Hong Kongs als urbanen Textraum (*urban textscape*) schildert. Der Beitrag unternimmt eine theoretische Annäherung an die Analogien von Texten und Städten, indem er das Konzept eines ungeplant architekturen Raums (*vernacular space*) für die städtische Text-Landschaft fruchtbar macht – Hutton spielt dabei mit der Ambivalenz des englischen Begriffs »vernacular«, der sowohl für mundartlich, dialektal als auch für ungeplant gewachsen, wuchernd stehen kann. Hongkong wird als eine Metropole beschrieben, die zwischen der Nostalgie einer mundartlich-heimischen Vergangenheit und dem Verlangen nach einer »smoothen«, metallischen, utopischen Vision ihrer Zukunft changiere. Während das ungeplant Gewachsene (*vernacular*) in dem ungeordneten Ineinanderfließen von chinesischen Schriftzeichen, einer vibrierenden Subkultur (*street-level culture*), des permanenten Face-to-Face und einer Ästhetik der Geschäftigkeit, des Lärms und der Farbvielfalt zum Ausdruck komme, sei die utopische Zukunft durch die coolen, glitzernd-metallischen Oberflächen, die schiere Distanz zum Boden, Privatsphären in hermetischen Innenbereichen und dezidiert öffentliche »Nicht-Orte« repräsentiert. Der Geschäftsbereich der Stadt werde von den Markenzeichen internationaler Player dominiert oder aber sei gleich vollkommen textfrei, um einen sauberen Bruch mit dem Chaos der wuchernden (Sprach-)Vergangenheit zu markieren. Das Materielle und die Text-Landschaft (*textscape*), die Räume individueller und kollektiver Erinnerung, die eine sprachliche Erinnerung stets einbezögen, befinden sich daher für Hutton in einer permanenten dynamischen Interaktion aus Lust und Verlust, und die Erfahrung der Text-Landschaft Hongkongs sei daher jene radikaler Zeitlichkeit.

Stadt, Urbanität und Literatur

Das von Hutton untersuchte Gegensatzpaar aus wuchernder *Be-Schreibung* urbaner Landschaft und ihrer nackten Geplantheit, wird in *Sigrid Weigels* Analyse der Relation von Text und Stadt in Form des Gegensatzes der »lebendigen Stadt« (Labyrinth) und der »Rasterstadt« (Gitter) in ihrer kulturgeschichtlichen Tiefe ausgelotet. Weigels Beitrag zeigt, dass der Gegensatz von organischer und geplanter Stadt im Stadtdiskurs der Moderne in einem kulturalistischen Narrativ gründet, das mit dem Verhältnis von Eigenem und Fremdem korrespondiert: Die Kritik an der nüchternen Planstadt der Moderne schlage dort in eine antimoderne Haltung um, wo mit der lebendigen, gewachsenen, labyrinthischen Stadtstruktur Wohnlichkeit und Eigentlichkeit assoziiert werde. Die Herrschaft über die Stadt und ihre Entwicklung ist also immer an die Beherrschung ihres Textes geknüpft. Insbesondere nach der Verschiebung zur *Topografie* der Stadt in den 80er Jahren, in der es darum gegangen sei, Räume jenseits überkommener Repräsentationstheorien zu denken, sei aber die Dimension textueller Techniken in der Beschreibung der Stadt deutlich geworden: Denn die Repräsentation räumlicher Konfigurationen auf dem Papier setze Techniken eines virtuellen Standpunktes außerhalb des gegebenen und darzustellenden Raumes ebenso voraus wie ein Aufschreibesystem, das deren materieller Repräsentation diene. Topografie ist damit, wie Weigel unter Rückgriff auf Michel Foucaults Konzept der *Heterotopie* zeigt, eine »Figur, die zwischen intelligiblen und räumlichen Orientierungen vermittelt«. Anders gesagt: Poetische Techniken und Leseverfahren sind elementare Bedingungen für die Beschreibung und Konzeptualisierung von Stadt in der Moderne. Von hier aus veranschaulicht Weigel anhand kulturgeschichtlicher Einblicke, dass die Herausbildung unterschiedlicher Stadtkonzeptionen in der Geschichte der europäischen Stadt aus einem Zusammenspiel symbolischer, ritueller und medialer Kulturtechniken entstanden ist.

Ottmar Ette unternimmt in seinem Beitrag eine ebenso grundsätzliche Verortung des Textuellen zur Stadt, wobei er die Frage der Urbanität vom Immobilen und Materiellen weitgehend löst und in die Welt der Lebensformen überführt. Ettes Charakterisierung des Verhältnisses von Text(en) und Stadt geht von der Annahme aus, dass Stadt heute nicht mehr durch das »Geschichtete ihrer Geschichte«, sondern durch das »Gerichtete ihrer Geschichte« charakterisiert sei, also nicht, oder jedenfalls nicht mehr ausschließlich, durch ihre Archäologie, sondern wesentlich durch ihre transareale Bezogenheit. Auch jenseits migratorischer Aspekte seien Großstädte heute nur in ihrer virtuellen, aber durchaus präsenten kulturellen und biografischen Relationalität zu denken. Anhand von Romanen von Assia Djebar, Emine Sevgi Özdamar und Cécile Wajsbrot zeigt Ette, dass die Literatur als mobile Kartografie urbaner Stadträume dies bereits realisiert, indem sie Städte zu Schauplätzen macht, die ihre Stabilität und Situiertheit in dem Sinne verloren haben, dass immer auch andere urbane Szenarien präsent sind, sie zu hochgradig individuellen Metropolen werden: Stadträume überlagern sich in Habitus und Sprache, Städte verdoppeln sich in Überblendungen, Körper entfalten die Kulturen querende

Choreografien, und Orte zeichnen sich durch Ineinander-Schichtungen aus, in denen das Differente gleichzeitig präsent ist. In diesem Laboratorium urbaner Lebensformen erprobe die Literatur prospektiv ein »viellogisches Weltbewusstsein«, entäußere sich ein ethisches Wissen vom Zusammenleben in den globalisierten Städten.

Nach Hinweisen auf die Zukunft der Stadt sucht auch *Niklas Benders* Beitrag, der sich Jacques Rédas *Die Ruinen von Paris* (1977) und Olivier Adams *Am Ende des Winters* (2004) widmet. Mittels des von Marc Augé geprägten Begriffs des »Nicht-Ortes« fragt Benders Beitrag sowohl nach den grundsätzlichen Möglichkeiten der Literatur im Umgang mit städtebaulichem Wandel als auch nach der konkreten Gestaltung des Stadtmotivs in diesen Texten. Réda und Adam zeichnen, so das Resultat, das Bild einer um sich greifenden urbanen Leere und entwickeln komplementäre Schreibstrategien, um dieser zu entkommen. Die kritische Position des »Zwischen«, die sich in den von Benders untersuchten Texten manifestiert, ist dabei einerseits subjektiv-poetische Immunisierung, eröffnet aber zugleich wichtige Überlegungen zur Notwendigkeit urbaner Freiräume.

Der Text von *Franck Hofmann* bewegt sich nun konkret im Schnittfeld künstlerischer und urbanistischer Raumerfahrung und -gestaltung. Er stellt »Marseille und seine Landschaft« zunächst als Kristallisationsort in der Entwicklung des neuen Sehens und als Laboratorium des modernen Urbanismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor, bevor er in einem zweiten Schritt nach deren Aktualität für ein gegenwärtiges Denken der Stadt fragt. Die Aufmerksamkeit gilt insbesondere den urbanistischen Vorstellungen, die Gaston Castel in den *Cahiers du Sud*, einer der wichtigsten französischen Zeitschriften der Zwischenkriegszeit, entwickelte. Der Beitrag rekonstruiert die Konzeption einer mediterranen Moderne, die Castel in Auseinandersetzung mit Le Corbusiers Positionen konturiert. In der Spannung von Rückbezug auf das antike Erbe der Stadt und forcierter Modernität sind gerade die Marseille-Planungen als eine Ressource für urbane Raumkonzepte zu lesen, die – hierin besteht ein zentraler Zusammenhang mit Ottmar Ettes Beitrag – verstärkt von Prozessualität und Bewegung bestimmt sind und daher nicht nur im Medium der Architektur entwickelt werden. Während Castel seine planerischen Vorstellungen als ein Stück Literatur entfaltet, sind Angela Schanelecs Raumentwürfe im Medium des Films angesiedelt: Aus der Bewegung einer die Stadt durchstreifenden Protagonistin heraus, entwickelt ihr Film *Marseille* einen kinematographischen Wahrnehmungsraum. Die Arbeit der Paysagistin Kathryn Gustafson hingegen greift unmittelbar in die Gestaltung der Stadt ein, wenn sie ein Autobahnkreuz als konstitutiven Bestandteil der mediterranen Landschaft gestaltet. Topoi der Erfahrung der Méditerranée, wie sie Castels Arbeit bestimmen, stehen durchaus noch im Hintergrund dieser beiden exemplarisch diskutierten Positionen. Wenn auch entschieden umgeformt oder nur noch als Leerstelle spürbar: In einer bewussten Verweigerung mythischer Vergangenheit, sind sie Referenzpunkt der Bemühungen darum, aus der fortgesetzten Bearbeitung von Marseille eine neue Konzeption von Landschaft als Relations- und Bewegungszusammenhang

zu entwickeln. An der Grenze von Raumerfahrung und Raumgestaltung bewegen wir uns damit zu Konzepten zukünftigen Planens und Städtebauens.

Planen und Bauen

Im Mittelpunkt des Beitrages von *Franz Oswald* steht die urbanistische Leitidee »Die offene Stadt und ihre Gärten«, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts in stets neuen Varianten erzählt wird. Es geht um die komplexe, symbiotische Beziehung von Stadt und Landschaft, von bebautem Raum und unbebautem Raum, aus der eine Vielfalt urbaner Architekturformen entstanden sind und immer wieder neu geschaffen werden. Franz Oswald diskutiert die zentralen Fragen, ob und wie Urbanität architektonisch produziert werden kann, und wie Nachhaltigkeit und Urbanität zusammen zu bringen sind. Urbanität wird dabei gefasst als ein Charakteristikum menschlicher Lebensweise, die sich durch Dichte und Diversität auszeichnet und deren Elemente durch die Basisfunktion der Infrastruktur gebündelt und verbunden werden. Er charakterisiert Urbanität als eine Qualität, die auf kombinierter Differenzierungs- und Integrationsleistung im Stadtraum beruht, die gedeiht und sich nährt aus der Kraft, das Andere im Raum zu integrieren.

Für die Verbindung von Urbanität und Nachhaltigkeit wird – neben den in der politischen Diskussion absegneten Kriterien »ecology«, »economy« und »equity« – auf das seit der Antike tradierte Kriterium »aesthetics« zurückgegriffen. In diesem Sinne ergibt sich für Franz Oswald aus der Suche nach der »Guten Stadtform« eine Strategie urbaner Nachhaltigkeit. Die symbiotische Verbindung aus einer offenen Stadt und ihren Gärten besteht nach Oswald aus anpassungsfähigen flexiblen Grenzen, ist Matrix für die Vielfalt von Tätigkeiten und Bewegungen und bietet Gewähr für Einschluss von und Austausch mit Anderem. Resümierend wird Urbanität charakterisiert als ein Ergebnis gesellschaftlicher Aktionen. Sie ist nicht möglich ohne politische Dimension, und sie erfordert die Beteiligung von Akteuren und die Übernahme von Verantwortung.

Eine historische Variante der urbanistischen Leitidee der »offenen Stadt und ihrer Gärten« ist die Gartenstadt. In ihrem Beitrag über neue Wege der Stadterneuerung in Amsterdam beschreibt *Annemieke Roobeek* wie die im Rahmen der Stadterweiterungsplanung im Amsterdamer Westen zwischen 1940 und 1960 entstandenen Gartenstädte sich durch die Rekomposition der Stadtbevölkerung ab den späten 1980er Jahren in städtische Problemgebiete verwandelt haben. Die ursprüngliche Bevölkerung wanderte in die außerhalb von Amsterdam entstandenen suburbanen Einfamilienhaussiedlungen, während immer mehr migrantische Arbeiterfamilien in die günstigen Sozialwohnungen der Gartenstädte des Amsterdamer Westens zogen. Es zeigten sich vor allem bei den jugendlichen Migranten kumulierende soziale Probleme: Schwierigkeiten in der Schule, Arbeitslosigkeit, soziale Isolation, Gewalt und Bandenbildung. Eine *No-future*-Stimmung breitete sich aus, und einige Bereiche der Gartenstädte wurden zu *No-go-Areas* für Außenstehende. Die Stadtentwicklung war geprägt durch eine zunehmende

Polarisierung zwischen den florierenden innerstädtischen Stadtteilen mit ihrer Kultur- und Kreativwirtschaft und den Stadtteilen, in denen sich immer stärker Menschen mit niedrigem Einkommen und Migrationshintergrund konzentrierten. Durch die kumulative Überlagerung von Einkommenspolarisierung und Migrationshintergrund bekam in den Gartenstädten »die Armut eine Farbe«. Die sozialstaatlichen Strategien der Stadterneuerung blieben trotz hohen finanziellen Aufwands ohne nennenswerte Erfolge. Als mögliche Lösung schienen nur noch der Abriss von Wohnblocks mit den günstigen Sozialwohnungen und der Neubau von Wohnungen für einkommensstärkere Bevölkerungsgruppen zu bleiben. Vor diesem Hintergrund entwickelte Annemieke Roobeek die Vision, das Undenkbare zu versuchen und die getrennten Welten zu überbrücken: die kreativen Unternehmen mit jungen multikulturellen Talenten in dieser *No-go-Area* zusammenzubringen. Mit Hilfe der Kreativwirtschaft sollte ein neuer, vor allem ökonomisch orientierter Weg der Stadterneuerung entwickelt werden. Entscheidend für den Erfolg war jedoch nicht nur diese unkonventionelle Vision, sondern die Art und Weise, wie diese Vision umgesetzt werden sollte. Durch einen partizipativen Netzwerkansatz sollte die ehemalige Gewerbeschule *De Huygens* in ein pulsierendes Zentrum der Kreativökonomie, ein Theater und ein interkulturelles Restaurant in Kombination mit vielfältigen Arbeits- und Lernbeziehungen für Jugendliche umgewandelt werden. Annemieke Roobeek zeigt in ihrem Beitrag, wie diese Idee durch Mobilisierung und Motivierung der verschiedensten Akteure entwickelt und dann auch tatsächlich realisiert wurde. Der Leitgedanke dieser Netzwerkstrategie war: »Geschäfte machen mit einem sozialen Herz«. In Analogie zu der zentralen These von Hartmut Häußermann, dass Stadtentwicklungspolitik heute sich weniger als je zuvor auf bauliche Aspekte konzentrieren kann, zeigt Annemieke Roobeek mit ihrem innovativen Stadterneuerungsansatz: »How powerful building without bricks can be!«

Eine ebenfalls unkonventionelle Strategie der Stadtentwicklung stellt *Uli Hellweg* mit seinem Beitrag über die IBA, die *Internationale Bauausstellung Hamburg*, vor. Bauausstellungen sind ein typisch deutsches Format der Stadtentwicklung mit einer über 100jährigen Tradition. Sie gaben immer wieder innovative Antworten auf die zu ihrer Zeit jeweils drängenden Zukunftsfragen des Wohnens, des Bauens und der Stadtentwicklung – und zwar bezogen auf einen konkreten Ort mit einer spezifischen Problemkonstellation – die mit herkömmlichen Mitteln und traditionellen Verfahren nicht zu lösen waren. In diesem Sinne hat eine IBA den Charakter eines Entwicklungslabors, um unter den Bedingungen eines »Ausnahmestandes auf Zeit« modellhafte Lösungen in baukultureller, sozialer, ökonomischer oder ökologischer Hinsicht zu entwickeln. Der besondere Ort der IBA Hamburg ist die Elbinsel Wilhelmsburg. Die drei Themenfelder der IBA Hamburg, »Stadt im Klimawandel«, »Kosmopolis« und »Metrozonen«, haben ihre Begründung und Wurzeln in der Geschichte dieses besonderen Orts, gleichzeitig sind sie zentrale Themen heutiger Stadtentwicklung. Damit sind sie Ausdruck des für eine IBA spezifischen Balanceaktes zwischen lokaler Verankerung und internationaler Orientierung und Ausstrahlung. Den Schlussstein in dem IBA-Gebäude bilden rich-

tungsweisende Projekte, die den drei Leitthemen zugeordnet sind. Alle Projekte sollen nicht nur einen Beitrag zu den drei Leitthemen liefern, sondern auch zu einem dahinter stehenden mittel- bis langfristigen strategischen Gesamtkonzept. Um ein Beispiel zu benennen: Das Projekt »Energiebunker«, soll als Leuchtturmprojekt des Themenfeldes »Stadt im Klimawandel« medial wirksam werden, seine strategische Bedeutung erhält er aber erst als Bestandteil des Konzepts »Erneuerbares Wilhelmsburg«, also dem Fahrplan zur langfristigen Umstellung der Elbinsel auf Klimaneutralität.

Ein zentrales Ziel der IBA ist es, die seit vielen Jahren anhaltende Benachteiligung und Stigmatisierung von Wilhelmsburg durch vielfältige Formen der Aufwertung zu überwinden. Dies birgt jedoch implizit die Gefahr einer möglichen Gentrifizierung. Ziel und Programm der IBA ist deshalb »Aufwertung ohne Verdrängung«, also die Schaffung von Standorten für höherwertiges Wohnen und Arbeiten, die Aufwertung sozialer Infrastrukturen, insbesondere die strukturelle Verbesserung der Bildungseinrichtungen und gleichzeitig den bewussten Erhalt von preisgünstigem Wohnraum für die angestammte Bevölkerung. Dieses ehrgeizige Ziel, den Stadtteil durch einen breiteren Mix von Milieus langfristig zu stabilisieren, wird nur im Zusammenhang mit einer lebendigen Beteiligungskultur und einer Stärkung der gesellschaftlichen Teilhabe erreicht werden können. Dies ist im Rahmen einer Bauausstellung eine schwierige Aufgabe. Zu Recht betont Uli Hellweg, dass beispielsweise die Integration und Förderung ausbildungs- und beschäftigungsloser Jugendlicher mit sozial problematischem Hintergrund schwieriger ist als der Bau funkelnder Highlights, mit denen man sich sehr viel einfacher im Rahmen einer Endpräsentation schmücken könnte.

In dem abschließenden Beitrag thematisiert *Jörn Walter* die Suche nach einer neuen Urbanität im Städtebau und der Stadtentwicklung. Dabei geht es um die Frage einer »gebauten Urbanität« im Sinne einer städtebaulichen Struktur, die heutigen städtischen Lebens- und Arbeitsformen geeignete Entfaltungsmöglichkeiten schaffen.³⁶ Gestalt und Bild einer Stadt sind für Walter nicht einfach historische Gegebenheiten, sondern sind zu interpretieren aus dem Spannungsverhältnis zwischen vorgefundenen städtebaulicher Realitäten und den ökonomischen, sozialen und ökologischen Erfordernissen sowie den ästhetischen Transformationen ihrer Zeit. Welches Leitbild braucht man heute, um den möglichen Bedeutungsgewinn der Städte und eine nachhaltige Entwicklung auch tatsächlich realisieren zu können? Walter warnt vor einem kurzschlüssigen Rückgriff auf die heute positiv besetzten Vorbilder der bis in 19. Jahrhundert hinein gebauten Stadtquartieren mit ihrer kleinteiligen Baustruktur und Mischung der Nutzungen. In seinem historischen Überblick macht er deutlich, wie sehr sich Urbanitätsvorstellungen im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Veränderungen immer wieder gewandelt haben. Am Beispiel von zwei großen städtebaulichen Projekten in Hamburg stellt er zwei Projekte vor, in denen für eine Renaissance der Stadt und die Beförderung einer neuen Urbanität städtebauliche Lösungen gesucht werden. Die *HafenCity Hamburg*

³⁶ Vgl. hierzu Bahrdt (1974: 134 ff.).

steht für eine städtebauliche Neugestaltung einer Stadterweiterung in zentraler Lage, der *Sprung über die Elbe* für die Gestaltung der Inneren Peripherie, die aus den vorfindbaren Siedlungsfragmenten und den örtlichen Problemen zu entwickeln ist.

Für die innerstädtische Stadterweiterung der HafenCity ist nach Jörn Walter weder der Weg einer kritischen Rekonstruktion, noch die extreme Gegenbewegung der Neoavantgarde und des *dirty realism* überzeugend. Für die HafenCity wurde deshalb ein ›dritter Weg‹ eingeschlagen, durch den bewährte Elemente des Städtebaus im Hinblick auf heutige gesellschaftliche und ökonomische Strukturen und örtliche Gegebenheiten kritisch reflektiert werden sollen. Dieser Weg – so Walter – könne dem Leitbild einer »reflexiven europäischen Stadt« zugeordnet werden: Gliederung in Quartiere, spezifisch innerstädtische Bautypologien, ein Wechselverhältnis von Regel und Zufall, Überlagerung und Durchdringung unterschiedlicher Funktionen, Eigen- und Fremdnutzung, unterschiedliche Haushaltstypen, Einkommensgruppen und Milieus, sowie der öffentliche Raum als zentraler Baustein für das Entstehen urbaner Stadtstrukturen.

Die Elbinsel mit ihren Stadtteilen Wilhelmsburg und Veddel ist geprägt durch ein Patchwork aus urbanen und antiurbanen Bausteinen sowie einer vom Zufall gesteuerten Durchdringung von Stadt und Landschaft. In diesem Stadtraum, der zerschnitten ist von verkehrlichen und technischen Infrastrukturen, konzentrieren sich die sozial schwächeren Gruppen der Stadtgesellschaft gepaart mit einem hohen Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund. Der Schlüssel für eine Veränderung – so macht Jörn Walter deutlich – liegt nicht vorrangig bei städtebaulich-ästhetischen Fragen, sondern bei den harten sozialen, ökonomischen, ökologischen und infrastrukturellen Problemen, wie dies ja auch im Rahmen der IBA-Strategie versucht wird. Wie aber können aus den inneren Peripherien Metrozonen mit neuer Urbanität entstehen? Ein zentrales Handlungsfeld sieht Jörn Walter in einer integrierten städtebaulichen und landschaftlichen Gestaltung. Die Landschaft müsse in einem gewissen Sinn die übergeordneten und großen städtebaulichen Strukturen formieren. In diesem Sinne sei das Konzept für die neue Wilhelmsburger Mitte zu lesen, bei der das städtebauliche Gesamtbild durch Grünelemente, Gewässer und Passagen geformt wird. Zur tatsächlichen Inwertsetzung der inneren Peripherie komme jedoch auch einer originellen und innovativen Architektur ein unverzichtbarer Beitrag zu.

Dank

Wir danken den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Sommerakademie für die lebendigen, anspruchsvollen und anregenden Gespräche während dieser Woche intensiven Austauschs. Dieser war so überhaupt nur möglich, weil wir durch zahlreiche Beiträge immer neue Ideenwelten in unsere Überlegungen aufnehmen mussten und durften. Den Kolleginnen und Kollegen, die zugleich die Beiträger dieses Buches sind, möchten wir sehr herzlich danken, dass sie sich darauf eingelassen haben, aus ihrer fachlichen Perspektive grundsätzliche Stellungnahmen zum Thema zu wagen und sich derart en-

gagiert ins Gespräch einzubringen. Die außergewöhnliche Atmosphäre dieser Woche ist vor allem ihrer Bereitschaft zu verdanken, sich auf das Anliegen unvoreingenommen einzulassen und Diskussionen jenseits disziplinärer Grenzen zu führen. Ein besonderer Dank geht dabei an unsere »Gäste«, die Regisseurin und Choreografin Mara Kurotschka (Berlin) und den Afrika-Korrespondenten und Autor Bartholomäus Grill (Kapstadt), die mit ihren Arbeiten Beijing, Istanbul und Johannesburg sowie ganz andere Reflexionsebenen in uns und den Teilnehmern bewegt haben.

Dass trotz des dichten Programms immer Luft für Aktion und Gedanken blieb, lag zweifelsohne auch an den unkonventionellen, umbaubaren Räumlichkeiten: Wir danken *Kampnagel Hamburg* und ihrer Intendantin Amelie Deuffhard für tolle Raumkunst und Technik. Der Leiterin des *Tanzplan Hamburg*, Dr. Kerstin Evert, möchten wir besonders danken, für ihre freundliche Vermittlung und für die gesprächseröffnende Moderation unseres Choreografie-Abends.

Dem *Verlag Wilhelm Fink* (München) danken wir für die Erlaubnis, den ursprünglich als Buchkapitel erschienen Beitrag von Sigrid Weigel hier wieder aufzunehmen. Dr. Yann Lafon danken wir sehr herzlich für das Lektorat der Beiträge. Wolfram Burckhardt und Claudia Oestmann vom *Kulturverlag Kadmos* (Berlin) möchten wir ganz ausgesprochen danken: Dieses nicht leichte Buch-Projekt einschließlich seiner komplizierten Anforderungen und vielen Abbildungen mit schier unermesslicher Ausdauer und weiser Ruhe in die Welt existierender Dinge hinübergeleitet zu haben, wird nun belohnt – mit dem Auftaktband der urbanistischen Zeitschrift *the new metropolis – die neue metropole*.

Diese Zeitschrift wird von der *HafenCity Universität* (Hamburg) herausgegeben. Dem ehemaligen Präsidenten, Prof. Steven Spier, danken wir für die Initiative und dem neuen Präsidenten, Dr. Walter Pelka, danken wir dafür, dass dieses Publikationsprojekt tatsächlich realisiert wird. Dass die Zusammenarbeit mit der HCU so gewinnbringend war, ist vor allem das Verdienst von Dr. Joachim Thiel, seinerzeit Forschungsreferent des Präsidenten, der auch die Gründung der Zeitschrift mit Beharrlichkeit und Klugheit durch flache Wasser gebracht hat – ihm möchten wir sehr herzlich danken.

Unser größter Dank gebührt der *ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius* (Hamburg), die diese außergewöhnliche Woche initiiert und mit ihrem generösen Engagement ermöglicht hat. Einen ganz besonderen Dank möchten wir dabei ihrem Vorstandsvorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Michael Göring, aussprechen, der das Projekt vom ersten Moment an entscheidend unterstützt hat. Dr. Anna Hofmann, Projektleiterin Wissenschaft und Forschung der Stiftung, danken wir sehr für ihren Einsatz für die Publikation. Schließlich geht unser herzlicher Dank an Marcella Christiani von der *ZEIT-Stiftung*, unermüdlich in unserem Gestaltungs-Team, ohne deren leidenschaftlichen und professionellen Einsatz die Sommerakademie seinerzeit so gar nicht durchführbar gewesen wäre.

Literatur

- Appiah, Kwame Anthony
2007: *Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums*. München: Beck.
- Asholt, Wolfgang/Ette, Ottmar
(Hg. 2010): *Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Programm – Projekte – Perspektiven*. Tübingen: Narr.
- Augé, Marc
1992: *Non-lieux: introduction à une anthropologie de la surmodernité*. Paris: Le Seuil.
- Bahrdt, Hans Paul
1974: *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. München: Nymphenburger Verlagshandlung.
- Bender, Niklas
2008: Von der verpassten Möglichkeit oder: Lektüre als Lebenskunst. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 187: 329–341.
- Bourdieu, Pierre
1992: *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*. Paris: Le Seuil.
- Crystal, David
2000: *Language Death*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ette, Ottmar
2004: *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
2005: *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
2007: Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Eine Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften. In: *Lendemains* 125: 7–32.
2010: *ZusammenLebensWissen. List, Last und Lust literarischer Konvivenz im globalen Maßstab*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Fuchs, Martin
2007: Slum als Projekt? Dharavi zwischen Fremdbestimmung und Selbstregierung. In: *archplus. Zeitschrift für Architektur und Städtebau* 185 (= Indischer Inselurbanismus): 77–80.
- Geertz, Clifford
1983: *Dichte Beschreibungen. Beiträge zum verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony
1996: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Läpple, Dieter
2003: Die Auflösung städtischer Strukturen und die Neuerfindung des Städtischen. In: Franz Oswald/Nicola Schüller (Hg.): *Neue Urbanität*. Zürich: gta Verlag: 147–169.
- Lefebvre, Henri
(1968–1972): *Le droit à la ville*. 2 Bde. Paris: Anthropos.
- Lindner, Rolf
2000: Stadtkultur. In: Hartmut Häußermann (Hg.): *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske+Budrich: 258–264.
- Matzig, Gerhard
2010: Wer reinkommt, ist drin. In: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 287 (11./12. Dezember 2010), Wochenende: V2/1.
- Messling, Markus
(im Druck): Ernüchtert ans Meer. Moderne-Kritik und anti-urbane Utopien bei Stendhal, Gobineau und Michelet. In: Barbara Ventarola (Hg.): *Literarische Stadtutopien zwischen totalitärer Gewalt und Ästhetisierung*. München: Meidenbauer.
- Mumford, Lewis
1979: *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*. München: dtv.
- Neuwirth, Robert
2006: *Shadow Cities. A Billion Squatters, a New Urban World*. New York, London: Routledge.
- Panwalkar, Pratima
1998: Slum-Ökonomie in Dharavi. In: *StadtBauwelt* 48: 2640–2645.
- Park, Robert E.
1925: The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. In: Robert E. Park/Ernest W. Burgess/Roderick D. McKenzie: *The City*. Chicago, London 1984: The University of Chicago Press: 1–46.
- Schwarte, Ludger
2009: *Philosophie der Architektur*. München: Fink.
- Siebel, Walter
2004: Einleitung: Die europäische Stadt. In: Ders. (Hg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 10–50.
2000: Urbanität. In: Hartmut Häußermann (Hg.): *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske+Budrich: 264–272.
- Tibajjuka, Anna
2006: Schwierige neue Welt. In: *Internationale Politik* Nr. 11/61. Jg.: 9–15.
- Trabant, Jürgen
2007: Vox americana. Szenen einer akroamatischen Verführung. In: *Tumult* 32 (= Der hinreisende Klang des Amerikanischen): 10–20.
2008: *Was ist Sprache?* München: Beck.
2009: Über das Ende der Sprache. In: Markus Messling/Ute Tintemann (Hg.): *»Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache«. Zur Sprachlichkeit des Menschen*. München: Fink: 17–33.
- UN-HABITAT
2006: *State of the World's Cities 2006/7. The Millennium Development Goals and Urban Sustainability: 30 Years of Shaping the Habitat Agenda*. London, Sterling, VA: Earthscan.
- Weigel, Sigrid
2004: *Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte. Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin*. München: Fink.

Stadt- und Sozialstruktur

Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung
und Stadtplanung

Dreizehn Aufsätze

HERAUSGEBER
ULFERT HERLYN

Redaktion Hans A. Neunzig

Nymphenburger Verlagshandlung

ORL III 5832



Sto

Kat.

22. NOV. 1974

Inhalt

- 7 ULFERT HERLYN: *Vorbemerkung des Herausgebers*
16 ULFERT HERLYN: *Einleitung: Wohnquartier und soziale Schicht*

I. Soziale Prozesse in der Stadt

- 42 LOUIS WIRTH: *Urbanität als Lebensform*
67 HERBERT J. GANS: *Urbanität und Suburbanität als Lebensformen: Eine Neubewertung von Definitionen*

II. Erscheinungsformen der Segregation

- 91 FRIEDRICH ENGELS: *Die großen Städte* (Auszugsweiser Abdruck aus: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*)
107 RICHARD GISSER: *Ökologische Segregation der Berufsschichten in Großstädten*
133 JIRI MUSIL: *Die Entwicklung der ökologischen Struktur Prags*
157 ANDREAS GEIGER: *Ausländer im Ghetto – Eine mißglückte »Integration«*

III. Gesellschaftliche Auswirkungen der Segregation

- 172 HANS PAUL BAHRDT: *Die Zusammensetzung der Quartiersbevölkerung* (Auszugsweiser Abdruck aus: *Humaner Städtebau*)
187 HERBERT J. GANS: *Die ausgewogene Gemeinde: Homogenität oder Heterogenität in Wohngebieten?*
209 HENRI COING: *Stadtsanierung und soziale Veränderung* (Abdruck der Zusammenfassung des gleichnamigen Buches)

IV. Chancen künftiger Stadtplanung

- 238 MANFRED THROLL, G. GOTZE, S. HERLYN, F. HESSE, H. WURTINGER: *Infrastrukturausgleich und Hochschulneugründung*
259 DETLEF AFFELD: *Demokratisierung der Planung durch Einwirkung Betroffener in einem Arbeiterwohngebiet – Eine Fallstudie*
280 CLAUS OFFE: *Demokratische Legitimation der Planung*
314 Sachregister
317 Namenregister

© Nymphenburger Verlagshandlung GmbH, München 1974
für die Originalbeiträge:

Andreas Geiger: *Ausländer im Ghetto – Eine mißglückte »Integration«*

M. Throll, G. Gotze, S. Herlyn, F. Hesse, H. Wurtinger:

Infrastrukturausgleich und Hochschulneugründung

Detlef Affeld: *Demokratisierung der Planung durch Einwirkung Betroffener in einem Arbeiterwohngebiet. Eine Fallstudie.*

© Nymphenburger Verlagshandlung GmbH, München 1974

Signet ntw: Holger Matthies

Satz und Druck: Passavia Passau

ISBN 3-485-03219-0 · Printed in Germany

Urbanität als Lebensform

I. Soziale Prozesse in der Stadt

LOUIS WIRTH

Die Stadt und die Zivilisation der Gegenwart

Wie das Sesshaftwerden früherer Nomadenvölker im Mittelmeerbecken den Anfang der westlichen Zivilisation markiert, so kündigt das Entstehen der Großstädte am deutlichsten den Beginn dessen an, was an unserer Zivilisation spezifisch modern ist. Nirgends hat sich die Menschheit von der organischen Natur weiter entfernt als unter den für diese Städte charakteristischen Lebensbedingungen. Die heutige Welt bietet nicht länger ein Bild kleiner, vereinzelter Menschengruppen, die auf ein weites Territorium verstreut leben, wie Sumner es uns in seiner Schilderung der primitiven Gesellschaft vor Augen führte.¹ Das spezifische Merkmal der menschlichen Lebensweise in der modernen Zeit ist die Konzentration zu gigantischen Menschenkonglomeraten, um die sich wiederum kleinere Zentren scharen, und von denen jene Ideen und Praktiken ausgehen, die wir mit dem Namen Zivilisation verbinden.

Wie weitgehend die heutige Welt als »urban« zu bezeichnen ist, läßt sich am Anteil der Stadtbewohner an der Gesamtbevölkerung nicht vollständig und genau bemessen. Der Einfluß, den die Städte auf das menschliche Leben in der Gesellschaft ausüben, ist größer, als wir es auf Grund des Prozentsatzes der Stadtbevölkerung vermuten würden; denn die Stadt ist nicht nur in zunehmendem Maße Wohngebiet und Arbeitsstätte des modernen Menschen; sie ist darüber hinaus der initiatorsche und beherrschende Mittelpunkt des ökonomischen, politischen und kulturellen Lebens, der die entlegensten Völker

Originaltitel: »Urbanism as a Way of life.« Aus: *On Cities and Social Change*. Chicago 1964. Copyright © by The University of Chicago Press. 1964. Zuerst in: *American Journal of Sociology*. XLIV, Juli 1938, S. 1-24. Deutsche Übersetzung von Ursula Posset.

der Welt in seinen Bannkreis zieht und die verschiedenartigsten Gebiete, Menschentypen und Tätigkeitsbereiche zu einem Kosmos zusammenflieht.

Das Wachstum der Städte und die Verstädterung der Welt stellen eine der eindrucksvollsten Tatsachen der modernen Zeit dar. Zwar ist es unmöglich, genau festzustellen, welchen Anteil die urbane Bevölkerung an der gesamten Weltbevölkerung hat, die auf annäherungsweise 1 800 000 000 Menschen geschätzt wird, doch sind in denjenigen Ländern, die zwischen Stadt und Land unterscheiden, 69,2% der Gesamtbevölkerung städtisch.² Da die Weltbevölkerung sehr ungleich verteilt ist, und da das Wachstum der Städte in einigen von den Ländern noch sehr zurückgeblieben ist, die erst in jüngster Zeit mit der Industrialisierung in Berührung kamen, ist dieser Durchschnitt in bezug auf das fortgeschrittene Ausmaß urbaner Konzentration in den Ländern, in denen die Auswirkungen der Industriellen Revolution gewaltiger und älteren Datums waren, zu niedrig veranschlagt. Diese Umwandlung einer ländlichen in eine überwiegend urbane Gesellschaft, die in so hochindustrialisierten Gebieten wie den Vereinigten Staaten und Japan innerhalb der Zeitspanne einer einzigen Generation stattfand, ging einher mit fundamentalen Veränderungen in praktisch jeder Phase des gesellschaftlichen Lebens. Diese Veränderungen, und die Kreise, die sie ziehen, lenkt die Aufmerksamkeit des Soziologen auf die Unterschiede zwischen der ländlichen und der urbanen Lebensform, die es zu studieren gilt. Dieses Studium ist eine unerläßliche Vorbedingung zum Verständnis und zur möglichen Bewältigung einiger der Hauptprobleme des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart, denn es eröffnet wahrscheinlich eine der aufschlußreichsten Perspektiven zum Verständnis der Wandlungsprozesse innerhalb der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Ordnung.³

Weil die Stadt ein Produkt des Wachstums, und nicht das eines schöpferischen Augenblicks ist, ist wohl zu erwarten, daß die Einflüsse, die sie auf die Lebensform ihrer Bewohner geltend macht, nicht fähig sind, die ursprünglich dominierenden Formen menschlichen Zusammenlebens gänzlich auszulöschen. Mehr oder weniger ausgeprägt trägt unser gesellschaftliches Leben also den Stempel einer früheren Volksgemeinschaft, deren charakteristische Siedlungsformen der Bauernhof, der Herrnsitz und das Dorf waren. Dieser historische Einfluß wird verstärkt durch den Umstand, daß die Stadtbevölkerung selbst sich grobenteils durch Zuzug vom Land erneuert, wo eine Lebensweise fortbesteht, die an jene frühere Existenzform erinnert. Wir sollten daher nicht erwarten, einen sprunghaften, abrupten Unterschied zwi-

schen urbanen und ländlichen Menschentypen zu finden. Stadt und Land sind als zwei Bezugspole zu verstehen, und jede menschliche Siedlung tendiert dazu, sich auf einen der beiden auszurichten. Sehen wir in der städtisch-industriellen und in der ländlich-volkstümlichen Gesellschaft die Idealtypen des Gemeinwesens, so läßt sich eine Perspektive für die Analyse der grundlegenden Modelle menschlichen Zusammenlebens gewinnen, wie sie in der Zivilisation der Gegenwart auftreten.

Eine soziologische Definition der Stadt

Trotz der überlegenen Bedeutung der Stadt in unserer Zivilisation ist unser Wissen über das Wesen der Urbanität und den Prozeß der Urbanisierung, ungeachtet vieler Versuche, die charakteristischen Merkmale urbanen Lebens herauszuarbeiten, nur sehr mager. Geographen, Historiker, Wirtschafts- und Politikwissenschaftler haben die Standpunkte ihrer jeweiligen Disziplinen in unterschiedliche Definitionen des Begriffs Stadt eingebracht. Diese zu ersetzen, kann nicht das Ziel der Formulierung eines soziologischen Ansatzes der Stadtanalyse sein; letzterer kann jedoch unter anderem dazu dienen, die Aufmerksamkeit auf die Wechselbeziehung zwischen jenen Definitionen zu lenken, indem sie die spezifischen Charakteristika der Stadt als einer bestimmten Form menschlicher Gemeinschaftsbildung hervorhebt. Eine soziologisch signifikante Definition der Stadt muß bemüht sein, diejenigen Elemente der Urbanität herauszugreifen, die sie als eine besondere Art des menschlichen Zusammenlebens in Gruppen ausweisen.

Die Kennzeichnung einer Gemeinde als Stadt allein auf Grund ihrer Größe ist offensichtlich willkürlich. Kaum verteidigen läßt sich die gegenwärtig bei statistischen Erhebungen gültige Definition, die eine Gemeinde von 2500 Einwohnern und darüber als städtisch, und alle anderen als ländlich bezeichnet. Die Situation bliebe die gleiche, wären 4000, 8000, 10000, 25000 oder 100000 Einwohner das Kriterium; zwar könnten wir in letzterem Fall eher als im Falle der kleineren Gemeinden den Eindruck gewinnen, wir hätten es mit einer Ansiedlung urbanen Charakters zu tun, doch kann eine Definition niemals gänzlich zufriedenstellen, solange Größenangaben als ihr einziges Kriterium dienen. Überdies läßt es sich unschwer zeigen, daß Gemeinden mit einer geringeren als der willkürlich veranschlagten Einwohnerzahl, wenn sie im Einflußbereich großstädtischer Zentren liegen, einen größeren Anspruch darauf haben, als städtische Gemeinden anerkannt zu

werden, als Gemeinden, die eine stärker isolierte Existenz inmitten einer vorwiegend ländlichen Umgebung führen. Schließlich sollte erkannt werden, daß die Definitionen offizieller Volkserhebungen unzulässig dadurch beeinflusst werden, daß die Stadt, statistisch gesehen, immer ein verwaltungstechnischer Begriff ist und daß die gemeinrechtlichen Grenzen bei der Umschreibung eines Stadtgebietes eine entscheidende Rolle spielen. Dies ist nirgends deutlicher zu beobachten als an den Peripherien der großen Metropolen, wo Menschen sich konzentrieren, die willkürlich administrative Grenzen der Stadt, der Länder und des Staates überqueren.

Solange wir Urbanität mit dem physisch-realen Wesen der Stadt identifizieren, sie als räumlich streng begrenzt betrachten und vorgehen, als hörten urbane Eigenschaften jenseits einer willkürlichen Grenzlinie abrupt auf, feststellbar zu sein, werden wir kaum zu einer adäquaten Vorstellung von der Urbanität als einer Lebensform kommen. Die technologischen Fortschritte im Transport- und Kommunikationswesen, die praktisch eine neue Epoche in der menschlichen Geschichte markieren, rücken die Rolle der Städte als beherrschende Elemente unserer Zivilisation mehr und mehr in den Vordergrund und haben die urbane Lebensform jenseits der Stadtgebiete enorm verbreitet. Die dominierende Stellung der Stadt, und vor allem der Großstadt, ist eine Folge der Konzentration von industriellen, kommerziellen, finanztechnischen und administrativen Einrichtungen und Tätigkeitsbereichen, von Medien des Transports und der Kommunikation, von Freizeitanlagen und kulturellen Einrichtungen, wie sie Presse, Rundfunksender, Theater, Bibliotheken, Museen, Konzertsäle, Opernhäuser, Krankenhäuser, Universitäten, Forschungs- und Verlagszentren, Berufsorganisationen, sowie religiöse und Wohlfahrtseinrichtungen in den Städten darstellen. Wäre nicht die Anziehungskraft, die die Stadt durch dieses Instrumentarium auf die Landbevölkerung ausübt, und die Anregungen, die sie dadurch vermittelt, die Unterschiede zwischen der ländlichen und der urbanen Lebensform wären noch weit größer, als sie es im Augenblick sind. Urbanisierung bezeichnet nicht mehr bloß den Prozeß, in dem Menschen von einem als Stadt bezeichneten Ort angezogen und in sein Lebenssystem einbegriffen werden. Das Wort bezieht sich auch auf das kumulative Hervortreten der Merkmale, welche für die mit dem Wachstum der Städte verbundene Lebensform charakteristisch ist, und schließlich auf die Richtungsänderungen in den als urban anerkannten Lebensweisen, die unter all jenen Menschen offenkundig werden, die wo immer unter den Zauber der Einflüsse geraten sind, welche die Stadt kraft der Macht ihrer

Institutionen und jener Persönlichkeiten ausübt, die durch die Transport- und Kommunikationsmedien operieren.

Die Mängel, welche der Einwohnerzahl als einem Kriterium der Urbanität anhaften, treffen größtenteils auch auf die Bevölkerungsdichte zu. Ob wir eine Bevölkerungsdichte von 10 000 Personen pro Quadratmeile annehmen, wie Mark Jefferson⁴ vorschlug, oder eine von 1000 Personen, wie Willcox⁵ sie lieber als Kriterium der städtischen Siedlungsform betrachtet wissen wollte – es ist klar, daß die Bevölkerungsdichte, wenn sie nicht in ihrem Zusammenhang mit signifikanten gesellschaftlichen Merkmalen gesehen wird, nur eine willkürliche Basis für die Unterscheidung städtischer von ländlichen Gemeinden liefern kann. Da die offizielle statistische Erhebung die Bevölkerung eines Gebietes nicht bei Tag, sondern bei Nacht erfaßt, hat der Schauplatz des intensivsten urbanen Lebens – das Stadtzentrum – im allgemeinen eine geringe Bevölkerungsdichte, und die Industrie- und Handelsbezirke einer Stadt, in denen sich die für die urbane Gesellschaft charakteristischsten wirtschaftlichen Aktivitäten abspielen, könnten kaum irgendwo als wirklich urban bezeichnet werden, würde Bevölkerungsdichte wörtlich verstanden als ein Kennzeichen der Urbanität. Daß die urbane Gemeinde sich von anderen durch eine große Ansammlung und relativ dichte Konzentration der Bevölkerung unterscheidet, kann bei der Definition der Stadt kaum außer acht gelassen werden; jedoch müssen wir diese Kriterien als relativ zu dem allgemeinen kulturellen Kontext betrachten, in dem Städte entstehen und existieren. Sie sind soziologisch gesehen nur insofern relevant, als sie als das gesellschaftliche Leben bedingende Faktoren auftreten.

Die gleiche Kritik trifft Kriterien wie die der Tätigkeit der Einwohner, der Existenz bestimmter physisch-konkreter Anlagen, Institutionen und politischer Organisationsformen. Die Frage ist nicht die, ob Städte in unserer oder in anderen Zivilisationen diese charakteristischen Merkmale aufweisen; wichtig ist vielmehr, ob ihr Integrationsvermögen stark genug ist, das gesellschaftliche Leben seinem Wesen nach umzubilden und in seine spezifisch urbane Form zu fassen. Auch können wir es uns nicht leisten, sofern wir eine produktive Definition liefern wollen, die Verschiedenartigkeit der Städte untereinander zu übergehen. In unserem jüngsten Bericht an das »National Resources Committee«⁶ unternahmen wir es, eine auf Größe, Lage, Alter und Funktion basierende Typologie der Städte zu erstellen. Eine Aufführung und Klassifizierung urbaner Gemeinden, von Kleinstädten, die sich mühsam über Wasser halten, bis hin zu wohlhabenden Weltstädten, von inmitten landwirtschaftlicher Regionen isolierten Handels-

zentren bis zu blühenden, weltbekannten Hafenstädten und kommerziellen oder industriellen Städteverbänden, erwies sich als durchführbar. Solche Unterscheidungen erscheinen wesentlich, da die gesellschaftlichen Merkmale und Einflüsse dieser verschiedenen »Städte« äußerst stark divergieren.

Eine brauchbare Definition der Urbanität sollte nicht nur die wesentlichen Merkmale aufzeigen, die allen Städten – oder wenigstens denjenigen in unserem Kulturkreis – gemeinsam sind, sondern sollte auch der Entdeckung ihrer verschiedenen Varianten dienen können. Eine Industriestadt wird sich in gesellschaftlicher Hinsicht bedeutend unterscheiden von einem Kurort, eine Handels-, Bergarbeiter- oder Fischereistadt von einer Universitäts- oder Landeshauptstadt. Eine Stadt, welche von einer einzigen Industrie lebt, wird eine Reihe ganz anderer gesellschaftlicher Merkmale aufweisen als eine Stadt mit vielen Industriezweigen; desgleichen unterscheidet sich eine auf industriellem Gebiet ausgewogene von einer unausgewogenen Stadt, ein Vorort von einer Trabantenstadt, ein Vorort, der eine Wohngegend darstellt von einem Vorort, der einen Industriebezirk beherbergt, und eine Stadt innerhalb eines großstädtischen Einzugsgebietes von einer außerhalb desselben gelegenen. Auseinanderzuhalten sind ferner eine alte von einer jungen Stadt, eine Stadt in den Südstaaten von einer in Neuengland, eine Stadt im Mittelwesten von einer an der Pazifikküste gelegenen, sowie eine Stadt mit wachsenden von einer mit konstant bleibenden oder rückgängigen Bevölkerungszahlen.

Selbstverständlich muß eine soziologische Definition umfassend genug sein, um alle wesentlichen Charakteristika, welche diesen verschiedenen Städtetypen als gesellschaftlichen Erscheinungen gemeinsam sind, einzuschließen; doch kann sie natürlich auch nicht so detailliert sein, daß sie sämtlichen Variationen, die die oben skizzierte Vielfalt der Typen beinhaltet, Rechnung trägt. Manche Merkmale der Stadt sind als bedingende Faktoren des Wesens urbanen Lebens vermutlich signifikanter als andere, und es steht zu erwarten, daß die hervorstechenden Züge der urbanen gesellschaftlichen Szene je nach Größe, Bevölkerungsdichte und funktionalen Unterschieden der Städte variieren. Überdies können wir davon ausgehen, daß das Landleben wohl in dem Maße den Stempel des Stadtlebens trägt, als es durch Kontakt und Kommunikation unter den Einfluß der Städte gerät. Zur Verdeutlichung der Aussagen im folgenden sei es noch einmal wiederholt: Zwar findet sich Urbanität als Lebensform bezeichnenderweise meist an Orten, welche die Bedingungen erfüllen, die wir in unserer Definition der Stadt aufstellen, doch beschränkt sie sich nicht auf

solche Gebiete, sondern tritt in unterschiedlichem Ausmaß überall dort zum Vorschein, wo die Einflüsse der Stadt hinreichen.

Urbanität, oder jener Komplex von Merkmalen, der für die städtische Lebensform charakteristisch ist, und Urbanisierung, der Prozeß der Entwicklung und Ausweitung dieser Faktoren, sind so zwar nicht ausschließlich in Siedlungen anzutreffen, die im physisch-realen und demographischen Sinne als Städte bezeichnet werden können, doch finden sie in diesen Gebieten, und besonders in den großen Metropolen, ihren stärksten Ausdruck. Bei der Formulierung einer Definition der Stadt ist Vorsicht angebracht, denn es gilt die Identifikation der Urbanität als einer Lebensform mit all jenen besonderen, lokal oder historisch bedingten kulturellen Einflüssen zu vermeiden, die, mögen sie auch für die besondere Eigenart einer Gemeinde signifikant sein, nicht die wesentlichen Determinanten ihres Stadtcharakters sind.

Eine besondere Gefahr stellt die Verwechslung von Urbanität mit dem Industrialismus und dem modernen Kapitalismus dar. Der Aufstieg der Städte in der modernen Welt ist zweifellos nicht unabhängig vom Auftauchen der modernen, energiebetriebenen Maschinenteknologie, der Massenproduktion und des kapitalistischen Unternehmertums zu sehen; so verschieden aber die Städte früherer Epochen kraft ihrer Entwicklung in einer vorindustriellen und vorkapitalistischen Ordnung von den heutigen Großstädten gewesen sein mögen, sie waren doch Städte.

Für soziologische Zwecke kann die Stadt definiert werden als eine relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen. Auf der Basis der Postulate, welche diese Minimaldefinition aufstellt, läßt sich eine Theorie der Urbanität im Lichte des Wissens formulieren, das uns über gesellschaftliche Gruppen zu Gebote steht.

Eine Theorie der Urbanität

In der reichhaltigen Literatur zur Stadt suchen wir vergebens nach einer Theorie, die das verfügbare Wissen über die Stadt als einer gesellschaftlichen Erscheinung systematisiert. Wir haben wirklich hervorragend formulierte Theorien zu so speziellen Problemen wie dem Wachstum der Stadt als historischem Trend und periodisch sich wiederholendem Prozeß⁷, wir haben eine reiche Auswahl an Literatur, welche uns soziologisch relevante Erkenntnisse vermittelt, und zahlreiche empirische Studien, welche detaillierte Informationen über eine

Vielzahl besonderer Aspekte des urbanen Lebens enthalten. Doch obwohl die Forschung und die Handbücher zur Stadt sich ständig vermehren, haben wir bis jetzt keinen umfassenden Bestand zusammenhängender Hypothesen, die sich aus den implizit in einer soziologischen Definition der Stadt enthaltenen Postulaten ableiten ließen. Auch aus unserem allgemeinen soziologischen Wissen, das sich durch empirische Forschungen erhärten läßt, haben wir keine solchen Hypothesen abstrahiert. Einer systematischen Theorie der Urbanität am nächsten kommt der scharfsinnige Aufsatz Max Webers, »Die Stadt«⁸, und eine denkwürdige Arbeit Robert E. Parks unter dem Titel »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment«.⁹ Doch selbst diese ausgezeichneten Beiträge sind weit davon entfernt, einen geordneten und zusammenhängenden theoretischen Rahmen darzustellen, auf dem die weitere Forschung erfolgreich aufbauen könnte.

Betrachtet man eine begrenzte Anzahl von Identifikationsmerkmalen der Stadt als gegeben, so lassen sich weitere Charakteristika und ihre Folgeerscheinungen im Licht der allgemeinen soziologischen Theorie und der empirischen Forschung leichter überprüfen. Ich hoffe auf diese Weise zu den für eine Theorie der Urbanität wesentlichen Aussagen zu kommen. Einige dieser Aussagen lassen sich durch einen beträchtlichen Fundus schon vorhandenen Forschungsmaterials unterstützen; andere mögen als Hypothesen gelten, für die zwar ein gewisses Maß an Evidenz vorhanden ist, die aber einer ausführlicheren und exakteren Verifizierung bedürften. Es steht zu hoffen, daß ein solches Verfahren wenigstens zeigen wird, was wir an systematischem Wissen über die Stadt bereits haben, und welches die wesentlichen und fruchtbaren Hypothesen für die zukünftige Forschung sind.

Das zentrale Problem des Stadtsoziologen ist es, diejenigen Formen gesellschaftlicher Aktion und Organisation herauszufinden, deren Auftreten in relativ dauerhaften, dicht bevölkerten Siedlungen mit einer großen Anzahl heterogener Individuen typisch ist. Wir müssen auch davon ausgehen, daß die Urbanität ihre charakteristischste und extremste Ausprägung in dem Maße annehmen wird, in dem die ihrem Wesen entsprechenden Bedingungen vorhanden sind. So werden die mit Urbanität assoziierten Merkmale um so stärker hervortreten, je größer, je dichter besiedelt und je heterogener eine Gemeinde ist. Man sollte jedoch nicht außer acht lassen, daß manche gesellschaftlichen Institutionen und Praktiken ihre Anerkennung und Fortführung ganz anderen Gründen verdanken als denjenigen, die sie ursprünglich ins Leben gerufen hatten, und daß sich entsprechend die urbane Lebens-

form vielleicht unter Voraussetzungen fortsetzt, die mit denen ihrer Entstehung nichts mehr gemein haben.

Eine Rechtfertigung der von uns gewählten Hauptbegriffe zur Definition der Stadt mag angebracht sein, einer Definition, die ohne unnötige Thesen auskommen, und zugleich so umfassend und so kennzeichnend wie möglich sein sollte. Sagt man, daß eine große Anzahl von Einwohnern nötig sei, um eine Stadt zu bilden, so meint man natürlich, eine große Anzahl im Verhältnis zu einer begrenzten Fläche oder zu großer Besiedlungsdichte. Es gibt jedoch gute Gründe dafür, die große Einwohnerzahl und die dichte Besiedlung als getrennte Faktoren zu behandeln, denn beide lassen sich mit gesellschaftlichen Folgeerscheinungen in Verbindung bringen, deren Verschiedenheit bezeichnend ist. Fraglich ist ebenso, ob die Notwendigkeit besteht, die Heterogenität der Bevölkerungszahl als spezifisches Kriterium der Urbanität zur Seite zu stellen, da sich doch erwarten ließe, daß die Bandbreite der Unterschiedlichkeit mit der Anzahl der Einwohner zunimmt. Zur Verteidigung dieses Ansatzes wäre zu sagen, daß die Stadt eine Art und ein Ausmaß an Bevölkerungsheterogenität aufweist, der man mit dem Gesetz der hohen Bevölkerungszahl nicht völlig gerecht wird, und die mittels einer normalen Verteilungskurve nicht adäquat dargestellt werden kann. Da die Stadtbevölkerung sich nicht selbst regeneriert, muß sie ihren Nachwuchs aus anderen Städten, vom Land, und – wie bis vor kurzem in den Vereinigten Staaten – aus anderen Staaten beziehen. Die Stadt war so historisch gesehen immer der Schmelztiegel der Rassen, Völker und Kulturen, und eine vorzügliche Brutstätte neuer biologischer und kultureller Mischformen gewesen. Sie toleriert, mehr noch, sie honoriert individuelle Unterschiede. Wenn sie Menschen aus allen Ecken der Erde zusammenbringt, so nicht um ihrer Homogenität und Geistesverwandtschaft willen, sondern gerade weil sie verschieden, und deshalb füreinander nützlich sind.¹⁰

Auf Grund von Forschung und Beobachtung lassen sich eine Reihe soziologischer Aussagen formulieren, die die Beziehung zwischen a) Bevölkerungszahlen, b) Siedlungsdichte, und c) Heterogenität der Einwohner und des Lebens in Gruppen betreffen.

Die Größe der Bevölkerung. Seit Aristoteles' »Politik«¹¹ gilt es als anerkannt, daß das Anwachsen der Einwohnerzahl einer Siedlung über eine bestimmte Grenze hinaus sich auf die Beziehungen der Einwohner untereinander und auf den Charakter der Stadt auswirkt. Eine große Bevölkerungszahl bedeutet, wie schon angedeutet, immer eine größere Spannbreite individueller Varianten. Je größer überdies die

Anzahl der an einem Interaktionsprozeß beteiligten Individuen ist, desto größer ist auch die *potentielle* Verschiedenartigkeit unter ihnen. Es ist deshalb anzunehmen, daß sich die persönlichen Merkmale, die Tätigkeiten, das kulturelle Leben und die Ideen der Mitglieder einer urbanen Gemeinschaft zwischen extremeren Polen bewegen als die der Landbewohner.

Daß solche Unterschiede zur räumlichen Absonderung des Einzelmenschen seiner Hautfarbe, seiner ethnischen Zugehörigkeit, seinem ökonomischen und gesellschaftlichen Status, sowie seinem Geschmack und seinen Vorlieben entsprechend führen würden, läßt sich unschwer folgern. Verwandtschaftliche und nachbarliche Bande, Gefühle, wie sie dort entstehen, wo Menschen generationenlang unter einer gemeinsamen Volkstradition zusammenleben, sind in Ballungszentren, deren Einwohner sich nach Herkunft und Ausgangsbasis so sehr unterscheiden, wahrscheinlich gar nicht vorhanden, oder bestenfalls relativ schwach ausgeprägt. Unter solchen Umständen bilden Wettbewerb und formale Lenkungs- und Kontrollmechanismen den Ersatz für die Bande der Solidarität, die dazu dienen, eine Volksgemeinschaft zusammenzuhalten.

Das Anwachsen der Einwohnerzahl einer Gemeinde über einige Hundert hinaus muß zwangsläufig die Möglichkeit einschränken, daß jedes Mitglied der Gemeinschaft alle anderen persönlich kennt. Max Weber, der die soziale Bedeutung dieses Umstandes erkannte, erklärte, daß eine große Einwohnerzahl und Siedlungsdichte aus soziologischer Sicht das Fehlen jener gegenseitigen Bekanntschaft mit sich bringt, die sich normalerweise unter Nachbarn bildet.¹² Das Anwachsen der Bevölkerungszahl zieht also einen Wandel im Charakter der gesellschaftlichen Beziehungen nach sich. Wie Georg Simmel sagt: »Wenn der fortwährenden äußeren Berührung mit unzähligen Menschen so viele innere Reaktionen antworten sollten, wie in der kleinen Stadt, in der man fast jeden Begegnenden kennt und zu jedem ein positives Verhältnis hat, so würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbare seelische Verfassung geraten.«¹³ Die Anhäufung von Menschen in einem Zustand der Interaktion unter Bedingungen, die es ihnen nicht erlauben, als ganze Persönlichkeiten in Kontakt zueinander zu treten, erzeugt jene Segmentierung menschlicher Beziehungen, die gelegentlich von Forschern, welche das Geistesleben der Städte studieren, als Erklärung für den »gespaltenen« Charakter der urbanen Persönlichkeit ins Feld geführt wird. Dies soll nicht heißen, daß der Stadtbewohner weniger Bekannte hat als der Landbewohner, ja es ist womöglich gerade das Gegenteil der Fall; es bedeutet vielmehr,

daß sie im Verhältnis zur Anzahl der Menschen, denen sie begegnen und mit denen sie tagtäglich in Berührung kommen, einen kleineren Prozentsatz, und diesen wiederum nur relativ flüchtig, kennen.

Es ist charakteristisch für Stadtmenschen, daß sie sich in stark segmentierten Rollen begegnen. Freilich sind sie zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse von mehr Menschen abhängig als der Landbewohner, und so sind sie mit einer größeren Anzahl organisierter Gruppen assoziiert; doch sind sie weniger abhängig von einzelnen Personen, und ihre Abhängigkeit von anderen Menschen beschränkt sich auf einen kleinen Teilaspekt des Tätigkeitsbereichs des anderen. Das ist es im wesentlichen, was mit den Worten gemeint ist, für die Stadt seien nicht primäre, sondern sekundäre Kontakte charakteristisch. Mögen die Kontakte mit dem Gegenüber noch so hautnah sein, sie sind dennoch unpersönlich, oberflächlich, transitorisch und segmentär. Die Distanz, die Gleichgültigkeit und die abgeklärte Haltung, welche die Stadtmenschen in ihren Beziehungen zueinander zur Schau stellen, können so als Mittel betrachtet werden, um sich gegen persönliche Ansprüche und Erwartungen anderer zu immunisieren.

Die Oberflächlichkeit, die Anonymität und der transitorische Charakter urbaner gesellschaftlicher Beziehungen lassen auch die intellektualistische und verstandesmäßige Einstellung begreiflich erscheinen, die den Stadtbewohnern im allgemeinen zugeschrieben wird. Unsere Bekanntschaften stehen meist in einem Nützlichkeitsbezug zu uns, in dem Sinne, daß wir die Rolle, die jeder einzelne in unserem Leben spielt, überwiegend als Mittel zur Verfolgung unserer eigenen Ziele betrachten. Während das Individuum einerseits ein gewisses Maß an Emanzipation oder Freiheit von persönlicher und seelischer Kontrolle durch nahestehende Gruppen erlangt, büßt es andererseits die spontane Ausdrucksfähigkeit der eigenen Persönlichkeit, die moralische Haltung und das Zugehörigkeitsgefühl ein, welche das Leben in einer integrierten Gesellschaft vermittelt. Daraus konstituiert sich im wesentlichen der Zustand der *Anomie*, oder die gesellschaftliche Gesetzlosigkeit, auf die Durkheim anspielt, als er versucht, eine Erklärung für die zahlreichen Formen sozialer Zerrüttung in der technologisierten Gesellschaft zu finden.

Der segmentäre Charakter und der utilitaristische Akzent der interpersonalen Beziehungen in der Stadt finden ihren institutionellen Ausdruck in einem Übermaß spezialisierter Aufgabenbereiche, deren höchstes Entwicklungsstadium die Berufe darstellen. Die Wirkungsweisen und Verbindungen des Geldes führen zu ausbeuterischen Verhältnissen, die dazu neigen, das reibungslose Funktionieren der gesellschaft-

lichen Ordnung zu untergraben, sofern sie nicht durch professionelle Vereinbarungen und Berufsetikette im Zaum gehalten werden. Die Prämierung der Nützlichkeit und Leistungsfähigkeit legt für die Unternehmensorganisation den korporativen Gedanken nahe, demzufolge sich Individuen nur in Gruppen beteiligen können. Der Vorteil, den die Aktiengesellschaft gegenüber dem Einzelunternehmer und der Unternehmerpartnerschaft in der urbanen, industriellen Welt hat, besteht nicht nur in der Möglichkeit, die Leistungskraft Tausender von Individuen zusammenzufassen, oder in dem gesetzlichen Privileg der beschränkten Haftung und der unkündbaren Rechtsnachfolge, sondern in der Tatsache, daß eine Aktiengesellschaft keine Seele hat.

Die Spezialisierung des Einzelmenschen kann, wie Adam Smith betont hat, besonders in seiner beruflichen Tätigkeit nur auf der Grundlage eines erweiterten Marktes voranschreiten, der seinerseits wieder der Arbeitsteilung Vorschub leistet. Diesen erweiterten Markt stellt nur zu einem Teil das Hinterland der Stadt; hauptsächlich findet er sich jedoch unter der zahlreichen Bevölkerung, welche die Stadt selbst umfaßt. Die Herrschaft der Stadt über das sie umgebende Hinterland läßt sich auf Grund der Arbeitsteilung erklären, die das urbane Leben bedingt und fördert. Der extreme Grad gegenseitiger Abhängigkeit und das labile Gleichgewicht des städtischen Lebens stehen in engem Zusammenhang mit Arbeitsteilung und beruflicher Spezialisierung. Diese Abhängigkeit und Labilität werden dadurch verstärkt, daß jede Stadt dazu tendiert, sich auf jene Funktionen zu spezialisieren, die den größten eigenen Vorteil versprechen.

In einer Gemeinschaft, die sich aus mehr Menschen zusammensetzt, als sich gegenseitig persönlich kennen und an einem Ort versammelt werden können, erwächst die Notwendigkeit, durch indirekte Medien zu kommunizieren und individuelle Interessen durch ein Delegierungsverfahren zu artikulieren. Es ist für die Stadt bezeichnend, daß den Interessen durch Repräsentation Wirkung verschafft wird. Das Individuum zählt wenig, doch die Stimme des Abgeordneten wird mit einer Hochachtung vernommen, die in etwa proportional ist zur Zahl der Menschen, die er vertritt.

Diese Charakteristik der Urbanität erschöpft, soweit sie von der großen Bevölkerungszahl ausgeht, keineswegs alle soziologischen Schlußfolgerungen, die wir kraft unseres Wissens über das Verhältnis der Größe einer Gruppe zum charakteristischen Verhalten ihrer Mitglieder ziehen könnten, doch um der Kürze willen mögen die aufgestellten Behauptungen genügen, um zu veranschaulichen, welche Art von Thesen sich hier entwickeln ließen.

Die Bevölkerungsdichte. Wie im Falle der Bevölkerungszahl, so tauchen auch im Falle ihrer Konzentration auf begrenztem Raum gewisse, für die soziologische Analyse relevante Folgerungen auf. Nur auf einige wenige von ihnen kann hier hingewiesen werden.

Das Gesetz, welches Darwin für die Pflanzen- und Tierwelt aufstellte, fand Durkheim im Falle menschlicher Gemeinschaften bestätigt:¹⁴ Wachsende Einwohnerzahl bei konstant bleibender Fläche (d. h. zunehmende Siedlungsdichte) ruft im allgemeinen Differenzierung und Spezialisierung hervor, denn nur auf diese Weise kann ein Gebiet die vermehrte Bevölkerung unterhalten. Die Bevölkerungsdichte verstärkt also noch die Wirkung, welche die große Bevölkerungszahl erzielt, indem sie für eine Differenzierung der Menschen und ihrer Tätigkeitsbereiche, sowie für eine wachsende Komplexität der Gesellschaftsstruktur sorgt.

Vom subjektiven Standpunkt gesehen schafft, wie Simmel meinte, der enge physische Kontakt zahlreicher Menschen zwangsläufig einen Wandel in den Mitteln, mit deren Hilfe wir uns besonders im Hinblick auf unsere Mitmenschen im urbanen Milieu zurechtfinden. Es ist bezeichnend, daß unsere physischen Kontakte zwar eng, unsere sozialen Kontakte jedoch lose sind. Die urbane Welt prämiert visuelle Erkenntnis. Wir sehen die Uniform, welche die Rolle des Funktionärs bezeichnet, und sind blind gegenüber der persönlichen Eigenart, die sich hinter der Uniform verbirgt. Wir neigen dazu, ein gewisses Feingefühl einer Welt künstlicher Erzeugnisse gegenüber zu erlangen und zu kultivieren, und entfernen uns gleichzeitig mehr und mehr von der Welt der Natur.

Wir sind krassen Kontrasten zwischen Glanz und Elend, Reichtum und Armut, Intelligenz und Unwissenheit, Ordnung und Chaos ausgesetzt. Der Wettlauf um nutzbaren Raum ist ungeheuer, so daß jede Fläche im allgemeinen dem Zweck zugeführt wird, der den größten finanziellen Gewinn verspricht. Der Arbeitsplatz steht meist in keinem Zusammenhang mehr mit dem Wohnsitz, denn die Nähe industrieller und kommerzieller Niederlassungen macht eine Gegend sowohl ökonomisch als auch sozial gesehen als Wohngebiet unbegeehrt.

Für unterschiedliche Teile der Bevölkerung bemißt sich der Grad der Beliebtheit eines Stadtgebiets als Wohngegend nach der Siedlungsdichte, dem Bodenwert, den Mietpreisen, der verkehrsgünstigen und gesunden Lage, dem Prestige, sowie nach ästhetischen Überlegungen und dem Fehlen von Ärgernissen wie Lärm, Rauch und Schmutz. Unter den wesentlichen Faktoren der Selektion, nach denen die Stadtbevölkerung sich auf mehr oder weniger spezielle Wohngebiete verteilt,

sind der Arbeitsplatz und die Art der beruflichen Tätigkeit, das Einkommen, rassische und ethnische Merkmale, der soziale Status, Gewohnheit, Brauchtum, Geschmack, sowie Vorlieben und Vorurteile. Die unterschiedlichen Bevölkerungselemente einer dicht bevölkerten Siedlung werden so in dem Maße voneinander abgesondert, in dem ihre Lebensbedürfnisse und Lebensweisen miteinander unvereinbar, und ihr Verhalten einander gegenüber feindlich sind. Gleichermassen zieht es Personen von homogenem Status und homogenen Bedürfnissen – ob wissentlich, unbewußt oder durch die Umstände gezwungen – in dieselbe Gegend. Die verschiedenen Teile der Stadt erhalten spezialisierte Funktionen, so daß die Stadt deshalb mehr und mehr einem Mosaik sozialer Welten gleicht und die Übergänge von einer in die andere sich sehr abrupt vollziehen. Die Konfrontation divergierender Persönlichkeiten und Lebensformen schafft im allgemeinen eine relativistische Betrachtungsweise und ein Gefühl der Toleranz Unterschieden gegenüber, welche eine Voraussetzung der Rationalität und der Säkularisierung des Lebens sind, auf die sie hinführen.¹⁵

Das enge Zusammenleben und die Zusammenarbeit von Menschen, unter denen es keine gefühlsmäßigen und seelischen Bande gibt, fördert einen Geist ständigen Konkurrenzkampfes, eigener Bereicherung und gegenseitiger Ausbeutung. Formale Kontrollen sind eingebaut, um der Verantwortungslosigkeit und potentiellen Unordnung entgegenzuwirken. Ohne das starre Festhalten an vorausberechenbaren Routinehandlungen wäre eine große, dicht besiedelte Gemeinschaft kaum in der Lage, sich selbst zu erhalten. Die Uhr und das Verkehrszeichen symbolisieren die Grundlage unserer Gesellschaftsordnung in der urbanen Welt. Häufiger, enger physischer Kontakt, verbunden mit großer sozialer Distanz, betonen die Zurückhaltung ungebundener Individuen einander gegenüber und führen zur Einsamkeit, wenn sich keine anderweitige Gelegenheit zur Kompensation durch psychische Reaktion ergibt. Dadurch daß eine große Anzahl von Menschen häufig genötigt ist, sich in überfüllten Wohngegenden zusammenzudrängen, entstehen Reibungen und Irritation. Die nervösen Spannungen, welche sich aus solchen persönlichen Frustrationen ergeben, werden verstärkt durch das rapide Tempo und die komplizierte Technologie, unter denen sich das Leben in dichtbesiedelten Gebieten zwangsläufig abspielt.

Die Bevölkerungsheterogenität. Die gesellschaftliche Interaktion im urbanen Milieu, die unter einer solchen Vielfalt von Persönlichkeitstypen stattfindet, durchbricht im allgemeinen die Starre gesellschaft-

licher Kasten und kompliziert die Klassenstruktur; sie schafft so ein verzweigteres, differenzierteres Gerüst sozialer Schichtung, als man es in stärker integrierten Gesellschaften findet. Die erhöhte Mobilität des Individuums, die es ihm ermöglicht, sich den stimulierenden Einflüssen vieler verschiedener Menschen zu öffnen, und die ihm in den vielfältigen gesellschaftlichen Gruppen, aus denen sich die Sozialstruktur einer Stadt zusammensetzt, einen fluktuierenden Status zuweist, bringt uns dahin, die Labilität und Unsicherheit der Welt insgesamt als Norm hinzunehmen. Dieser Tatbestand hilft uns auch, eine Erklärung für die intellektualistische und kosmopolitische Haltung des Stadtmenschen zu finden. Die einzelne Gruppe verfügt nicht über die ungeteilte Loyalität des Individuums. Die Gruppen, mit denen der Einzelmensch in Verbindung steht, lassen sich nicht ohne weiteres in eine hierarchische Rangordnung pressen. Dank seiner diversen, aus verschiedenen Gesichtspunkten des gesellschaftlichen Lebens hervorgehenden Interessen wird das Individuum zum Mitglied in stark voneinander divergierenden Gruppen, von denen jede nur in bezug auf einen Teilaspekt seiner Persönlichkeit eine Rolle spielt. Auch gestatten diese Gruppen nicht so leicht eine konzentrische Anordnung, wonach die engeren in den Radius der umfassenderen fallen, wie es wahrscheinlich eher in der ländlichen Gemeinschaft oder in primitiven Gesellschaften der Fall ist. Die typischen Gruppen, denen der Stadtmensch zuzuordnen ist, tangieren einander vielmehr, oder überschneiden sich auf unterschiedlichste Weise.

Der Wechsel in der Gruppenmitgliedschaft ist, teils infolge der physischen Entwurzelung der Bevölkerung und teils infolge ihrer gesellschaftlichen Mobilität, im allgemeinen ein rapider. Wohnsitz, Arbeitsplatz und Art der beruflichen Tätigkeit, sowie Einkommen und Interessen fluktuieren, so daß es eine schwierige Aufgabe ist, Organisationen zusammenzuhalten, und enge, bleibende Beziehungen unter ihren Mitgliedern aufrechtzuerhalten und zu fördern. Auffallend stark trifft dies auf lokaler Ebene innerhalb der Stadtbezirke zu, in denen die Menschen mehr auf Grund von Unterschieden der Rasse, der Sprache, des Einkommens und des sozialen Status, als durch eigene Wahl oder positive Anziehung durch Menschen ihresgleichen voneinander abge sondert werden. Die überwiegende Mehrheit der Stadtbewohner besitzt kein eigenes Heim, und da eine vorübergehende Bleibe keine bindenden Traditionen und Gefühle erzeugt, sind sie nur selten wirkliche Nachbarn. Für den Einzelmenschen ergibt sich kaum die Gelegenheit, eine Vorstellung von seiner Stadt als ganzer oder einen Überblick über seinen eigenen Standort im Gesamtsystem zu gewinnen. Folglich fällt

es ihm schwer, zu bestimmen, wo seine »ureigensten Interessen« liegen, und zwischen den Sachfragen und Führungspersönlichkeiten zu entscheiden, die ihm von den Organen der Massensuggestion untergeschoben werden. Aus Individuen, die solchermaßen dem organisierten Apparat fernstehen, der die Gesellschaft integriert und verwaltet, setzen sich die beweglichen Massen zusammen, die das Kollektivverhalten in der städtischen Gemeinschaft so unberechenbar, und daher so problematisch erscheinen lassen.

Obwohl die Stadt, indem sie zur Durchführung ihrer diversen Aufgaben verschiedenartige Menschentypen heranzieht und ihre Einzigartigkeit durch Wettbewerb und Prämierung von Exzentrik, Neuheit, Leistungsfähigkeit und Erfindergeist betont, eine hochdifferenzierte Bevölkerung hervorbringt, übt sie auch einen nivellierenden Einfluß aus. Wo immer eine große Anzahl verschieden veranlagter Individuen zusammenkommt, setzt auch der Prozeß der Depersonalisierung ein. Diese Nivellierungstendenz liegt zu einem Teil der ökonomischen Ordnung der Stadt zugrunde. Die Entwicklung der Großstadt war, wenigstens im modernen Zeitalter, größtenteils von dem konzentrierenden Element der Dampfkraft abhängig. Der Aufstieg der Fabrik ermöglichte die Massenproduktion für einen unpersönlichen Markt. Die völlige Ausschöpfung aller Möglichkeiten der Arbeitsteilung und Massenproduktion ist nur auf der Basis der Standardisierung von Prozessen und Produkten möglich. Hand in Hand mit einem solchen Produktionssystem geht eine Geldwirtschaft. Mit der Entwicklung der Städte auf dem Hintergrund dieses Produktionssystems setzt Geld, das die Käuflichkeit von Dingen und Dienstleistungen impliziert, in zunehmendem Maße die persönlichen Beziehungen als Vereinsgrundlage außer Kraft. Unter diesen Umständen muß Individualität durch Kategorien ersetzt werden. Wenn eine große Anzahl von Menschen sich gemeinsam gewisser Anlagen und Einrichtungen bedienen muß, so müssen diese Anlagen und Einrichtungen nicht so sehr den Bedürfnissen des einzelnen Individuums als denen des Durchschnittsmenschen genügen. Die öffentlichen Dienstleistungen, die kulturellen, die Freizeit- und Erziehungseinrichtungen müssen Massenbedürfnissen angepaßt sein. Ebenso müssen die kulturellen Einrichtungen, wie Schulen, Kinos, Rundfunk und Zeitungen auf Grund ihres Massenpublikums zwangsläufig einen nivellierenden Einfluß ausüben. Der politische Prozeß wird nur verständlich, wenn auch die Massenwerbung, die mit modernen Propagandamethoden arbeitet, unter die Lupe genommen wird. Will der Einzelmensch sich am gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Leben der Stadt beteiligen, so muß er einen Teil

seiner Individualität den Bedürfnissen der größeren Gemeinschaft unterordnen und sich entsprechend in Massenbewegungen engagieren.

Das Verhältnis der soziologischen Forschung zu einer Theorie der Urbanität

Mittels eines theoretischen Gerüsts, wie es oben skizziert und veranschaulicht wurde, lassen sich die komplizierten, vielfältigen Phänomene der Urbanität analysieren und in eine begrenzte Anzahl grundlegender Kategorien bringen. Der soziologische Ansatz der Stadtforschung gewinnt so an entscheidenden Zusammenhängen und Einheitlichkeit, und erlaubt es dem Forscher, sich nicht nur genauer auf die Probleme und Prozesse einzustellen, die in sein eigentliches Ressort fallen, sondern seinem Gegenstand auch eine übergreifendere, systematischere Behandlung angedeihen zu lassen. Ein paar typische Ergebnisse der empirischen Forschung auf dem Gebiet der Urbanität seien, unter spezieller Berücksichtigung der Vereinigten Staaten, aufgeführt, um die theoretischen Aussagen im Vorausgegangenen zu konkretisieren, und einige der für die zukünftige Forschung zentralen Probleme seien kurz umrissen.

Auf der Basis der drei Variablen der Bevölkerungszahl, der Siedlungsdichte, und des Heterogenitätsgrades der urbanen Bevölkerung erscheint es möglich, die wesentlichen Merkmale des urbanen Lebens zu erklären, und die Unterschiede zwischen Städten verschiedener Größe und verschiedenen Typs zu begründen. Urbanität als charakteristische Lebensform läßt sich empirisch unter drei aufeinander bezogenen Gesichtspunkten betrachten:

1. als eine physisch-reale Struktur, die ein Bevölkerungsfundament, eine Technologie und eine ökologische Ordnung umfaßt;
2. als ein soziales Organisationssystem, das eine charakteristische Gesellschaftsstruktur, eine Reihe gesellschaftlicher Einrichtungen und ein typisches Gefüge gesellschaftlicher Beziehungen einschließt; und
3. als ein fester Bestand an Haltungen und Gedanken, und eine Konstellation von Persönlichkeiten, die typische Formen kollektiven Verhaltens zeigen und charakteristischen Mechanismen gesellschaftlicher Kontrolle unterworfen sind.

Urbanität aus der ökologischen Perspektive. Da wir im Falle der physisch-realen Struktur und der ökologischen Prozesse in der Lage sind, mit ziemlich objektiven Indizes zu arbeiten, können recht genaue und

im allgemeinen quantitative Resultate erzielt werden. Die Herrschaft der Stadt über ihr Hinterland läßt sich durch die funktionalen Merkmale der Stadt erklären, welche zu einem großen Teil auf die Wirkung der Bevölkerungszahl und der Siedlungsdichte zurückzuführen sind. Viele der technischen Einrichtungen, der Berufssparten und Organisationen, die das urbane Leben hervorruft, können nur in Städten, in denen die Nachfrage groß genug ist, wachsen und gedeihen. Art und Umfang der Dienstleistungen, die diese Organisationen und Einrichtungen gewähren, und der Vorrang, der ihnen gegenüber den weniger hochentwickelten Anlagen kleinerer Städte zukommt, leisten der Herrschaft der Stadt Vorschub, so daß immer weitere Regionen in Abhängigkeit von der zentralen Metropole gelangen.

An der Zusammensetzung der Bevölkerung in einer Stadt läßt sich das Wirken selektiver und differenzierender Faktoren nachweisen. In den Städten lebt ein höherer Prozentsatz von Menschen im besten Alter als in den ländlichen Gebieten, wo es mehr alte und sehr junge Leute gibt. Dabei gilt hier, wie in manch anderer Hinsicht, daß dieses spezielle Charakteristikum der Urbanität um so deutlicher ins Auge fällt, je größer eine Stadt ist. Außer in den allergrößten Städten, welche immer den größten Teil der im Ausland geborenen Männer auf sich gezogen haben, und in einigen anderen, speziellen Stadttypen, sind die Frauen den Männern zahlenmäßig überlegen. Die Heterogenität der urbanen Bevölkerung zeigt sich ferner im rassischen und ethnischen Bereich. Im Ausland Geborene und ihre Nachkommen stellen fast zwei Drittel aller Einwohner in Städten von über einer Million Einwohnern. Ihr Anteil an der Stadtbevölkerung nimmt mit der Größe der Stadt ab, bis hin zu den ländlichen Regionen, wo sie nur noch etwa ein Sechstel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Ebenso haben die größeren Städte mehr Farbige und andere rassische Gruppen angezogen als kleinere Gemeinden. Zieht man in Betracht, daß Alter, Geschlecht, Rasse und ethnische Herkunft mit anderen Faktoren, wie beruflicher Tätigkeit und Interessen verbunden sind, so erkennt man, daß ein Hauptmerkmal des Stadtbewohners die Verschiedenheit von seinen Mitmenschen ist. Nie zuvor haben riesige Menschenmassen von solch verschiedenartigem Charakter sich zu so engem physischen Kontakt zusammengefunden, wie in den Großstädten Amerikas. Städte ganz allgemein, und amerikanische Städte im besonderen, beherbergen ein buntes Gemisch von Völkern und Kulturen mit stark divergierenden Lebensweisen, zwischen denen es oft nur minimale Kommunikation, größte Gleichgültigkeit, großzügigste Toleranz, gelegentlich bitterste Auseinandersetzungen, aber immer den schärfsten Kontrast gibt.

Daß die Stadtbevölkerung sich nicht aus eigener Kraft zu regenerieren vermag, ist offenbar eine biologische Folge der Kombination von für den Komplex des Stadtlebens bezeichnender Faktoren, und das Zurückgehen der Geburtenziffern ist vielleicht überhaupt eines der signifikantesten Zeichen der Urbanisierung der westlichen Welt. Obwohl der Prozentsatz der Todesfälle in Städten etwas höher liegt als auf dem Land, ist der hervorstechendste Unterschied der zwischen dem Unvermögen der heutigen Städte und der Städte in früheren Zeiten, sich ihre Bevölkerung zu erhalten: Während dieses Unvermögens früher auf das Konto der außerordentlich hohen Sterblichkeitsziffern in den Städten ging, ist es heute, wo man in den Städten gesünder lebt, den niedrigen Geburtenziffern zuzuschreiben. Diese biologischen Charakteristika der Stadtbevölkerung sind soziologisch gesehen nicht nur deshalb bedeutsam, weil sie die urbane Existenzform widerspiegeln, sondern auch, weil sie das Wachstum und die zukünftige Vorherrschaft der Städte und ihre grundlegende gesellschaftliche Organisation bedingen. Da die Städte nicht sosehr die Erzeuger als die Verbraucher des Menschen sind, wird der Wert des menschlichen Lebens und die gesellschaftliche Einschätzung der Persönlichkeit von der Ausgewogenheit von Geburten- und Sterblichkeitsziffern nicht unberührt bleiben. Das Gefüge von Landnutzung, Bodenwerten, Mietpreisen und Besitz, die Natur und Wirkungsweise der physisch-realen Strukturen, der Wohnungsfrage, der Transport- und Kommunikationsanlagen, der gemeinnützigen Einrichtungen – diese und viele andere Phänomene, die in keinem Bezug zur Stadt als gesellschaftlichem Wesen stehen, sondern sie beeinflussen die urbane Lebensform und werden von ihr beeinflusst.

Urbanität als gesellschaftliche Organisationsform. Die spezifischen Züge der urbanen Lebensform hat man oft dahingehend beschrieben, daß in ihr die primären durch sekundäre Kontakte ersetzt werden, daß verwandtschaftliche Bande geschwächt sind und die gesellschaftliche Bedeutung der Familie sinkt, daß es keine echte Nachbarschaft mehr gibt und die traditionelle Basis gesellschaftlicher Solidarität untergraben ist. All diese Phänomene lassen sich durch objektive Indizes konkret verifizieren. So weisen zum Beispiel die niedrigen und weiter zurückgehenden urbanen Fortpflanzungsziffern darauf hin, daß die Stadt dem traditionellen Typus des Familienlebens, einschließlich des Aufziehens der Kinder und der Aufrechterhaltung des Heimes als des Schauplatzes bestimmter lebensnotwendiger Aktivitäten, nicht förder-

lich ist. Die Übertragung wirtschaftlicher, erzieherischer und freizeitgestaltender Tätigkeiten auf spezialisierte Einrichtungen außerhalb des Heimes hat die Familie einiger ihrer charakteristischsten Funktionen beraubt. In den Städten sind mehr Mütter berufstätig, zum Haushalt gehören häufiger Untermieter, und die Anzahl lediger Einwohner ohne Anhang ist größer; die Familien sind kleiner und häufiger kinderlos als auf dem Land. Die Familie als eine Einheit des gesellschaftlichen Lebens hat sich von der zahlreichen Verwandtschaft emanzipiert, die eine für ländliche Gegenden charakteristische Gruppe darstellt, und ihre einzelnen Mitglieder gehen in ihrem beruflichen und religiösen Leben, in Bildung, Politik und Freizeit ihren eigenen, divergierenden Interessen nach.

Funktionen wie die Gesundheitsfürsorge, Maßnahme zur Erleichterung von Härtefällen, die aus mangelnder persönlicher und sozialer Sicherheit erwachsen, sowie die Vorkehrungen für Bildung, Erholung und kulturellen Fortschritt haben hochspezialisierte Institutionen auf Gemeinde-, Länder-, ja Staatsbasis ins Leben gerufen. Dieselben Faktoren, welche eine größere persönliche Unsicherheit verursachen, liegen auch den stärkeren Kontrasten zwischen den Individuen zugrunde, die in der urbanen Welt zu beobachten sind. Zwar hat die Stadt einerseits das starre Kastensystem der vorindustriellen Gesellschaft durchbrochen, doch hat sie andererseits Einkommens- und Statusgruppen verschärft differenziert. Ganz allgemein ist ein größerer Prozentsatz der erwachsenen Stadtbevölkerung erwerbstätig, als dies bei der erwachsenen Landbevölkerung der Fall ist. Die Klasse, die keiner körperlichen Arbeit nachgeht – sie umfaßt die Geschäftswelt und die akademischen Berufe – ist in kleineren und in Großstädten sowie in Metropolen zahlenmäßig stärker vertreten als auf dem Land.

Im allgemeinen begünstigt die Stadt kein Wirtschaftsleben, das dem Individuum eine Existenzbasis gestattet, auf die er in Krisenzeiten zurückgreifen kann, ebensowenig fördert sie berufliche Selbständigkeit. Zwar liegen die Einkommen der Stadtbewohner im Durchschnitt höher als die der Landbewohner, doch scheinen auch die Lebenshaltungskosten in den größeren Städten höher zu sein. Hausbesitz bringt in der Stadt größere Lasten mit sich und ist seltener. Die Mieten sind höher und verschlingen einen größeren Prozentsatz des Einkommens. Obwohl der Stadtbewohner den Vorteil vieler kommunaler Dienstleistungen in Anspruch nehmen kann, verbraucht er einen großen Teil seines Einkommens für Posten wie Freizeit und persönliches Fortkommen, und einen kleineren Anteil für Nahrungsmittel. Was die kommunalen Dienstleistungsapparate nicht bieten, muß der Stadtmensch

selbst kaufen, und es gibt praktisch kein menschliches Bedürfnis, das vom Kommerzialisismus nicht ausgebeutet worden wäre. Es ist zu einer der Hauptfunktionen urbaner Freizeitgestaltung geworden, mit Nervenzitellen zu werben, und Mittel zur Flucht aus der Plackerei, Monotonie und Routine des täglichen Lebens anzubieten; diese Freizeitgestaltung ermöglicht bestenfalls spontane Gruppenbildungen oder den schöpferischen Ausdruck der eigenen Persönlichkeit, jedoch läuft sie in der urbanen Welt weit häufiger auf passives Zuschauertum einerseits, oder sensationelle, alle Rekorde brechende Darbietungen andererseits hinaus.

Als Individuum praktisch zur Ohnmacht verurteilt, kann der Stadtmensch nur aktiv werden, indem er sich mit anderen Menschen gleicher Interessen zu einer Gruppe zusammenschließt, die sich organisiert, um seine Ziele durchzusetzen. Die Folge davon ist eine enorme Vermehrung freiwilliger, auf allerlei Ziele ausgerichteter Organisationen, die so vielfältig sind wie die menschlichen Bedürfnisse und Interessen selbst. Zwar sind einerseits die traditionellen Bande menschlicher Vereinigung geschwächt, doch bringt die urbane Existenz andererseits ein weit größeres Ausmaß an zwischenmenschlicher Abhängigkeit und eine kompliziertere, zerbrechlichere und unbeständigere Art wechselseitiger Beziehungen mit sich, über deren Phasen das Individuum als solches in vielen Fällen nicht die geringste Kontrolle ausüben kann. Häufig besteht nur eine äußerst dürftige Beziehung zwischen der ökonomischen Position eines Menschen oder anderer Grundfaktoren, die seine Existenz in der urbanen Welt bestimmen, und den freiwilligen Gruppen, denen er sich angeschlossen hat. In primitiven und ländlichen Gesellschaften ist es im allgemeinen möglich, auf Grund einiger bekannter Faktoren im voraus zu sagen, welchen Standort der einzelne einnehmen und welche Beziehungen er in seinem Leben eingehen wird; in der Stadt dagegen können wir nur ein allgemeines Schema der Gruppenbildung und -mitgliedschaft entwerfen, und dieses Schema wird zahlreiche Ungereimtheiten und Widersprüche aufweisen.

Die urbane Persönlichkeit und das kollektive Verhalten. Es sind hauptsächlich die Aktivitäten freiwilliger Gruppen, mögen diese nun ökonomischen, politischen, religiösen, kulturellen, Bildungs- oder Erholungszwecken dienen, die es dem Stadtmenschen ermöglichen, sich zu entwickeln und seiner Persönlichkeit Ausdruck zu verleihen, seinen Status zu erlangen und jenen Tätigkeitskreis auszubauen, auf den er seine Laufbahn gründet. Der Schluß liegt nahe, daß der organisatorische Rahmenbau, den diese hochdifferenzierten Funktionen ins Le-

ben rufen, nicht von sich aus die Konsistenz und Integrität der Persönlichkeiten garantiert, für deren Interessen er eingesetzt wird. Innere Zerrüttung, geistige Zusammenbrüche, Selbstmord, Straffälligkeit, Verbrechen, Korruption und Unordnung sind unter diesen Umständen in der urbanen Gemeinschaft weiter verbreitet als in der ländlichen. Dies bestätigte sich, soweit vergleichbare Indizes zur Verfügung stehen, doch die Mechanismen, die diesen Phänomenen zugrunde liegen, verlangen eine eingehendere Untersuchung.

Da es in der Stadt in den meisten Fällen unmöglich ist, die Belange gesellschaftlicher Gruppen persönlich an jeden einzelnen der zahlreichen, verschieden veranlagten Bürger heranzutragen, und da die Leistungskraft und Interessen des Menschen nur auf dem Weg über die Organisationen, denen sie angehören, für eine gemeinsame Sache eingesetzt werden können, läßt sich zu dem Schluß kommen, daß gesellschaftliche Kontrolle durch formal organisierte Gruppen für die Stadt typisch ist. Es folgt weiter, daß die große Masse der Menschen in der Stadt der Manipulation durch Symbole und Stereotypen unterliegt, die von einzelnen Individuen gehandhabt werden, welche aus weiter Ferne operieren oder auf Grund der Kontrolle der Kommunikationsmittel unsichtbar hinter den Kulissen arbeiten. Selbstverwaltung, ob im ökonomischen, politischen oder kulturellen Bereich, wird unter diesen Umständen zu einer bloßen Floskel reduziert, oder ist bestenfalls abhängig vom labilen Gleichgewicht der Interessenverbände. In Anbetracht des Wirkungsverlustes tatsächlicher verwandtschaftlicher Bande schaffen wir Gruppen fiktiver, geistiger Verwandtschaft. Angesichts des Verschwindens der territorialen Einheit als der Grundlage gesellschaftlicher Solidarität schaffen wir Interesseneinheiten. Mittlerweile löst sich die Stadt als Gemeinschaft auf und zerfällt in eine Reihe vordergründiger, segmentärer Beziehungen, die einem Territorium mit einem festen Zentrum aber ohne feste Peripherie auferlegt werden, und ein Arbeitsteilungssystem, das die unmittelbare Umgebung bei weitem überschreitet und weltweit wirksam wird. Je größer die Anzahl der Personen ist, die sich miteinander in Interaktion befinden, desto niedriger ist das Kommunikationsniveau, und desto stärker tendiert die Kommunikation dahin, sich auf einer elementaren Basis abzuspielen, d. h. auf der Basis solcher Dinge, von denen angenommen werden kann, sie seien Gemeingut oder lägen im Interesse aller.

Offensichtlich müssen wir deshalb unter den in Erscheinung tretenden Tendenzen im Kommunikationssystem und in der Produktions- und Verteilungstechnologie, welche mit der modernen Zivilisation entstanden sind, nach den Symptomen suchen, die den Entwicklungs-

gang andeuten, den die Urbanität als gesellschaftliche Lebensform wahrscheinlich nehmen dürfte. Mit der Richtung der in der Urbanität vor sich gehenden Veränderungen wird sich nicht nur die Stadt, sondern die Welt zum besseren oder schlechteren verwandeln.

Nur sofern der Soziologe, neben einer brauchbaren Theorie der Urbanität, eine klare Vorstellung von der Stadt als sozialer Wesenheit hat, kann er hoffen, ein einheitliches System verlässlichen Wissens zu entwickeln – was unter dem Namen »Stadtsoziologie« läuft, kann man gegenwärtig nicht als solches bezeichnen. Nur indem er von einer Theorie der Urbanität ausgeht, wie sie an dieser Stelle skizziert wurde, einer Theorie, die ausgebaut, geprüft, und im Lichte weiterer Analysen und empirischer Forschung revidiert werden muß, kann der Soziologe hoffen, die Kriterien der Relevanz und Gültigkeit konkreter Daten zu bestimmen. Die bunte Mischung nicht zusammengehöriger Informationen, die bis jetzt ihren Weg in soziologische Abhandlungen gefunden hat, kann so gesichtet und einem zusammenhängenden Apparat verfügbaren Wissens eingeordnet werden. Übrigens wird der Soziologe nur mittels einer solchen Theorie dem sinnlosen Unterfangen aus dem Weg gehen, im Namen der soziologischen Wissenschaft eine Unzahl oft nicht zu bestätigender Urteile über Armut, Wohnungsproblematik, Stadtplanung, Sanierung, Städtische Verwaltung, Polizeiwesen, Marktversorgung, Transport und andere technische Belange abzugeben. Obwohl der Soziologe – wenigstens im Alleingang – keine dieser praktischen Probleme lösen kann, hat er, wenn er seine eigentliche Aufgabe erkennt, unter Umständen einen wesentlichen Beitrag zu ihrem Verständnis und zu ihrer Lösung zu leisten. Die besten Aussichten hierfür bietet eine allgemein theoretische, nicht eine ad hoc Betrachtungsweise.

Anmerkungen

- 1 Sumner, W. G.: *Folkways*. Boston 1906, S. 12.
- 2 Pearson, S. V.: *The Growth and Distribution of Population*. New York 1935, S. 211.
- 3 Während das Landleben in den Vereinigten Staaten seit langem Gegenstand beträchtlichen Interesses von seiten der Regierungsbüros war – den beachtenswertesten Fall stellt ein umfassendes Memorandum dar, das Präsident Theodore Roosevelt 1909 von der »Country Life Commission« vorgelegt wurde –, war bis zur Gründung eines Forschungskomitees über Urbanität durch das »National Resources Committee«

keine ähnlich umfassende Untersuchung des urbanen Lebens angestellt worden [vgl. *Our Cities: Their Role in the National Economy*. Washington 1937 (= Government Printing Office)].

- 4 »The Anthropogeography of Some Great Cities«. In: *Bulletin of the American Geographical Society*. XLI, 1909, S. 537–566.
- 5 Willcox, W. F.: »A Definition of »City« in Terms of Density«. In: Burgess, E. W.: *The Urban Community*. Chicago 1926, S. 119.
- 6 A. a. O., S. 8.
- 7 Siehe Park, R. E., Burgess, E. W. u. a.: *The City*. Chicago 1925, bes. Kap. II und III; Sombart, W.: »Städtische Siedlung, Stadt«. In: *Handwörterbuch der Soziologie*. Hrsg. von Alfred Vierkandt. Stuttgart 1931.
- 8 *Wirtschaft und Gesellschaft*. Teil I, Kap. VIII, Tübingen 1925, S. 514 bis 601.
- 9 Park, R. E., Burgess, E. W., u. a.: A. a. O., Kap. I.
- 10 Eine Rechtfertigung des Wortes »dauerhaft« in dieser Definition mag vielleicht notwendig erscheinen. Daß wir es unterlassen, dieses Qualifikationsmerkmal des Urbanen ausführlich zu rechtfertigen, liegt in der Offensichtlichkeit dessen begründet, daß die Charakteristika urbanen Lebens nicht auftreten können, wenn eine menschliche Niederlassung nicht relativ dauerhafte Wurzeln an einem Ort schlagen, und daß umgekehrt das Zusammenleben einer großen Zahl heterogener Individuen auf gedrängtem Boden nicht ohne die mehr oder weniger ausgeprägte Entwicklung einer technologischen Struktur möglich ist.
- 11 Siehe bes. Buch VII. Kap. 4. nach der Übersetzung von F. Susemihl, aus der die folgenden Passagen zitiert sind: »Es gibt nämlich auch für den Staat ein bestimmtes Maß dieser seiner Größe, ebenso wie für alles andere, Tiere, Pflanzen, Werkzeuge. Denn auch ein jedes von diesen kann, weder wenn es allzu klein, noch auch wenn es allzu übermäßig an Größe ist, sein eigentümliches Vermögen behalten, vielmehr wird es dadurch entweder ganz seiner Natur beraubt oder doch in einen mangelhaften Zustand versetzt. . . . ebenso wird ein Staat mit allzu geringer Einwohnerzahl nicht mehr sich selbst genügend sein – der Staat soll aber autark sein –, mit einer sehr großen aber zwar zur Not sich selbst genügend wie eine Völkerschaft, aber nicht wie ein Staat. Denn eine wirkliche Staatsverfassung ist dabei nicht wohl möglich. Denn wer soll Feldherr einer solchen unabsehbaren Menge oder wer ihr Herold sein, wenn er nicht mit einer Stentorstimme begabt ist! Daher fängt notwendigerweise ein wirklicher Staat erst da an, wo seine Volksmenge so groß ist, daß sie eben dazu ausreicht, sich selbst genug zu sein zu einem vollendeten Leben in staatlicher Gemeinschaft, und dann sind noch verschiedene Staaten von immer steigender Einwohnerzahl möglich, aber das geht, wie gesagt, nicht bis ins Unendliche so fort. Welches vielmehr die Grenze ist, läßt sich leicht aus den tatsächlichen Verhältnissen abnehmen. Denn der Staat hat seine Aufgaben, und dies sind teils die der Regierenden und teils die der Regierten, und zwar ist Aufgabe der Regierenden das Befehleerteilen und die richterliche Entscheidung; um aber entscheiden zu können, was wirklich rechtens ist, und um die Staatsämter nach Würdigkeit vergeben zu können, müssen die Staatsbürger einander kennen und wissen, was an einem jeden von ihnen ist, und wo dies nicht der Fall ist, da müssen notwendig die Ämterbesetzung und die richterliche

Urbanität und Suburbanität als Lebensformen:
Eine Neubewertung von Definitionen

Entscheidung schlecht ausfallen, denn in beiden Fällen ist es ungerecht, blindlings zu handeln, und das geschieht offenbar bei einer allzu großen Menschenzahl. Überdies aber ist es in einer solchen Menge Fremden und Beisassen leicht, an den staatlichen Rechten teilzunehmen, weil sich bei einer übermäßigen Menschenmenge der Betrug schwer entdecken läßt. Hiernach ist denn offenbar dies das beste Maß der Begrenzung für den Staat: Eine Volksmenge von der Größe, welche die Autarkie des Staates ermöglicht und zugleich wohlübersehbar bleibt.«

12 A. a. O., S. 514.

13 »Die Großstädte und das Geistesleben«. In: *Die Großstadt*. Hrsg. von Theodor Petermann. Dresden 1903, S. 187–206.

14 Durkheim, E.: *De la division du travail social*. Paris 1932, S. 248.

15 Bis zu welchem Grad die Absonderung der Bevölkerung in unterschiedliche ökologische und kulturelle Gebiete, und die daraus entspringende gesellschaftliche Toleranzhaltung, Verstandesbezogenheit und weltliche Mentalität Funktionen der Siedlungsdichte, und als solche von der Heterogenität zu trennen sind, ist schwer zu entscheiden. Höchstwahrscheinlich haben wir es hier mit Phänomenen zu tun, welche die Folgeerscheinungen des gleichzeitigen Wirkens beider Faktoren sind.

Der heutige soziologische Begriff der Stadt und des urbanen Lebens basiert größtenteils auf der Arbeit der »Chicago School« und ihrer zusammenfassenden Darstellung in Louis Wirths Aufsatz »Urbanität als Lebensform«.¹ In dieser Arbeit entwickelte Wirth eine »soziologische Minimaldefinition der Stadt« als »einer relativ großen, dicht besiedelten und dauerhaften Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen«. Von diesen Prämissen leitete er dann die wesentlichen Grundzüge der urbanen Lebensform ab. In seinen Augen schufen Anzahl, Dichte und Heterogenität der Bevölkerung eine Gesellschaftsstruktur, in der die Primärgruppen-Beziehungen unweigerlich durch sekundäre Kontakte ersetzt wurden, welche unpersönlich, segmentär, oberflächlich, transitorisch und ihrer Natur nach oft ausbeuterisch waren. Infolgedessen wurde der Stadtbewohner zu einem anonymen, isolierten, intellektualistischen, weltlich eingestellten, sowie rational und relativistisch denkenden Menschen. Um in der urbanen Gesellschaft leben zu können, war er gezwungen, sich mit anderen zusammenzuschließen, um korporative Gesellschaften, freiwillige Vereinigungen, Formen der politischen Repräsentation, und zur Kommunikation die unpersönlichen Massenmedien ins Leben zu rufen. Diese traten an die Stelle der Primärgruppen und der integrierten Lebensweise, die in ländlichen und anderen vorindustriellen Siedlungen zu finden waren.

Wirths Aufsatz wurde zu einem Klassiker der Stadtsoziologie, und die meisten Arbeiten folgten seither getreulich seiner Definition und seiner Schilderung.² In jüngster Zeit werden seine Formulierungen

Originaltitel: Urbanism and Suburbanism as ways of life: A Re-evaluation of »Definitions«. Aus: *People and Plans*. New York 1968. Zuerst in: Arnold M. Rose, ed.: *Human Behavior and Social Processes*. Boston 1962. S. 625 bis 648. Copyright © by Houghton Mifflin Company, Boston 1962. Deutsche Übersetzung von Ursula Posset.

QUALITATIVE FORSCHUNG

Die 10 Gebote der Feldforschung

Leitspruch:

Es ist die große vornehme Aufgabe des Soziologen und der Soziologin, wie ich meine, durch entsprechende gute Studien, zu denen die Beschreibungen des Alltags von Menschen in ihren Gruppen mit all ihren sozialen Kontakten, ihren Problemen, ihren Strategien des Überlebens, ihren Symbolen und Ritualen gehören, dazu beizutragen, dass Menschen sich gegenseitig akzeptieren und achten.

In diesem Sinn bin ich von der Wichtigkeit der "teilnehmenden Beobachtung" und des ero-epischen (freien) Gesprächs überzeugt. Daher habe ich "10 Gebote der Feldforschung" entwickelt:

1. Du sollst einigermaßen nach jenen Sitten und Regeln leben, die für die Menschen, bei denen du forschst, wichtig sind. Dies bedeutet Achtung ihrer Rituale und heiligen Zeiten, sowohl in der Kleidung als auch beim Essen und Trinken. – Si vivis Romae Romano vivito more!
2. Du sollst zur Großzügigkeit und Unvoreingenommenheit fähig sein, um Werte zu erkennen und nach Grundsätzen zu urteilen, die nicht die eigenen sind. Hinderlich ist es, wenn du überall böse und hinterlistige Menschen vermutest.
3. Du sollst niemals abfällig über deine Gastgeber und jene Leute reden und berichten, mit denen du Bier, Wein, Tee oder sonst etwas getrunken hast.
4. Du sollst dir ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse der dich interessierenden Kultur aneignen. Suche daher zunächst deren Friedhöfe, Märkte, Wirtshäuser, Kirchen oder ähnliche Orte auf.
5. Du sollst dir ein Bild von der Geographie der Plätze und Häuser machen, auf und in denen sich das Leben abspielt, das du erforschen willst. Gehe zu Fuß die betreffende Gegend ab und steige auf einen Kirchturm oder einen Hügel.
6. Du sollst, um dich von den üblichen Reisenden zu unterscheiden, das Erlebte mit dir forttragen und darüber möglichst ohne Vorurteile berichten. Daher ist es wichtig, ein Forschungstagebuch (neben den anderen Aufzeichnungen) zu führen, in das du dir jeden Tag deine Gedanken, Probleme und Freuden der Forschung, aber auch den Ärger bei dieser einträgst. Dies regt zu ehrlichem Nachdenken über dich selbst und deine Forschung an, aber auch zur Selbstkritik.
7. Du sollst die Mühe zum "**ero-epischen (freien) Gespräch**" aufbringen. Das heißt, die Menschen dürfen nicht als bloße Datenlieferanten gesehen werden. Mit ihnen ist so zu sprechen, daß sie sich geachtet fühlen. Man muß sich selbst als Mensch einbringen und darf sich nicht aufzwingen. Erst so lassen sich gute Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle erstellen.
8. Du sollst dich bemühen, deine Gesprächspartner einigermaßen einzuschätzen. Sonst kann es sein, daß du hineingelegt oder bewußt belogen wirst.
9. Du sollst dich nicht als Missionar oder Sozialarbeiter aufspielen. Es steht dir nicht zu, "erzieherisch" auf die vermeintlichen "Wilden" einzuwirken. Du bist kein Richter, sondern lediglich Zeuge!
10. Du mußt eine gute Konstitution haben, um dich am Acker, in stickigen Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Straßen und auch sonst wo wohl zu fühlen. Dazu gehört die Fähigkeit, jederzeit zu essen, zu trinken und zu schlafen.

Zu Gebot 7: Den Begriff "ero-episches Gespräch" habe ich in Anlehnung an Homers "Odyssee" entwickelt. In der "Odyssee" fragt stets einer und ein anderer erzählt, wobei sich jeder von beiden in das Gespräch einbringt – dabei wird getrunken und gescherzt. Den Begriff Interview finde ich schlecht, denn er entstammt

*der Journalistensprache. Als Zögling des Klostersgymnasiums zu Kremsmünster lernte ich sechs harte Jahre lang Altgriechisch. Hiebei ist zu erwähnen, daß ich mich als wahrer Altphilologe im besten Sinne des Wortes sehe. Das heißt, ich brachte Liebe (philos – der Freund, der Liebhaber) für das alte Griechisch auf, ohne deswegen ein guter Schüler gewesen zu sein. So erfreuten und erfreuen mich besonders die Schriften Homers, derart, daß ich jetzt auf diese zurückgriff. Schließlich erfährt der Kulturwissenschaftler eine Menge aus der "Odyssee" über das Leben im Alltag der Antike. Im Wort "ero-episch" stecken folgende altgriechische Vokabeln: **erotan** – fragen und **eipon** (epos) – reden, mitteilen (Erzählung).*



QUALITATIVE FORSCHUNG

Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft

Ronald Hitzler²⁾

Soziologie als (ein Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft fungiert im 'Pluriversum' der Übergänge zu einer anderen Moderne sozusagen als professionelles Grenzgängertum zwischen mannigfaltigen eigensinnigen Welten: Sie impliziert die Aufgabe, zu rekonstruieren (und zu übersetzen), wie Menschen im Zusammenleben mit anderen ihre jeweilige Welt konstruieren. Um dazu die je geeigneten Instrumentarien aus dem allgemeinen begrifflichen, theoretischen und methodischen Arsenal der Soziologie nutzen zu können, müssen sich die Forscher möglichst vertraut machen mit all dem, was in der je von ihnen untersuchten Welt (wie auch immer) als relevant erscheint.

I.

Wenn es so etwas gibt, wie einen genuin soziologischen 'Blick', dann resultiert er aus einer Attitüde des methodischen Zweifels daran, daß die Dinge, um die es im Zusammenleben der Menschen je geht, so sind, wie sie zu sein scheinen (vgl. dazu Berger/Kellner 1984). Diese Attitüde sprengt zunächst einmal die in unser aller Alltagsleben pragmatisch so sinnvolle Normal-Einstellung auf, all das, was sich warum auch immer bewährt hat, bis auf weiteres nicht in Frage zu stellen (vgl. dazu Schütz 1971, S. 3-53). Sie problematisiert aber ebenso jede Form diskursiv verselbstverständlichter Kritik an irgendwelchen Routinen des Alltags (wie sie herkömmlicherweise vor allem in allen Varianten von Entfremdungs-, Verdinglichungs- und sogenannten kritischen Theorien formuliert wird). Kurz: "Sie fungiert als eine Art Abfuhrmittel gegen das Grundsätzliche" (Soeffner 1982, S. 44). Als genuin soziologisch betrachte ich also nicht die - selber notwendig normative - Kritik 'der Verhältnisse', sondern das selbstreflexive Hinterfragen scheinbar frag- und alternativlos 'objektiver' sozialer Konstruktionen.

Die 'Objektivität' sozialer Konstruktionen ist ja, darauf hat schon William I. Thomas (1931; vgl. auch 1965) hingewiesen, nichts anderes als ein (relativer) Konsens. D.h., Mitglieder einer Gesellschaft 'einigen' sich im Laufe der Zeit (bzw. ihrer Geschichte) darauf, bestimmte subjektive Situationsdefinitionen 'anzuerkennen', und erheben diese dadurch zu allgemein gültigen ('objektiven') Wirklichkeitsbestimmungen, an denen sich im weiteren Vorstellungen von (Wohl-)Verhalten orientieren (sollen). Berger/Luckmann (1969, S. 56ff) beschreiben diesen Prozeß bekanntlich etwas differenzierter: "Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden als Modell aufgefaßt wird." Wird habitualisiertes Wissen über Stufen der Typisierung und Institutionalisierung zu einem allgemeingültigen Maßstab für Verhalten, dann wird es eben objektiviert. Und als objektiviertes Wissen tritt es dann - quasi von außen - den Mitgliedern einer Gesellschaft gegenüber und zwingt sich ihnen auf. Objektivierungen sind mithin Prozesse, in denen Wissen gesellschaftlich akzeptiert und seine Nicht-Beachtung sanktioniert wird. Objektiviertes Wissen ist Wissen, das in den allgemein als 'relevant' approbierten Wissensvorrat einer Gesellschaft eingegangen ist.

Die Rede vom, die scheinbar objektiven Gegebenheiten als objektivierte Konstrukte erfassenden, 'soziologischen Blick' ist, so verstanden, nichts anderes als die (möglicherweise unziemliche) Literarisierung dessen, was im Fachjargon heute noch einigermaßen sinnvoll 'Allgemeine Soziologie' genannt werden kann - jenseits also ihrer traditionellen Verengung auf ein Lexikon von (strittigen) Grundbegriffen.

Forschungstechnisch gesehen meint 'Allgemeine Soziologie' dementsprechend die konzeptionelle Integration von in Bezug auf je bestimmte Erkenntnisinteressen ausgewählten, jedoch Themen- und Gegenstands-unspezifischen Instrumentarien des Faches. Allgemeine Soziologie, das ist das, was man sozusagen immer braucht, um Soziologie an einem spezifischen Gegenstand bzw. Soziologie in einer spezifischen Art und Weise betreiben zu können. Allgemeine Soziologie, das ist mithin sowohl ein System von Begriffen, als auch

Theorie, und das sind - oft vernachlässigt - notwendigerweise auch Methoden. Durch kompetente Kombination von Terminologie, Theorie und Methodologie gewinnen wir ein ebenso komplexes wie effizientes Instrumentarium zur Rekonstruktion der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit. Durch kompetenten Einsatz dieses Instrumentariums produzieren wir Konstruktionen 'zweiter Ordnung', die dazu dienen, Konstruktionen 'erster Ordnung' zu durchschauen und damit letztlich für die Akteure praktisch verfügbarer zu machen (vgl. dazu auch Hitzler 1997).

Richtet sich das allgemeine soziologische Erkenntnisinteresse somit auf die Frage, wie Menschen überhaupt etwas über Regeln und Regelwidrigkeiten des menschlichen Zusammenlebens wissen, wie sie sich mit und unter anderen Menschen und in mehr oder weniger institutionalisierten Ordnungen des Zusammenlebens zurechtfinden, welche Probleme und welche Optionen sie unter welchen Bedingungen im institutionell mehr oder weniger vorgeordneten Zusammenleben mit anderen Menschen haben, und wie sie ihre Probleme lösen und ihre Optionen wahrnehmen (oder auch nicht), dann bietet es sich an, auf phänomenologische Beschreibungen der menschlichen Welterfahrung als proto-soziologischer Basis zur Begründung einer Allgemeinen Soziologie zu rekurrieren.

II.

Das Korrelat menschlicher Welterfahrung, d.h. 'Lebenswelt' im Sinne Edmund Husserls (vgl. 1954, dazu auch Welz 1996), ist bekanntlich ein egologisches Gebilde. In ihren konkreten Ausformungen ist sie den Subjekten zugeordnet als deren je einzig wirklich erfahrbare Welt. Diese Variationen bauen sich auf aus allgemeinen, unwandelbaren Grundstrukturen, dem 'Reich ursprünglicher Evidenzen', dem Apriori der Geschichte. Alfred Schütz hat diese Idee Husserls aufgenommen und versucht, die allgemeinsten Wesensmerkmale der Lebenswelt zu beschreiben (vgl. v.a Schütz/Luckmann 1979 und 1984). Dabei ging es ihm darum, auf dem Wege kontrollierter Abstraktion zu den fundierenden Schichten von Bewußtseinsprozessen vorzudringen und die universalen Strukturen subjektiver Konstitutionsleistungen aufzudecken.

Der laut Thomas Luckmann (1980) darin implizierte Anspruch, eine Universalmatrix für die Sozialwissenschaften bereitzustellen, basiert auf der Grundannahme, daß alle gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit aufruft auf der subjektiven Orientierung in der Welt und dem sinnhaften Aufbau der sozialen Welt. Mithin ist die Mundanphänomenologie von Schütz und in der Nachfolge von Schütz, die sich um die Aufdeckung der invarianten Strukturen der Lebenswelt bemüht, kein soziologischer Ansatz, sondern eine proto-soziologische Unternehmung, die der eigentlichen soziologischen Arbeit zugrundeliegt (vgl. dazu Luckmann 1993, Eberle 1993, Knoblauch 1996 sowie Hitzler/Honer 1984). Peter Berger und Hansfried Kellner (1984, S. 69) weisen darauf hin, "daß diese Ebene der *conditio humana* sehr abstrakt ist. Sie transzendiert Zeit und Raum und bringt daher die historisch konkreten Bedeutungssysteme in ihrer Relativität nicht zum Ausdruck."

Unbeschadet dessen besteht die m.E. unmittelbar einleuchtende Relevanz des phänomenologischen Lebenswelt-Konzepts für die Allgemeine Soziologie darin, daß es eine erkenntnistheoretische Basis für das abgibt, was sozusagen 'klassisch' im Thomas-Theorem formuliert (und - jedenfalls in einer interpretativen Lesart desselben - auch 'angelegt') ist (vgl. dazu Luckmann 1990, Eberle 1993): Nicht ein wie auch immer als 'objektiv' hypostasierter Sachverhalt, sondern das Erleben des Akteurs ist maßgeblich für dessen Situationsdefinition - und für die für ihn daraus folgenden (Handlungs-)Konsequenzen (vgl. dazu Hitzler 1999a). Mithin geht es soziologisch wesentlich darum, zu verstehen, wie Bedeutungen entstehen und fortbestehen, wann und warum sie 'objektiv' genannt werden können, und wie sich Menschen die gesellschaftlich 'objektivierten' Bedeutungen wiederum deutend aneignen, daraus ihre je 'subjektiven' Sinnhaftigkeiten herausbrechen und dadurch wiederum an der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit mitwirken (vgl. dazu Berger/Luckmann 1969, auch Hitzler 1988).

Insofern avisiere ich hier ein Programm, das empirisch stark deskriptiv orientiert ist - und zwar an den Erfahrungen, die Menschen machen. D.h., es geht um das Verstehen von Handlungssinn - und nicht (bzw. zumindest weniger) um die Rekonstruktion sogenannter a-tergo-'Ursachen'. Ein solches Programm wiederum impliziert ein allgemeines Forschungskonzept, das wegführt vom sozusagen 'kolonialistischen', pseudo-objektivistischen Über-Blick (nicht nur) der konventionellen Soziologie - über die Köpfe der Akteure hinweg - und hin zum mühevollen Durch-Blick sozusagen durch die 'Augen' der Akteure hindurch, wie es - wenigstens der Idee und dem Prinzip nach - bislang eben am konsequentesten mit der Lebensweltanalyse in der Tradition von Schütz verfolgt wird, als unabdingbar für eine Neuformulierung der theoretischen, methodologischen, methodischen und empirischen Problemstellungen einer erfahrungswissenschaftlich verstandenen Allgemeinen Soziologie.

III.

"Das Festhalten an der subjektiven Perspektive" bietet, so Schütz (in Schütz/Parsons 1977, S. 65f), "die einzige, freilich auch hinreichende Garantie dafür, daß die soziale Wirklichkeit nicht durch eine fiktive, nicht existierende Welt ersetzt wird, die irgendein wissenschaftlicher Beobachter konstruiert hat." In der phänomenologischen Lebensweltanalyse geht es dergestalt also 'schon immer' darum, die Welt durch die subjektive Erfahrung 'hindurch' zu rekonstruieren.¹ Allerdings ist die Problemstellung einer soziologischen Lebensweltanalyse gegenüber der einer rein phänomenologischen entscheidend erweitert:

Lebensweltanalytisch arbeitende Soziologen zielen (auch und vor allem) darauf ab, die - zwangsläufig typisierte - subjektive Perspektive, d.h. die Lebenswelten anderer Akteure zu rekonstruieren. Und in eben dem Maße, in dem die Lebenswelt eines anderen Menschen zum Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses wird, wird somit zusätzlich das Problem methodologisch virulent, inwieweit und wie es überhaupt gelingen kann, die Welt mit den Augen dieses anderen Menschen zu sehen, seinen subjektiv gemeinten Sinn seiner Erfahrungen zu verstehen - und dadurch sein Handeln und im weiteren die Folgen seines Handelns im (durchaus nicht nur harmonischen) 'Zusammenspiel' mit dem Handeln anderer (im Weberischen Sinne) zu erklären.² Soziologische Lebensweltanalyse muß deshalb, will sie nicht in die Untiefen einer empiriefern 'Bilderbuch-Phänomenologie' abgleiten, integriert sein in ein methodenplurales, triangulatives ethnographisches Forschungskonzept, wie es vor allem Anne Honer (z.B. 1993a: 32 ff, 1993b und 1994) und Hubert Knoblauch (z.B. 1991, 1995 und 1996) unter dem Etikett einer 'lebensweltlichen Ethnographie' ausgearbeitet haben.³

Lebensweltliche Ethnographie als Forschungskonzept impliziert grundsätzlich eine quasi-ethnologische Gesinnung des Soziologen gegenüber 'fremden' Kulturfeldern in seiner nächsten Nähe, d.h. die Bereitschaft, soziale Praktiken in den mannigfaltigen Sinnwelten moderner Gesellschaften so 'unverwandt' anzuschauen, als ginge es dabei um 'exotische' Sitten, Gebräuche und Weltanschauungen. Mithin ist, wie Anne Honer (1995, S. 46) schreibt, auch lebensweltliche Ethnographie vor allem und zunächst einmal Ethnographie: die Verknüpfung von praktischen Teilnehmer-Erfahrungen mit feldrelevanten Daten aller Art. Die Differenz zur 'reinen' Phänomenologie ist somit nur ein Spezifikum soziologischer Lebensweltanalyse. Sie ist zu ergänzen durch die Differenz des soziologischen gegenüber dem ethnologischen Ethnographen:

Vom ethnographisch arbeitenden Ethnologen unterscheidet den soziologischen Ethnographen, daß er (der Soziologe) selber begreifen und insbesondere auch Dritten begreiflich machen muß, daß er die 'Sprache' des von ihm je untersuchten 'Feldes' tatsächlich nicht ohnehin und selbstverständlich beherrscht, "daß die Herstellung von Intersubjektivität nicht nur ein Problem für den Anthropologen in einer fremden Kultur darstellt, sondern auch für die Teilnehmer der Alltagswelt" (Knorr Cetina 1984, S. 44). Anders ausgedrückt: Der soziologische Ethnograph, muß, sozusagen mitten im modernen Alltag, jene 'Fremde' überhaupt erst einmal wieder entdecken bzw. sichtbar machen, die der ethnologische Ethnograph gemeinhin fast zwangsläufig existenziell erfährt, weil und indem seine alltäglichen Routinen 'im Feld' fremder Kulturen oft ziemlich brachial erschüttert werden.

Anders als der Ethnologe muß der soziologische Ethnograph also erst lernen, daß er nicht voraussetzen darf, "daß seine Auslegung der neuen Kultur- und Zivilisationsmuster mit derjenigen zusammenfällt, die unter den Mitgliedern der in-group gebräuchlich ist. Im Gegenteil, er muß", so Schütz (1972, S. 63), "mit fundamentalen Brüchen rechnen, wie man Dinge sieht und Situationen behandelt". D.h., er muß 'die Fremde' suchen, sozusagen entgegen der Gewißheit des 'Denkens-wie-üblich', des 'Und-so-weiter', der 'Vertauschbarkeit der Standpunkte' (vgl. Schütz 1971, S. 8-38), mit denen der gemeine Alltagsverstand - auch mancher Soziologen - alles zu okkupieren pflegt, was als einigermaßen vertraut oder auch nur bekannt in seinem Horizont erscheint. Kurz: Der soziologische Ethnograph muß sich typischerweise der Fremdheit des Bekannten und Vertrauten in der 'eigenen' Gesellschaft durch eine artifizielle Einstellungsänderung erst wieder bewußt werden.

Durch den 'fremden Blick' auf das je interessierende Phänomen erst versetzt sich der soziologische Ethnograph in die Lage, sein eigenes, fragloses Vor-Wissen über dieses Phänomen zu explizieren. Diese 'Befremdung der eigenen Kultur' (Hirschauer/Amann 1997) aber gewährleistet erkenntnistheoretisch eben die sogenannte phänomenologische Epoché, das artifizielle, methodische Ausklammern von Alltagsgewißheiten, das man (in einer 'naiven' Variante) auch als 'Attitüde der künstlichen Dummheit' bezeichnen kann (vgl. Hitzler 1986). 'Künstliche Dummheit' in diesem Verstande dient dazu, die Relativität sozialer Konstruktionen zu erkennen. Sie ist dergestalt ein Hilfsmittel sowohl der ethnographischen

Exploration als auch der hermeneutischen Interpretation von Weltansichten anderer Menschen (vgl. dazu Soeffner/Hitzler 1994).

IV.

Forschungstechnisch bedeutet das, daß wir 'im ersten Schritt' die meisten der üblicherweise vom Normalsoziologen als bedeutsam erachteten Fragen ausklammern und statt dessen fragen, was denn dem Untersuchten - als einem (wie auch immer zu bestimmenden) Typus - wichtig ist, was er als 'seine Welt' erfährt. Von seinen Wichtigkeiten aus fragen wir dann - 'im zweiten Schritt' - nach möglichst genauen Informationen über das, was ihm wichtig ist - und eventuell, wie es kommt, daß ihm anderes unwichtig ist. Denn (zumindest) "bevor man Phänomene aus Faktoren erklärt oder nach Zwecken deutet, ist", so Helmuth Plessner (1982, S. 229), "in jedem Fall der Versuch angezeigt, sie in ihrem ursprünglichen Erfahrungsbereich zu verstehen."

'Perspektivenübernahme' heißt folglich die ideale Haltung im 'Feld'. Und das heißt: Teilnehmen - auch im Sinne von 'Mitmachen' gemäß den in diesem 'Feld' je geltenden 'Stammesgewohnheiten'. Dementsprechend betrachten wir als basale Methode der lebensweltlichen Ethnographie das, was man forschungstechnisch beobachtende Teilnahme nennt. D.h., sich in möglichst Vieles existenziell involvieren (lassen), in verschiedene Rollen schlüpfen, mit-tun, was zu tun je 'üblich' ist, und dabei nicht nur andere, sondern auch sich selber beobachten: beim Teilnehmen ebenso wie beim Beobachten.

Zumindest dann, wenn man an den Praktiken des 'Feldes' interessiert ist, kann man auf diese ethnographische Basisarbeit nicht verzichten, denn Praktiken lassen sich weder schlicht ab-fragen, noch über Dokumente etwelcher Art (ohne weiteres) rekonstruieren. Abfragen oder dokumentarisch rekonstruieren läßt sich tatsächliches Handeln vor allem deshalb so schwer, weil Akteure ihr routinisiertes Wirken in aller Regel weder reflektieren noch explizieren, weil vielmehr zahlreiche Fertigkeiten und selbstverständlich gewordene Geschicklichkeiten in ihre Körper gleichsam 'eingeschrieben' sind (vgl. dazu Knorr Cetina 1984, Neumann-Braun/Deppermann 1998). Unbeschadet dessen läßt sich Ethnographie keineswegs auf eine rein 'registrierende' Form der Datengewinnung beschränken. Ihr Erkenntnisinteresse erstreckt sich selbstverständlich auch auf all solche feldrelevanten Vorgänge, an denen der Ethnograph (warum auch immer) nicht teilnehmen kann. Das bedeutet vor allem: Man muß mit den Menschen reden (mitunter auch in Form von Interviews), aber eben doch auch: man muß Dokumente (aller Art) rezipieren, usw.

Zur Datengewinnung werden in der lebensweltlichen Ethnographie also Methoden verwendet, deren Qualitätskriterium vor allem darin besteht, ob bzw. in welchem Maße sie geeignet sind, die Relevanzen der je untersuchten Akteure aufzuspüren und zu rekonstruieren. 'Theoretische Distanz' und 'rein kognitives Interesse' hingegen gilt es dem Feld (bzw. dem 'Fall') gegenüber zu gewinnen, wenn es darum geht, die wie auch immer erhobenen Daten zu analysieren und die Analyse zu reflektieren. Deshalb bedingt das Interesse daran, jenseits der Idiosynkrasien der Untersuchten ebenso wie der Forscher (ideale) Typen von Welterfahrungen zu verstehen, sozusagen 'im zweiten Schritt' eben die sorgsame, hermeneutische Interpretationsarbeit am fixierten Material (vgl. dazu die Beiträge in Hitzler/Honer 1997).

Mit diesen wenigen methodologisch-methodischen Hinweisen sollte (wenn nichts sonst, dann doch zumindest) hinlänglich klargeworden sein, daß es, mit Hubert Knoblauch (1996) gesprochen, bei der 'Lebensweltanalyse' um 'Soziologie als strenge Wissenschaft' geht und um Sozialforschung als methodologisch-methodisch reflektierte Unternehmung - jedenfalls nicht um eine subjektiv-moralisierende Meinungs-Wissenschaft und auch nicht um eine selbstgefällig-ignorante Hau-Ruck-Empirie (welcher Provenienz auch immer). Es geht vielmehr um adäquate, subjektiv interpretierte (und gegebenenfalls sozialstrukturelle Bedingungsvariablen mitberücksichtigende) Rekonstruktionen je sinnhafter Aufbauten sozialer Lebens-Welten (vgl. grundlagentheoretisch dazu Schütz 1974).

Was mit dem Konzept der 'Lebensweltanalyse' also befördert werden soll, das ist weder ein psychologisierender Subjektivismus, noch eine bürgerliche Variante der Aktionsforschung, noch gar ein neuer sozialwissenschaftlicher Unmittelbarkeitskult. Lebensweltanalyse im hier skizzierten Verstande ist vielmehr ein epistemologisch und methodisch m.E. wohl begründeter Beitrag zur Beförderung des professionellen Gemeinschaftsunternehmens empirischer Sozialforschung.⁴ Gleichwohl ist damit die Frage nach der gesellschaftstheoretischen Relevanz einer auf dem Forschungsprinzip der Lebensweltanalyse basierenden Allgemeinen Soziologie noch kaum gestellt, geschweige denn beantwortet. Warum also betrachte ich Lebensweltanalyse als nachgerade 'paradigmatisch' für eine modernisierungssensible Gesellschaftswissenschaft?

V.

Im Rekurs auf die - wesentlich durch Ulrich Beck in die aktuelle Diskussion gebrachte -

Individualisierungstheorie²¹ gehen wir davon aus, daß wir es gegenwärtig weder mit einer 'ordentlich' in Stände, Klassen und Schichten gegliederten noch mit einer mit einem hypostasierten Mittelstand hin nivellierten Gesellschaft mit eingeschmolzenen sozialen Antagonismen zu tun haben, sondern mit einer Gesellschaft, in der die - zum Teil bizarren - Konsequenzen des sozialstrukturellen Modernisierungsprozesses erst allmählich überhaupt zum Tragen kommen: Wir haben es mit einer komplexen Gesellschaft zu tun, in der zumindest für die 'Masse' der sie belebenden Menschen mannigfaltige kulturelle, wirtschaftliche, politische, religiöse und andere Optionen bereitstehen (vgl. dazu Gross 1994 und 1999; aber auch bereits Luckmann 1967 sowie Berger/Berger/Kellner 1975).

Die Menschen orientieren sich an diesen sehr heterogenen und zum Teil antagonistischen, sozial mehr oder weniger stimmig vor-organisierten Sinnkonglomeraten. Aber sie basteln diese individuell - was keineswegs bedeutet muß: besonders originell - zu ihren je eigenen Lebenswelten zusammen (vgl. Hitzler/Honer 1994). Das heißt, daß das tatsächliche Handeln nicht (jedenfalls nicht mehr) durch irgendwelche sozial gültigen Ordnungen prä-determiniert ist (vgl. auch Esser 1989). Daraus resultiert vor allem, daß die Relevanzstrukturen verschiedener Gesellschaftsmitglieder nur noch sehr bedingt und 'vorläufig' die gleichen sind.

Wenn nun aber, wie Schütz und Luckmann (1979, S. 378) schreiben, "im Grenzfall, der Bereich des gemeinsamen Wissens und der gemeinsamen Relevanzen unter einen kritischen Punkt zusammenschrumpft, ist Kommunikation innerhalb der Gesellschaft kaum noch möglich. Es bilden sich 'Gesellschaften innerhalb der Gesellschaft' heraus." Und eben dies ist der für die hier postulierte Notwendigkeit einer ethnologischen Gesinnung des Soziologen gegenüber der eigenen Kultur entscheidende Befund, denn er impliziert, daß unter solchen Bedingungen für jedes Gesellungsgebilde, für jede Gruppierung, auch innerhalb einer Gesellschaft, andere Arten von Wissen und vor allem andere Hierarchien von Wissensarten relevant sind bzw. zumindest relevant sein können.

Unter der Vielzahl solcher thematisch begrenzter Weltdeutungsschemata kann und muß der individualisierte Akteur permanent wählen.²² Infolgedessen verortet er sich typischerweise in konkreten Beziehungen mit überschaubaren Aktivitäten, integriert sich temporär in kleineren Gruppen bzw. bezieht sich auf für ihn konkret faßbar scheinende Gruppierungen und übernimmt bestimmte, dort gültige Deutungs- und Handlungsmuster wenigstens für Teilbereiche seines alltäglichen und außeralltäglichen Lebens. Anders ausgedrückt: Der individualisierte Akteur bastelt typischerweise sein Leben sozusagen als (lediglich subjektiv sinnhaftes) 'Patchwork' (vgl. Keupp, z.B. 1988) zusammen aus Partizipationen an verschiedenen Teilzeit- und Spezialbereichsgemeinschaften (vgl. dazu z.B. Hitzler/Pfadenhauer 1998), in denen oft völlig heterogene Relevanzsysteme gelten, von denen jedes lediglich einen begrenzten Ausschnitt seiner individuellen Erfahrungen betrifft. Keines der bereitstehenden Weltdeutungsangebote kann allgemeine soziale Verbindlichkeit beanspruchen. In jeder der vielen und vielfältigen Sinnwelten herrschen eigene Regeln und Routinen, mit prinzipiell auf die jeweiligen Belange beschränkter Geltung (vgl. dazu z.B. Hitzler 1994, 1996, 1999b).

Diese Deutung der Lebenswelt des individualisierten Menschen als einem Ingesamt von Partial-Sinnwelten korrespondiert weitgehend mit der Auffassung von Werner Marx, dem zufolge die Lebenswelt als eine Pluralität von teils klar konturierten, teils unbestimmten, zweckhaften Sonderwelten zu begreifen ist: Jede aktuelle Erfahrung, jede gegenwärtige Welt hat, so Marx (1987, S. 129), "den Gehalt einer Sonderwelt". D.h., die Lebenswelt des individualisierten Akteurs besteht symptomatischweise aus vielen derartigen kleinen 'Sonderwelten' sowohl im privaten als auch im öffentlichen (institutionell vorgeordneten) Bereich. Der Mensch am Übergang zu einer anderen Moderne lebt typischerweise nicht - zumindest nicht nur - in einer (massenkulturell nivellierten) Welt, sondern in einer Vielzahl teilzeitlicher Welten, innerhalb derer er mit jeweils verschiedenen anderen zusammen durchaus verschiedene 'Zwecke' verfolgt. Infolgedessen entfalten sich, jenseits der medial, technokratisch und bürokratisch bereitgestellten 'Kultur für alle', in all diesen heterogenen Welten mannigfaltige 'eigensinnige' Relevanzen.²³

In dem daraus resultierenden, auch sozialstrukturell labilen gesellschaftlichen Miteinander entfaltet sich nun augenscheinlich eine verwirrende Vielzahl neuer Ungleichheiten. Und dementsprechend korrespondieren inzwischen auch immer mehr wirklich erfahrungsrelevante Ungleichheiten mit den Grenzen jener sich um

multiple Teil-, Sub- und Gegenkulturen, um Milieus und Szenen herausbildenden Interessenkonstellationen (vgl. dazu Hitzler/Honer 1996).

Anders ausgedrückt: Während die für die traditionelle Moderne typischen direkten Verteilungskämpfe an Bedeutung verlieren oder hochgradig ritualisiert sind, werden allenthalben mannigfaltige indirektere, unreguliertere Verteilungskämpfe aller Art um materielle Güter, um Weltdeutungen, um Kollektiv-Identitäten, um Lebensgewohnheiten und -qualitäten, um soziale Räume, Zeiten und Ressourcen, um Gestaltungschancen, um Grundsatz- und Detailfragen ausgetragen, die sich kaum noch und immer weniger mit dem überkommenen klassifikatorischen Analyse-Raster von links und rechts, von progressiv und konservativ, von revolutionär und reaktionär, usw. fassen lassen (vgl. dazu z.B. Hitzler/Pfadenhauer 1999). D.h., die gesellschaftliche Normalität besteht zusehends weniger aus harten, unausweichlichen und unauflösbaren Antagonismen als aus einer Vielzahl kleiner, im alltäglichen Umgang aber sozusagen permanenter Querelen, Schikanen und Kompromisse, die sich zwangsläufig im Aufeinandertreffen und Aneinanderreiben kulturell vielfältiger Orientierungsmöglichkeiten und individueller Relevanzsysteme ergeben.

VI.

Diese (ausgesprochen grobschlächtige) modernisierungstheoretische Skizze sollte hier lediglich deutlich machen, daß die Erkundung kleiner sozialer Lebens-Welten in der programmatischen Tradition der Lebensweltanalyse von Alfred Schütz keineswegs nur von wissens- und kultursoziologischem oder gar nur von 'exotischem' Interesse ist, sondern daß dieses Forschungsprogramm für eine Neuformulierung der Problemstellungen einer Allgemeinen Soziologie unter Individualisierungsbedingungen schlechthin hochgradig relevant ist: Die in all den 'fremden Welten ganz in der Nähe' sich entwickelnden habituellen Eigen- und Besonderheiten, die je speziellen Praktiken und Riten, die identitätsstiftenden Emblematiken und Symboliken, die Relevanzsysteme und Wissensbestände, die Deutungsschemata und Distinktionsmarkierungen werden zu zentralen Gegenständen einer individualisierungstheoretisch orientierten Diagnose gesellschaftlicher Umstrukturierungen im Rahmen aktueller Modernisierungsprozesse. Und den einschlägig befaßten soziologischen Quasi-Ethnologen der eigenen Gesellschaft wächst damit unter anderem auch die ganz praktische Aufgabe zu, als 'Übersetzer' zwischen all den je 'eigensinnigen' Welten zu fungieren.

Anmerkungen

x) Erscheint in: "Soziale Welt", 4 /1999 <zurück>

1) Zur 'Programmatis' der Lebensweltanalyse vgl. z.B. Schütz 1971, S. 136-161, Schütz 1974, Luckmann 1980, 1990 und 1993; vgl. dazu auch Eberle 1993, Honer 1999 und Soeffner 1999; für eine eher 'sozialphänomenologische' Lesart von 'Lebenswelt' vgl. z.B. Grathoff 1989, Matthiesen 1983 und 1991, Sruhar 1983, 1988 und 1993. <zurück>

2) Schütz (1971, S. 160) selber hatte - als Theoretiker - ja bekanntlich noch darauf vertraut, daß der Wissenschaftler "in offensichtlicher Übereinstimmung mit ganz bestimmten Strukturgesetzen die jeweils gemäßen, idealen personalen Typen, mit denen er den zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Untersuchung ausgewählten Sektor der Sozialwelt bevölkert" konstruieren kann. Dies betrifft jedoch erst die theoretische Reflexion bereits analysierter Daten, keineswegs aber die (explorative) Gewinnung von Daten. <zurück>

3) "'Lebensweltanalyse' meint ... den methodischen Versuch, die Welt gleichsam durch die Augen eines idealen Typs (irgend-)einer Normalität hindurchsehend zu rekonstruieren. (...) Und die ideale Basis für für die damit verbundene Form der Ethnographie ist eben ... der Erwerb der praktischen Mitgliedschaft an dem Geschehen, das erforscht werden soll, und damit der Gewinn einer existenziellen Innensicht" (Honer 1996). <zurück>

4) Vgl. dazu auch den Beitrag von Amann/Hirschauer in diesem Band. - Daß der Ansatz hierbei der sogenannten 'qualitativen' Richtung zugerechnet wird, ist angesichts mancher unter diesem Etikett firmierender Unternehmungen eher bedauerlich - wengleich unter den gegebenen Umständen wohl richtig. Auch daß dabei entsprechend der von Hans-Georg Soeffner (1989, S. 51-65) vorgenommenen Differenzierung zwischen standardisierten und nicht-standardisierten Verfahren die letzteren bevorzugt werden, resultiert nicht aus einer Ablehnung gegen standardisierte Datenerhebung an sich, sondern daraus, daß sich 'Lebensweltanalysen' in diesem Sinne (bislang) so schwer standardisieren lassen. <zurück>

5) Vgl. dazu z.B. die Beiträge in Beck/Beck-Gernsheim 1994, in Beck-Sopp 1997, in Beck 1997 und in

Beck/Hajer/Kesselring 1999; vgl. auch Beck 1995, Berger 1996, Junge 1996, Schroer 1997; kritisch dazu die Beiträge in Friedrichs 1998. [<zurück>](#)

6) Zwar gibt es nach wie vor 'alte' und auch immer wieder 'neue' Deutungs- und Glaubensangebote, die den Anspruch symbolischer General-Erklärungen erheben (vgl. dazu z.B. Knoblauch 1999 sowie die Beiträge in Honer/Kurt/Reichertz 1999), aber sowohl die Konversion in eine solche Meta-Sinnwelt, als auch die Frage der Applizierbarkeit dort bereitgestellter Bewältigungsrezepte auf je eigene Lebenssituationen verbleiben als Entschluß und Überzeugung beim Einzelnen - und sind ohnehin schon für den 'Nächsten' keineswegs mehr verbindlich. [<zurück>](#)

7) Jedenfalls reicht der Begriff der 'Massenkultur' keinesfalls hin, um die erlebte soziale Wirklichkeit und die sie prägenden Ausdrucks- und Bedeutungsschemata zu beschreiben (vgl. dazu auch die Beiträge in Soeffner 1988). [<zurück>](#)

Literatur

Beck, Ulrich (1995): Eigenes Leben. In ders. u.a, Eigenes Leben. München (C.H. Beck), S. 9-174

Beck, Ulrich (Hrsg.) (1997): Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt a. M. (Suhrkamp)

Beck, Ulrich/Sopp, Peter (Hrsg.) (1997): Individualisierung und Integration. Opladen (Leske + Budrich)

Beck, Ulrich/Hajer, Marten/Kesselring, Sven (Hrsg.) (1999): Der unscharfe Ort der Politik. Opladen (Leske + Budrich)

Berger, Peter A. (1996): Individualisierung. Opladen (Westdeutscher)

Berger, Peter L./Kellner, Hansfried (1984): Für eine neue Soziologie. Frankfurt a.M. (Fischer)

Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried (1975): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt a.M., New York (Campus)

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. (Fischer)

Eberle, Thomas S. (1993): Schütz' Lebensweltanalyse: Soziologie oder Protozoziologie? In: Bäumer, Angelica/Benedikt, Michael (Hrsg.): Gelehrtenrepublik - Lebenswelt. Wien (Passagen), S. 293-320

Esser, Hartmut (1989): Verfällt die 'soziologische Methode'? In: Soziale Welt, H. 1/2, S. 57-75

Friedrichs, Jürgen (Hrsg.) (1998): Die Individualisierungs-These. Opladen (Leske + Budrich)

Grathoff, Richard (1989): Milieu und Lebenswelt. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Gross, Peter (1999): Ich-Jagd. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.) (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Hitzler, Ronald (1986): Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), H. 3, S. 53-59

Hitzler, Ronald (1988): Sinnwelten. Opladen (Westdeutscher)

Hitzler, Ronald (1994): Sinnbasteln. In: Mörth, Ingo/Fröhlich, Gerhard (Hrsg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Frankfurt a.M., New York (Campus), S. 75-92

Hitzler, Ronald (1996): Orientierungsprobleme. In: Leviathan. H. 2, S. 272-286

Hitzler, Ronald (1997): Perspektivenwechsel. Über künstliche Dummheit, Lebensweltanalyse und Allgemeine Soziologie. In: Soziologie (Mitteilungsblatt der DGS), H. 4, S. 5-18

Hitzler, Ronald (1999a): Konsequenzen der Situationsdefinition. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz (UVK)

Hitzler, Ronald (1999b): Individualisierung des Glaubens. In: Honer, Anne/Kurt, Ronald/Reichertz, Jo

(Hrsg.): Diesseitsreligion. Konstanz (UVK)

Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1984): Lebenswelt - Milieu - Situation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS), 36. Jg., H. 1, S. 56-74

Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 307-315

Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1996): Individualisierung als Handlungsrahmen. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 27. Jg., H. 2, S. 153-162

Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen (Leske + Budrich)

Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (1998): Eine posttraditionale Gemeinschaft. Integration und Distinktion in der Techno-Szene. In: Hillebrandt, Frank/Kneer, Georg/Kraemer, Klaus (Hrsg.): Verlust der Sicherheit? Opladen (Westdeutscher), S. 83-102

Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (1999): "We are one different family". Techno als Exempel der 'anderen Politik'. In: Beck, Ulrich/Hajer, Marten/Kesselring, Sven (Hrsg.): Der unscharfe Ort der Politik. Opladen (Leske + Budrich), S. 45-61

Honer, Anne (1993a): Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden (DUV)

Honer, Anne (1993b): Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung. In: Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): 'Wirklichkeit' im Deutungsprozeß. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 241-257

Honer, Anne (1994): Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. In: Schröer, Norbert (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher): 85-106

Honer, Anne (1995): Lebensweltliche Ethnographie und das Phänomen Sport. In: Winkler, Joachim/Weis, Kurt (Hrsg.): Soziologie des Sports. Opladen (Westdeutscher), S. 45-58

Honer, Anne (1996): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. Ein Vorschlag zur Ergänzung 'Dichter Beschreibungen'. Konstanz (Manuskript)

Honer, Anne (1999): Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz (UVK)

Honer, Anne/Kurt, Ronald/Reichertz, Jo (1999) (Hrsg.): Diesseitsreligion. Konstanz (UVK)

Husserl, Edmund (1954): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Den Haag (Nijhoff)

Junge, Matthias (1996): Individualisierungsprozesse und der Wandel von Institutionen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 4, S. 728-749

Keupp, Heiner (1988): Riskante Chancen. Heidelberg (Asanger)

Knoblauch, Hubert (1991): Die Welt der Wünschelrutengänger und Pendler. Frankfurt a.M., New York (Campus)

Knoblauch, Hubert (1995): Kommunikationskultur. Berlin, New York (de Gruyter)

Knoblauch, Hubert (1996): Soziologie als strenge Wissenschaft? In: Preyer, Gerhard/Peter, Georg/Ulfig, Alexander (Hrsg.): Protozoziologie im Kontext. Würzburg (Königshausen & Neumann), S. 93-105

Knoblauch, Hubert (1999): Religionssoziologie. Berlin, New York (de Gruyter)

Knorr Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Luckmann, Thomas (1967): The Invisible Religion. New York, London (Methuen). Erweiterte deutschsprachige Neuauflage 1992: Die unsichtbare Religion. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

Luckmann, Thomas (1980): Philosophie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben. In ders.: Lebenswelt und Gesellschaft. Paderborn u.a. (Schöningh), S. 9-55

Luckmann, Thomas (1990): Lebenswelt: Modebegriff oder Forschungsprogramm? In: Grundlagen der Weiterbildung, H. 1, S. 9-12

- Luckmann, Thomas (1993): Schütz'sche Protozoziologie? In: Bäumer, Angelica/Benedikt, Michael (Hrsg.): Gelehrtenrepublik - Lebenswelt. Wien (Passagen): 321-326
- Marx, Werner (1987): Die Phänomenologie Edmund Husserls. München (Fink)
- Matthiesen, Ulf (1983): Das Dickicht der Lebenswelt und die Theorie des kommunikativen Handelns. München (Fink)
- Matthiesen, Ulf (1991): Lebenswelt/Lebensstil. In: Sociologia Internationalis, H. 1, S. 31-56
- Neumann-Braun, Klaus/Deppermann, Arnulf (1998): Ethnographie der Kommunikationskulturen Jugendlicher. Zur Gegenstandskonzeption und Methodik der Untersuchung von Peer-Groups. In: Zeitschrift für Soziologie, 27. Jg., H. 4, S. 239-255
- Plessner, Helmuth (1982): Zur Anthropologie des Schauspielers. In ders.: Gesammelte Schriften VII. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 399-418
- Schroer, Markus (1997): Individualisierte Gesellschaft. In: Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. München (UTB), S. 157-183
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Band 1. Den Haag (Nijhoff)
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. In ders.: Gesammelte Aufsätze. Band 2. Den Haag (Nijhoff), S. 53-69
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1984): Strukturen der Lebenswelt. Band 2. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Schütz, Alfred/Parsons, Talcott (1977): Zur Theorie sozialen Handelns. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Soeffner, Hans-Georg (1982): Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. In ders. (Hrsg.): Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie. Tübingen (Narr)
- Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (1988): Kultur und Alltag (SB 6 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz)
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Soeffner, Hans-Georg (1999): 'Strukturen der Lebenswelt' - ein Kommentar. In: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröder, Norbert (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz (UVK)
- Soeffner, Hans-Georg/Hitzler, Ronald (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. In: Schröder, Norbert (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher), S. 28-55
- Srubar, Ilja (1983): Abkehr von der transzendentalen Phänomenologie. In: Grathoff, Richard/Waldenfels, Bernhard (Hrsg.): Sozialität und Intersubjektivität. München (Fink), S. 68-84
- Srubar, Ilja (1988): Kosmion. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Srubar, Ilja (1993): Schütz' pragmatische Theorie der Lebenswelt. In: Bäumer, Angelica/Benedikt, Michael (Hrsg.): Gelehrtenrepublik - Lebenswelt. Wien (Passagen), S. 335-346
- Thomas, William I. (1931): The Unadjusted Girl. Boston (Little, Brown & Company)
- Thomas, William I. (1965): Person und Sozialverhalten (hrsg. und eingeleitet von Edmund H. Volkart). Neuwied, Berlin (Luchterhand)
- Welz, Frank (1996): Kritik der Lebenswelt. Opladen (Westdeutscher Verlag)



GC 78873

Sabine Damir-Geilsdorf, Angelika Hartmann,
Béatrice Hendrich (Hg.)

KULTURWISSENSCHAFT

Forschung und Wissenschaft

Band 1

Mental Maps – Raum – Erinnerung

Kulturwissenschaftliche Zugänge zum
Verhältnis von Raum und Erinnerung

LIT

LIT

Dieser Band ist im Sonderforschungsbereich 434 „Erinnerungskulturen“ an der Universität Gießen entstanden und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der von ihm von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-8258-7741-8



© LIT VERLAG Münster 2005

Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster

Tel. 0251-62 03 20 Fax 0251-23 19 72

e-Mail: lit@lit-verlag.de <http://www.lit-verlag.de>

INHALT

Zur Transkription VII

GELEITWORT

Jürgen Reulecke XI

Zur Eröffnung der Tagung „*mental maps*, Raum und Erinnerung“ am 30.1.2004

ZWISCHEN-RÄUME

Angelika Hartmann 3

Konzepte und Transformationen der Trias „*mental maps*, Raum und Erinnerung“. Einführende Gedanken zum Kolloquium

EINLEITUNG

Sabine Damir-Geilsdorf / Béatrice Hendrich 25

Orientierungsleistungen räumlicher Strukturen und Erinnerung. Heuristische Potenziale einer Verknüpfung der Konzepte Raum, *mental maps* und Erinnerung

KULTURSOZIOLOGISCHE ZUGÄNGE

Andreas Langenohl 51

Mental maps, Raum und Erinnerung. Zur kultursoziologischen Erschließung eines transdisziplinären Konzepts

GESTALTEN – FORMEN. (NEU-)PRODUKTIONEN VON RAUM UND GESELLSCHAFT

Klaus Gestwa 73

Technologische Kolonisation und die Konstruktion des Sowjetvolkes. Die Schau- und Bauplätze der stalinistischen Moderne als Zukunftsräume, Erinnerungsorte und Handlungsfelder

Béatrice Hendrich 117

İnsan Manzaraları / Menschenlandschaften: Raum und Bewegung als literarische Gestaltungsprinzipien bei Nazım Hikmet

Marcel Baumgartner 139

Theatra Memoriae – Stadtpläne und Stadträume als Medien des Erinnerens (und des Vergessens): Rom, Paris, Berlin, (Shenzhen)

(SICH-)FESTSCHREIBEN. SELBST- UND FREMDVERORTUNGEN DURCH RAUMREPRÄSENTATIONEN

- Sabine Damir-Geilsdorf* 153
Palästinensische Repräsentationen des Raums: über die Produktion von Bild-
Räumen, Macht-Räumen und erinnerten Räumen
- Winfried Speitkamp* 183
Geschichte im Raum. Afrikanische Geschichtsdarstellungen in vorkolonialer
und kolonialer Zeit
- Sara Binay* 197
Der gelehrte Blick auf den Beduinen – Steppe als Raum für Erinnerung und
Erfahrung kultureller Differenz in Texten der klassisch-arabischen
Gelehrtenliteratur
- Thomas Herzog* 211
Kognitive Karten der arabischen *‘amma* in ayyubidischer und mamlukischer
Zeit: Szenarien der Stärke und Schwäche in „*Sīrat Baibars*“ und
„*Sīrat ‘Antar b. Šaddād*“
- Jürgen Clemens* 237
Die Macht der Karte – Zur Repräsentation Afghanistans in Pressekarten zum
Afghanistankrieg, 2001

ÜBERTRAGEN. (NEU-)SITUIERUNG VON RÄUMEN IN KULTUS UND RELIGIÖSEN QUELLEN

- Jan-Peter Hartung* 259
„Überall ist Kerbala“ – Überlegungen zu zwölfer-schiitischen Vorstellungen von
sakralem Raum

DENKEN – WAHRNEHMEN – ORDNETN. RÄUMLICHE STRUKTURIERUNGEN VON DENKEN UND WAHRNEHMEN

- Constantin Canavas* 285
Erinnerungsprozesse in der Wissensrepräsentation. Räumliche Ordnungs-
konzepte in Illustrationen arabisch-islamischer Handschriften

DIE AUTOREN 305

ZUR TRANSKRIPTION

Die Transkription arabischer Wörter erfolgt angelehnt an die Regeln der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Im Beitrag von Jan-Peter Hartung folgt die Transkription arabischer und persischer Wörter den Regeln der DMG, die Umschrift der retroflexen Laute im Urdu den Regeln der Encyclopaedia of Islam (Leiden/London 1960-2002).

Andreas Langenohl

MENTAL MAPS, RAUM UND ERINNERUNG. ZUR KULTURSOZIOLOGISCHEN ERSCHLIEßUNG EINES TRANSDISZIPLINÄREN KONZEPTS

Wenn eine Deutung der Geschichte das Raummoment derart in den Vordergrund rückt, daß sie die Größe oder Kleinheit der Reiche, die Zusammendrängung oder Zerstreuung der Bevölkerungen, die Beweglichkeit oder Stabilität der Massen usw. als die gleichsam vom Raum ausstrahlenden Motive des ganzen geschichtlichen Lebens verstehen will, so gerät auch hier die notwendige räumliche Befähigkeit aller dieser Konstellationen in Gefahr, mit deren positiv wirksamen Ursachen verwechselt zu werden.

Georg Simmel¹

Einleitung

Das Ziel dieses Beitrags ist eine theoretische Hinterfragung des Begriffs *mental maps*. Ich möchte versuchen, ihn für die sozialwissenschaftliche Erinnerungsforschung zu perspektivieren. Das fällt nicht ganz leicht bei einem Konzept, das nicht nur in so unterschiedlichen Disziplinen wie Psychologie, Geografie, Geschichtswissenschaft und Kulturanthropologie Verwendung findet, sondern mittlerweile auch als Oberbegriff für Lerntechniken (*mind mapping*) gebraucht wird, die auf der Visualisierung der zu lernenden Inhalte aufbauen. Das Bemühen zielt daher darauf, durch die Herstellung einer gewissen begrifflichen Strenge und Kohärenz den Begriff empirisch operationalisierbar und theoretisch anschlussfähig zu machen.

Beginnen möchte ich mit einer Charakterisierung von *mental maps* (bzw. *cognitive maps*), wie sie in der Kognitionspsychologie und der Historiografie konzeptionelle Anwendung finden. Der Grund, gerade diese beiden Disziplinen (und nicht etwa Geografie oder Kulturanthropologie) für eine etwas breitere Darstellung auszuwählen, liegt darin, dass ein Gegeneinanderhalten dieser Konzeptionen und das Aufzeigen ihrer Berührungspunkte, aber auch ihrer Unanschließbarkeiten Aufschluss über den sozialwissenschaftlichen Wert des Begriffs geben kann. Eine an Erinnerung als sozialwissenschaftlicher Kategorie interessierte Aneignung des Konzepts der *mental maps* muss sich für diese beiden Disziplinen deswegen besonders interessieren, weil sie die Querverbindungen zwischen subjektiven Repräsentationen des Raums und ihren geschichtlich-gesellschaftlichen Objektivierungen thematisieren. Man kann zeigen, dass der konzeptionelle Nutzen des Begriffs gerade darin besteht, Vorstellungswelten als eigenständige und einer eigenen Logik folgende Erscheinungen zu interpretieren und sie gleichzeitig mit Prozessen in Verbindung zu bringen, die nur gesellschaftstheoretisch und historisch fassbar sind.

¹ Georg Simmel: Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft, in: ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt a.M. 1992 [1908], 697-790, hier 687.

Kognitionspsychologie

Der Begriff der *mental maps* ist in der gegenwärtigen Kognitionspsychologie eher ungebräuchlich und größtenteils durch den Ausdruck *cognitive maps* bzw. *mapping* ersetzt worden. Diese Begriffssubstitution in der Psychologie ist als Reaktion auf die Aneignung des Begriffs *mental maps* durch die Geografie in den 1970er Jahren zu interpretieren, in der er als kognitive Entsprechung realer Landkarten gedacht wurde, die auf ihre „Genauigkeit“ hin überprüft werden können.² *Cognitive mapping* steht demgegenüber für eine andere Schwerpunktsetzung: Es geht weniger um das Deckungsverhältnis zwischen einer mentalen Repräsentation und einer materialen Landkarte, sondern um den im Bewusstsein stattfindenden Prozess der Wahrnehmung räumlicher Ordnungen.

In diesem Sinne werden *cognitive maps* in einer einschlägigen Publikation wie folgt definiert:

[...] internal representations of very large spatial entities such as towns, cities, neighbourhoods, landscapes, metropolitan areas, environments and the like. Because of their size, such entities can never be seen in their entirety, and consequently one constructs their internal representations by means of visual, as well as non-visual, modes of sensation and information [...].³

In dieser Definition zeigen sich zwei wichtige Merkmale solcher subjektiver Karten. Erstens repräsentieren sie eine Wirklichkeit (eine „Umwelt“), die der subjektiven, lebensweltlichen Erfahrung aufgrund ihrer Ausdehnung nicht unmittelbar zugänglich ist, sondern durch Abstraktionsleistungen zugänglich gemacht wird. Sie werden zweitens gebildet durch erweiternde und gestaltschließende kognitive Operationen, die aus wahrgenommenen Einzelrepräsentationen ein Ganzes formen und gerade dadurch integrationsfähig gegenüber neuen Eindrücken und Wahrnehmungen sind: „The cognitive system associated with cognitive maps constructs or forms a whole pattern/map on the basis of only a partial set of features of it.“⁴

Die hauptsächliche Problemstellung, bei der das Konzept der *cognitive maps* in der Kognitionspsychologie Hilfestellung verspricht, bildet bis heute die Frage, wie sich Menschen in ihrer räumlichen Umwelt zurechtfinden, d.h. Orte und Verbindungen zwischen ihnen wiedererkennen und sich in einem schnell wandelnden Umfeld orientieren.⁵ Gerade hier beweist das Konzeptelement,

² Vgl. Reginald G. Golledge: Geographical Perspectives on Spatial Cognition, in: ders./T. Garling (Hrsg.): Behavior and Environment, Amsterdam 1993, 16-46.

³ Juval Portugali: Introduction, in: ders. (Hrsg.): The Construction of Cognitive Maps, Dordrecht/Boston et al. 1996, 1-7, hier 1.

⁴ Hermann Haken/Juval Portugali: Synergetics, Inter-Representation Networks and Cognitive Mapping, in: Juval Portugali (Hrsg.): The Construction of Cognitive Maps, Dordrecht/Boston et al. 1996, 45-67, hier 49.

⁵ Vgl. die Beiträge in den folgenden Sammelbänden: Reginald G. Golledge (Hrsg.): Wayfinding Behavior: Cognitive Mapping and Other Spatial Processes, Baltimore/London 1999, und

demzufolge eine kognitive Karte aufgrund partieller Wahrnehmungen konstruiert wird, seine Nützlichkeit: Würde sich eine solche Karte auf eine ganzheitliche Wahrnehmung stützen, machte jede kleine Veränderung – etwa der Bau oder Abriss eines Hauses – ihre vollständige Reorganisation erforderlich, und Orientierung in einer rasch sich verändernden räumlichen Welt wäre praktisch nicht möglich. Die forschungspraktische Ausrichtung der Kognitionspsychologie auf die Nahräume von Individuen hat empirisch Ausdruck in einer Reihe teilweise berühmt gewordener Studien über die Orientierung innerhalb von Städten gefunden, die auch städtischen Planungsinstanzen und Architekturbüros zugute kamen.⁶

Die Idee, dass Menschen Karten im Kopf haben, die ihnen Orientierung im Raum ermöglichen, ist nicht neu. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor der Hinwendung zum Konzept der kognitiven Karten, dominierten bezüglich der Frage der Orientierung im Raum behavioristische Vorstellungen. Die räumliche Orientierung in der Umwelt wurde derart vorgestellt, dass Reiz-Reaktionsmuster das Individuum konditionieren und ihm/ihr die Orientierung ermöglichen.⁷ Auf welche Weise im Einzelnen das Gehirn die Reaktion auf einen Umweltreiz hervor bringt, wurde für wissenschaftlich nicht erklärbar gehalten und daher für irrelevant befunden. In Abgrenzung dazu hat die klassische Kognitionswissenschaft diese „black box“, die der Behaviorismus für wissenschaftlich unzugänglich erklärt hatte, ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit gerückt: *cognitive maps* wurden als psychische Konstruktionsleistungen dargestellt, die unabhängig von der Umwelt operieren und die Umwelt gerade dadurch erst repräsentierbar und wahrnehmbar machen.⁸ Sie weisen darin eine gewisse Nähe zu systemtheoretischen Ausprägungen des Konstruktivismus auf.⁹ Neuere – und für den hiesigen Zusammenhang besonders interessante – Ansätze sehen allerdings weniger die Unterschiede zwischen Behaviorismus und klassischer Kognitionspsychologie, sondern eher ihre zentrale Gemeinsamkeit: Beide gehen von einer rigiden Abgrenzung der Operationsweise von Umwelt und psychischem Wahrnehmungsapparat voneinander aus und unterscheiden sich ei-

Rob Kitchin/Scott Freundschuh (Hrsg.): Cognitive Mapping. Past, Present and Future, London/New York 2000.

⁶ Es handelt sich hier vor allem um Kevin Lynch: Das Bild der Stadt, Berlin/Frankfurt a.M. et al. 1989 [1960].

⁷ Vgl. Claudia Redtenbacher: Kognitive Karten im Spielfilm, in: Peter Vitouch/Hans-Jörg Tinchon (Hrsg.): Cognitive Maps und Medien. Formen mentaler Repräsentation bei der Medienwahrnehmung, Frankfurt a.M./Berlin et al. 1996, 15-72, hier 15, 27.

⁸ Dieser Ansatz wurde erstmals von Edward C. Tolman: Cognitive Maps in Rats and Men, in: Psychological Review 55,4 (1948), 189-208, vertreten.

⁹ Vgl. als prominenten Vertreter des biologischen Systemkonstruktivismus etwa Humberto R. Maturana: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie, Braunschweig 1982.

chende Repräsentationen, etwa Organigramme, erklären zu können.¹⁸ Wird diese Unterscheidung zwischen räumlich erfahrbaren Repräsentationen und solchen, die es aus der Perspektive des Subjekts und seiner gesellschaftlich institutionalisierten Repräsentationen nicht sind, aufgegeben, drohen *cognitive maps* heuristisch zu einer Unterart allgemeiner kognitiver Schemata abgestuft zu werden, die nicht mehr als eine Illustration des psychologischen Allgemeinplatzes sind, dass „von einer Ebene geistiger Repräsentation ausgegangen werden kann: einer Reihe von Konstrukten, die zur Erklärung kognitiver Phänomene – von visueller Wahrnehmung bis zum Verstehen von Geschichten – herangezogen werden kann“.¹⁹

Diese Bemerkungen sollten nicht als eine an die Psychologie adressierte Belehrung aufgefasst werden. Sie machen vielmehr den grundsätzlich transdisziplinären Charakter des Konzepts der *cognitive maps* deutlich, auch wenn dies aus der Perspektive der Einzelwissenschaften oft auf eine Feststellung disziplinärer „blinder Flecken“ hinaus läuft. Der Begriff erweist seine systematisierende Kraft erst in dem Moment, in dem er zu einer theoretischen Aporie führt, die mit den Mitteln der Kognitionspsychologie allein nicht zu lösen ist. Psychologisch trennscharf ist er erst dann, wenn er nicht jede beliebige subjektinterne Repräsentation mit internen verräumlichenden Repräsentationen in Beziehung setzt, sondern nur solche, die vom Subjekt als räumliche erfahrbar sind. Dieses Erfahren findet aber vor dem Hintergrund kultureller, gesellschaftlicher, historischer und nicht zuletzt politischer Prägungen dieses Subjekts statt, die mit psychologischen Begriffen allein nicht mehr fassbar sind. Es geht also darum, dass das Konzept der *cognitive maps* erst dann eine psychologische Kategorie von heuristischem Wert ist, wenn es nicht mehr allein auf *kognitive* Funktionen bezogen wird, sondern ihm auch eine kulturelle, historisch-gesellschaftliche und politi-

¹⁸ Im Gegensatz dazu konstituieren Filme (vgl. Mikunda: Psychologie und Dramaturgie [Anm. 15], und Redtenbacher: Kognitive Karten im Spielfilm [Anm. 7]) *per se* nicht unbedingt Zusammenhänge, deren externe Repräsentationen (der Film selbst) notwendig verräumlichte Ordnungsprinzipien aufweisen bzw. dem Subjekt als räumlich geordnete entgegengetreten. Hier wäre wohl eher die narrative Ordnung das entscheidende Orientierungsprinzip, und es ist fraglich, ob man hier mit dem Begriff einer *cognitive map* weiterkommt. (Ein verräumlichtes „Soziogramm“, das die Charaktere eines Films zueinander in verräumlichte soziale Beziehungen setzt, wäre ein solches – allerdings meist akademisch angewandtes – Ordnungsprinzip.)

¹⁹ Howard Gardner: Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft, Stuttgart 1989, 399. – Diese Gefahr besteht m.E. auch bei einigen evolutionstheoretischen Aufgriffen des *cognitive map*-Ansatzes, in denen solche Karten als „simplified set of beliefs and information“ bezeichnet werden. Miriam L. Campanella: The Cognitive Mapping Approach to the Globalization of World Politics, in: Ervin Laszlo/Ignazio Masulli/Robert Artigiani/Vilmos Csányi (Hrsg.): The Evolution of Cognitive Maps: New Paradigms for the Twenty First Century, Amsterdam ²1995, 237-254, hier 243.

sche Bedeutung zugebilligt wird. An diesem Punkt schließen Tendenzen in der neueren Historiografie an.

Historiografie

Die kulturwissenschaftliche und besonders die historische Perspektive nimmt *mental maps* aus einer der Psychologie gewissermaßen entgegengesetzten Richtung in den Blick: Sie interessiert sich für die Frage nach der gesellschaftlichen und kulturellen Ordnung (Portugalis „*order parameters*“) der externalisierten, immer nur partiellen Repräsentationen eines räumlichen Gesamtzusammenhangs. Der bisherigen kognitionspsychologischen Forschung wird aus dieser Perspektive kritisch bescheinigt, dass sie sich auf einen methodologischen Individualismus zurückgezogen habe. Die Rolle, die *mental maps* in intersubjektiver Hinsicht spielen, sei von der Psychologie bislang nur quantitativ und alltagstheoretisch angesprochen worden. In der Tat wird in dem Klassiker von Downs und Stea lediglich konstatiert, dass sich die kognitiven Kartierungsleistungen von Mensch zu Mensch unterscheiden;²⁰ die noch bekanntere Untersuchung von Lynch macht allein statistische Zusammenhänge zwischen der internen Repräsentation der Individuen und ihrer altersmäßigen und sozialen Lagerung aus.²¹

Die Geschichtswissenschaft interessiert sich hingegen vor allem für „das Verhältnis von Vorgestelltem und Vorgefundenen“, d.h. für die Art und Weise, wie geschichtliche Realvorgänge auf Repräsentationen dieser Vorgänge bezogen sind, und vor diesem Hintergrund wird das Konzept der *mental maps* für sie interessant. Stefan Troebst kommt dabei zu dem Befund, dass dieses Verhältnis „ganz wesentlich [...] vom Filter der Politik bestimmt“ wird.²² Daher kann das historiografische Konzept der *mental maps* sich zwar von der Kognitionspsychologie in dem Sinne befruchten lassen, dass die Konstruktivität historisch-verräumlichter Vorstellungen den theoretischen Ausgangspunkt der Analyse bildet – jedoch wird die Ebene des Individuums verlassen. Aus diesem Grunde besteht auch eine gewisse Affinität zwischen der *mental-maps*-Historiografie und der konstruktivistischen Geografie,²³ die auf die diskursive Konstruiertheit kartografischer Werke und auf ihre (meist affirmative)

²⁰ Roger M. Downs/David, Stea: Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen, New York 1982, 41. Vgl. auch Redtenbacher: Kognitive Karten im Spielfilm (Anm. 7), 28.

²¹ Lynch: Das Bild der Stadt (Anm. 6), 17. Vgl. auch Redtenbacher: Kognitive Karten im Spielfilm (Anm. 7), 36.

²² Stefan Troebst: „Intermarium“ und „Vermählung mit dem Meer“. Kognitive Karten und Geschichtspolitik in Ostmitteleuropa, in: Christoph Conrad (Hrsg.): Mental Maps (Geschichte und Gesellschaft; 28,3), Göttingen 2002, 435-469, hier 469.

²³ Vgl. etwa David Harley: Deconstructing the Map, in: Cartographica 26 (1989), 1-20; ders.: Cartography, Ethics and Social Theory, in: Cartographica 27 (1990), 1-24. S. auch die zusammenfassende Würdigung bei Frithjof Benjamin Schenk: Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung, in: Christoph Conrad (Hrsg.): Mental Maps (Geschichte und Gesellschaft; 28,3), Göttingen 2002, 493-514, hier 496.

kartografischer Werke und auf ihre (meist affirmative) Beziehung zu Zentren der politischen Macht hinweist und um ihre Dekonstruktion bemüht ist.

Das Konzept der *mental maps* dient in der Geschichtswissenschaft somit dazu, auf überkommene Vorstellungen von historischen Räumen einen kritischen Blick zu werfen und die Bezeichnung solcher Räume selbst im Rahmen historischer Prozesse zu sehen. Auf diese Weise gerät der Historismus, der schon im Hinblick auf die Bewertung historischer Ereignisse und Prozesse durch konstruktivistische Strömungen in Frage gestellt worden ist, ein weiteres Mal in die Kritik. Das Konzept der *mental maps* impliziert, dass das Denken in historischen Räumen, etwa in nationalen Räumen, oftmals eine aufgestufte historische Essentialisierung darstellt, die wesenhafte historische Prozesse als konstitutiv für die Formung territorialer Einheiten ansieht und damit diese Einheiten als vorhistorisch unterstellt.²⁴ Dem wird das Konzept der *mental maps* entgegengesetzt, das von der Konstruiertheit historisch-territorialer Einheiten wie etwa „Osteuropa“, „Mitteleuropa“ oder „Südosteuropa“ ausgeht, ohne die historische Wirksamkeit dieser Konstrukte zu leugnen.

Der letzte Punkt ist hierbei besonders zu betonen: mentale Landkarten sind in dieser Konzeption nicht einfach „kreative“ Deutungsleistungen, die historischen Prozessen willkürlich aufgesetzt werden (auf welcher Grundlage sie sehr einfach zurückzuweisen wären), sondern sie ermöglichen die Deutung historischer Prozesse *in einer bestimmten Weise* und sind daher selbst geschichtlich-generative Phänomene.²⁵ Dieser Ansatz ist etwa in einem unlängst erschienenen Themenheft von „Geschichte und Gesellschaft“ vertreten worden. Mark Bassin nennt die *mental maps*, die der territorialen Bestimmung von Orten wie „Heimat“ zugrunde liegen, „'geo-ideologische' Konzepte“: „Dies bedeutet, daß geographische Selbstbilder in gewisser Weise Einblicke in die Struktur der grundlegenden Werte, Grundsätze, Wünsche und Ängste einer Nation zulassen.“²⁶ Am Beispiel der Konstruktion Europas wird deutlich, dass *mental maps*, so Peter Bugge, „in einer seit der Aufklärung und dem frühen 19. Jahrhundert etablierten ideologischen Grundmatrix der Perzeption des europäischen Raumes eingebettet“ sind.²⁷

Die historische Deutung, die *mental maps* ermöglichen, ist dabei zwangsläufig mit der Zurückweisung anderer Deutungen verbunden bzw. kann mit anderen Deutungen auf der Grundlage anderer *mental maps* in Konflikt geraten.

Peter Bugge definiert den Begriff geradezu aus der Perspektive solcher konflikt-theoretischer Erwägungen: „Mental mapping wird [...] als ein immer kontestierbares Programm eines andauernden diskursiven Kampfes zahlreicher Akteure verstanden.“²⁸ Historische mentale Karten und die historischen Ereignisse, deren Interpretation und Erinnerung sie gestatten, befinden sich somit in einem Rekursivitätsverhältnis zueinander: Die Interpretation der Geschichte auf der Grundlage von *mental maps* schafft selbst historische Fakten, die in die Konstruktion weiterer imaginärer Landkarten einmünden.

Die Rekonstruktion solcher Karten ist dabei bislang hauptsächlich anhand textueller Quellenmaterialien der Wissenschafts-, politischen und intellektuellen Geschichte, also (in soziologischer Terminologie) dokumentanalytisch verfahren. Frijthof Schenks Literaturbericht zufolge richtet sich das geschichtswissenschaftliche Interesse auf „textliche und bildlich festgehaltene Raumvorstellungen einer Gemeinschaft“.²⁹ Dagegen steht die Rekonstruktion vorgestellter Landkarten durch eine Analyse von Artefakten oder Zeitzeugenberichten bislang erst am Anfang.

Anders gesagt: die gegenwärtige *mental maps*-Historiografie konzentriert sich bei ihren Analysen empirisch auf eine bestimmte Gruppe von objektivierten, verräumlichten Repräsentationen der Geschichte und sieht diese Gruppe von Repräsentationen als einen Filter, den *jede* konkrete Repräsentation geschichtlicher Zusammenhänge passieren muss.³⁰ Das heißt im Effekt, dass die Erforschung bestimmter, nämlich *elitärer* Repräsentationen und Kommunikationen heuristisch gegenüber nicht-elitären Objektivierungen von *mental maps* bevorzugt wird. Ich interpretiere dies als einen Versuch der Abgrenzung von psychologischen Fragestellungen, die, wie oben dargestellt, aus Sicht der Geschichtswissenschaft allzu individualistisch vorgehen. So formuliert Maria Todorova ein historiografisches Grundeverständnis: „Bei der Beschäftigung mit Mental Maps sollte man [...] ihren Inhalten ebensoviel Aufmerksamkeit schenken wie den Köpfen, in denen sie entstehen und rezipiert werden.“³¹ Eine Nebenfolge dieser Absetzbewegung ist aber, dass kaum je thematisiert wird, *wer* die „Karten im Kopf“ hat.³² Letztendlich hängt dies mit dem in der Historiografie angenommenen Rekursivitätsverhältnis zwischen Repräsentation und geschichtlichem

²⁴ Mark Bassin: Imperialer Raum / Nationaler Raum. Sibirien auf der kognitiven Landkarte Rußlands im 19. Jahrhundert, in: Christoph Conrad (Hrsg.): Mental Maps (Geschichte und Gesellschaft; 28,3), Göttingen 2002, 378-403, hier 379f.; Troebst: „Intermarium“ (Anm. 22), 437.

²⁵ Ebd., 468.

²⁶ Bassin: Imperialer Raum (Anm. 24), 381.

²⁷ Peter Bugge: „Land und Volk“ – oder: Wo liegt Böhmen?, in: Christoph Conrad (Hrsg.): Mental Maps (Geschichte und Gesellschaft; 28,3), Göttingen 2002, 404-435, hier 405.

²⁸ Ebd., 405f.

²⁹ Schenk: Mental maps (Anm. 23), hier 495.

³⁰ Vgl. Maria Todorova: Der Balkan als Analyse-kategorie. Grenzen, Raum, Zeit, in: Christoph Conrad (Hrsg.): Mental Maps (Geschichte und Gesellschaft; 28,3), Göttingen 2002, 470-492, hier 471.

³¹ Ebd.

³² Vgl. für diese Formulierung Troebst: „Intermarium“ (Anm. 22), 452.

Ereignis zusammen, weil diese Annahme die Perspektive der Akteurinnen und Akteure hinter der objektivierten Repräsentation verschwinden lässt.³³

Im Anschluss an diese Beobachtung kann eine Reihe von kritischen Fragen gestellt werden. Sind *mental maps* historisch allein auf der Grundlage von Elitenkommunikationen zu untersuchen? Kann und sollte es eine konstruktivistische, am Konzept der *mental maps* sich orientierende Alltagsgeschichte, *oral history* oder Erfahrungsgeschichte geben?³⁴ Wie kann verhindert werden, dass die historismuskritische Geschichtswissenschaft die Gleichsetzung von Geschichte und Repräsentation verwirft, nur um sie durch die Identifikation von Geschichte und Elitenkommunikation zu ersetzen? Besteht nicht die Gefahr, dass das Konzept der *mental maps* in dem Moment, da die Historiografie es ernst nimmt, sich verflüchtigt, weil seine theoretischen Implikationen methodisch nicht einlösbar sind? Bei aller notwendigen Abgrenzung von der kognitionspsychologischen Beschränkung auf intraindividuelle Orientierungsprozesse gerät die Geschichtswissenschaft in gewisse Schwierigkeiten, wenn sie von den Alltagssubjekten und deren Orientierungsnotwendigkeiten abstrahiert.

Mental maps: Subjektperspektive und Orientierungsinteresse

Ich möchte meine Bemerkungen mit einer Illustration aus dem „New Yorker“ fortsetzen. Die Titelseite des Magazins vom 29. März 1976 zeigt einen Cartoon des Grafikkünstlers Saul Steinberg, der auf diese Weise den Begriff

³³ Dieselbe Tendenz, wenngleich weniger auffällig, gibt es in einigen evolutionstheoretischen Aneignungen des Begriffs der *cognitive map*, in denen solche Karten aus der Perspektive eines Durkheim'schen Kollektivbewusstseins und dementsprechend als überindividuell gespeicherte Information vorgestellt werden. Dabei geht die Akteursperspektive verloren. Vgl. etwa folgende Passage aus der Einleitung zu einem Sammelband zu sog. *cultural cognitive maps*: „The information in social entities is stored in languages, religions, hierarchies, arts, and technologies. Cultural cognitive maps structure that information, processing it through the behaviors of individuals. Thus the world represented by a cultural cognitive map is the environment that selected and sustains the group.“ (Introduction, in: Ervin Laszlo/Ignazio Masulli/Robert Artigiani/Vilmos Csányi (Hrsg.): *The Evolution of Cognitive Maps: New Paradigms for the Twenty First Century*, Amsterdam 2002, 1-19, hier 10.) Durch die gleiche Schwerpunktsetzung droht hier andererseits der räumliche Aspekt von Repräsentationen verloren zu gehen. Vgl. für ein besonders drastisches Beispiel Ignazio Masulli: *Cognitive Maps and Social Change*, in: Ervin Laszlo/Ignazio Masulli/Robert Artigiani/Vilmos Csányi (Hrsg.): *The Evolution of Cognitive Maps: New Paradigms for the Twenty First Century*, Amsterdam 2002, 169-180.

³⁴ Dieser Frage steht auf Seiten der Geschichtswissenschaft allerdings die Tendenz im Wege, eine Verbindung zwischen Sozial- und Geschichtswissenschaft dadurch herzustellen, dass man von ersterer die Aufgabe der Gesellschaftsperspektive und die Einnahme einer Beobachterperspektive fordert. Vgl. Christoph Conrad, Vorbemerkung, in: ders. (Hrsg.): *Mental Maps (Geschichte und Gesellschaft 28,3)*, Göttingen 2002, 339-342, hier 340.

mental map einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht hat.³⁵ Die Illustration stellt das durchschnittliche geografische Selbstbewusstsein eines typischen Einwohners bzw. einer typischen Einwohnerin Manhattans dar. Die Vorstellungen über die Neunte und die umliegenden Straßen sind sehr detailliert, bis hin zur (überlebensnotwendigen) Kenntnis um die Parkmöglichkeiten im *Big Apple*. Die Ungenauigkeiten beginnen aber schon mit der Zehnten Straße, hinter der in der Darstellung praktisch sofort der Hudson River beginnt. Westlich von New Jersey finden sich dann nur noch sehr spärliche geografische Punkte, die einige größere oder wichtigere amerikanische Städte (Washington, D.C. ist übrigens ein sehr unscheinbares Fleckchen) und hie und da einen größeren Gebirgszug bezeichnen. Dann kommen schon der Pazifik und dahinter China, Japan und Russland. Die Illustration soll die „Weltsicht“³⁶ und Selbstverortung des Durchschnitts-New Yorkers bzw. der New Yorkerin darstellen.

Jedoch bestehen Zweifel, dass „Weltsicht“ der richtige Ausdruck ist. Immerhin ist diese Weltsicht „unabashedly parochial“, wie Dennis Overbye zu Recht feststellt,³⁷ denn das Zentrum dieser Welt bildet die Neunte Straße und gerade nicht die „Welt“. Wenn Weltsichten oder Weltanschauungen auch immer perspektiviert sind, so doch nicht in dem Sinne, dass sie die „Welt“ derart offen um das soziale und räumliche Nahfeld herum gruppieren. Fast immer ist das Gegenteil der Fall: die Welt erscheint als „etwas da draußen“, das mit dem nahen Umfeld gerade nichts zu tun hat. Sollte man Steinbergs Cartoon dann vielleicht eher als die Darstellung einer Art kollektiver Selbstverortung – einer kollektiven Identität – sehen? Aber auch dieser Begriff ist nicht wirklich überzeugend, denn warum sollte sich der bzw. die typische New Yorker/-in den Pazifik, Japan, Russland und China ungefähr gleich weit entfernt vorstellen? Immerhin war 1976, als Steinbergs Cartoon veröffentlicht wurde, die Blockkonfrontation zwischen Ost und West noch nicht beendet. Es wäre zu erwarten, dass zumindest Russland (eigentlich die Sowjetunion) in größere, eventuell bedrohliche Nähe rückt (oder umgekehrt weit entfernt repräsentiert wird). Kollektive Identitäten ziehen in der Regel klare Grenzen nach außen und beziehen sich auf eine interaktional konstituierte oder eine imaginierte Gemeinschaft – beides Merkmale, die aus Steinbergs Darstellung nicht ersichtlich sind.

Es handelt sich bei Steinbergs Cartoon offensichtlich um die Darstellung von etwas, das mit Weltsichten und Identitäten nur mittelbar etwas zu tun hat. Steinbergs Illustration lässt sich deswegen als Darstellung einer *mental map* ver-

³⁵ Für Abbildungen und Informationen über dieses und andere Werke Steinbergs s. <http://www.upenn.edu/almanac/v42/n11/back.html>, kontaktiert am 29.1.2004.

³⁶ „World view“, vgl. <http://www.upenn.edu/almanac/v42/n11/back.html>, kontaktiert am 13.1.2004.

³⁷ Dennis Overbye: *Putting Earth on the Map*, in: *The International Herald Tribune*, 15.1.2004 (<http://www.iht.com/articles/125023.html>, kontaktiert am 29.1.2004).

stehen, weil sie eine aus der Sicht des Subjekts perspektivierte Repräsentation verräumlichter Zusammenhänge zeigt, die über den unmittelbaren Handlungsrahmen hinausgehen. Es sind weder totalisierende „Weltsichten“, denn dafür sind sie zu offensichtlich auf die Subjektposition rückbezogen, noch handelt es sich um „Selbstverortungen“ oder „Identitäten“, denn dafür sind die Orte, an denen sich ein Selbst räumlich verankern und von denen es sich abgrenzen könnte, zu diffus repräsentiert.

Diese beiden Aspekte einer mentalen Landkarte, die aus Steinbergs Darstellung hervorgehen, bringen die beiden Aporien auf den Punkt, die in der psychologischen und der historiografischen Konzeptualisierung von *mental maps* anzutreffen waren:

Die kartografisch oder diskursiv repräsentierten *mental maps*, von denen in der Geschichtswissenschaft ausgegangen wird, setzen immer noch ein sehr direktes Verhältnis – letzten Endes ein Abbildverhältnis – zwischen Territorium und Repräsentation voraus, indem sie den Akt der subjektiven Aneignung von solchen vorgestellten Karten unterstellen, aber nicht problematisieren oder theoretisieren, sondern hinter einer apriorischen Entscheidung für bestimmte Materialtypen (Zeugnisse der Elitenkommunikation) verschwinden lassen.

Die Kognitionspsychologie, auf der anderen Seite, geht letztendlich immer wieder von den unmittelbaren räumlichen Orientierungsproblemen aus, denen sich das Individuum gegenüber sieht, und vernachlässigt dabei die Bedeutung der Imagination von Räumen, die über den subjektiven Erfahrungsbereich und Aktionsradius hinausreichen. Bevor der Begriff der Globalisierung in die öffentliche und wissenschaftliche Diskussion Einzug hielt, positioniert Steinbergs Zeichnung schon Mitte der 1970er Jahre die New Yorker/-innen in einem vorgestellten transnationalen Raum, in dem China, Japan und Russland von Los Angeles nicht weiter entfernt sind als die Neunte Straße vom Hudson River.

Diese beiden Kritikpunkte an Psychologie und Historiografie lassen sich mit Hilfe Saul Steinbergs Zeichnung in ein Plädoyer für eine kultursoziologische Aneignung des Konzepts der *mental maps* überführen, das sie mit dem *Orientierungsinteresse des Subjekts* in Verbindung bringt, welches *sich nicht nur auf den räumlichen Nahbereich erstreckt*. Das Konzept, wenn man es so versteht, setzt deswegen zwei Dinge voraus, die nicht selbstverständlich und deswegen keine sozialanthropologischen oder psychologischen Konstanten, sondern historisch kontingent sind.

Die erste Voraussetzung besteht darin, dass das Subjekt soziale als räumliche Ordnung erlebt. Nur auf dieser Grundlage kann es überhaupt ein sozial anschlussfähiges Interesse an Orientierung im Raum entwickeln. Diese Erfahrungsweise ist weder selbstverständlich noch die ausschließlich mögliche – tatsächlich ist sie nicht die einzige Orientierungsweise im sozialen Raum. So können soziale Grenzen etwa auch als temporale Grenzen erlebt werden. Dies ist etwa bei Initiationsritualen der Fall, die den Übergang von einer Gruppe in eine

andere an das Erreichen einer bestimmten Altersstufe koppeln.³⁸ Weiterhin sind die Grenzen unterschiedlicher sozialer Institutionen in verschiedener Stärke und Art und Weise auf räumliche Grenzen bezogen. Georg Simmel hat darauf aufmerksam gemacht, dass Staat und Kirche die beiden Pole eines Kontinuums bilden, das sich aufspannt zwischen „wirkliche[r] und prinzipielle[r] Solidarität mit dem Raume“ – d.h. mit genuin räumlichen Grenzziehungen (Staat) – und „über-räumlichen Gebilde[n], die ihrem inneren Sinne nach keine Beziehung zum Raume, eben deshalb aber eine gleichmäßige zu allen Punkten desselben haben“³⁹ (Kirche). Dies bedeutet nichts anderes, als dass soziale sich nicht primär als räumliche Schließung verwirklicht. Drittens schließlich erleben nicht alle Individuen eine sozialräumliche Ordnung in der gleichen Weise. Dies ist unmittelbar einleuchtend, wenn man an die unterschiedlichen Aufenthaltstitel denkt, mit denen moderne Nationalstaaten ihre Bevölkerungen in Bürger/-innen, Gäste bzw. Gastarbeiter/-innen, Asylbewerber/-innen und Ausländer/-innen (im Falle Deutschlands auch Aussiedler/-innen) unterscheiden und ihnen auf deren Grundlage unterschiedliche Bewegungsfreiheiten gestatten.⁴⁰

Zweite Voraussetzung: Die Kommunikation der Grenzhaftigkeit des Raums ist nur dann möglich, wenn diese Erfahrung dem Subjekt enkulturiert worden ist und ihm damit Artikulationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Nur auf dieser Grundlage kann es überhaupt kollektive räumliche Vorstellungen – kollektive *mental maps* – und umgekehrt ein *räumliches Erleben symbolischer* Grenzen geben. Daher sind *mental maps* zwar immer das Resultat subjektiver Konstruktionsleistungen und auf die Orientierungsinteressen des Subjekts bezogen, aber sie setzen sich in eine intersubjektiv gültige und damit kommunizierbare Symbolwelt nur auf der Grundlage von Enkulturation in ein gesellschaftliches bzw. gruppenspezifisches Symbolsystem um. Anders gesagt: Orientierungsverhalten im Nahraum und die darauf bezogenen kognitiven Karten können als anthropologische Konstanten eingestuft werden, nicht aber die symboli-

³⁸ Vgl. Victor Turner: *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure*, New York 1979.

³⁹ Simmel: *Der Raum und die räumlichen Ordnungen* (Anm. 1), 693.

⁴⁰ „Bewegungsfreiheit“ ist hier ganz wörtlich zu verstehen: Unterschiedliche Aufenthaltstitel entscheiden über die legitimen räumlichen Bewegungen von Individuen im nationalstaatlichen Raum. So bestätigte das Bundesverfassungsgericht am 17. März 2004 die Rechtllichkeit der Wohnungszuweisung an Spätaussiedler/-innen: „Die Zuweisung von Spätaussiedlern an bestimmte Wohnorte ist mit dem Grundgesetz vereinbar. Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe bestätigte [...] eine Regelung, wonach Aussiedlern beim Wegzug aus einer zugewiesenen Kommune für drei Jahre die Sozialhilfe gestrichen werden kann. Zwar werde damit das – allen Deutschen zustehende – Recht auf Freizügigkeit ‚erheblich beeinträchtigt‘, räumte der Erste Senat ein. Allerdings sei die Regelung gerechtfertigt, weil Aussiedler damit gleichmäßiger im Bundesgebiet verteilt werden könnten. Das fördere auch die Integration der oft ohne Sprachkenntnisse einreisenden Menschen.“ <http://www.rhein-main.net/sixcms/detail.php/1558310>, kontaktiert am 29. 3. 2004.

sche, in Kommunikationsakten stattfindende Konstruktion abgegrenzter Gebiete, die für das Subjekt in ihrer Gänze objektiv nicht erfahrbar sind.⁴¹

Mental maps und Erinnerung

Diese beiden Merkmale von *mental maps*, die aus der kritischen Würdigung psychologischer und historiografischer Literatur gewonnen wurden, sind eng verbunden mit Überlegungen bezüglich des Zusammenhangs zwischen Repräsentationen der Vergangenheit und der Bedeutung des Raums. Dazu möchte ich abschließend drei Thesen unterbreiten, die Erinnerung zum Raum als *Ordnungsmuster*, als *Ort sozialer Kopräsenz* und als *Objekt des Begehrens* in Beziehung setzen. Ihnen ist gemein, dass sie die Verbindung zwischen Erinnerung und räumlicher Repräsentation nicht als überhistorische Konstante, sondern als historisch kontingent entwerfen.

a) Raum als Ordnungsmuster von Erinnerung

Die europäisch-antike Philosophie hat verschiedene Modelle hervorgebracht, die die individuelle Gedächtnisleistung als die Herstellung einer verräumlichten Ordnung kognitiver Repräsentationen begreifen und damit u.a. die Grundlage moderner Gedächtnistrainingsprogramme (*mind mapping*) geschaffen haben.⁴² Die soziologische Gedächtnistheorie Maurice Halbwachs' ist von diesen antiken Gedächtnismodellen dadurch abgegrenzt, dass sie die Verräumlichung von Erinnerungen nicht nur als einen kognitiv-repräsentationalen Vorgang begreift, sondern sie auf den sozialen Raum bezieht. Sie setzt Raum und Erinnerung in einer doppelten Weise zueinander ins Verhältnis: Es geht einmal um die Aufladung bestimmter geografischer Räume (etwa des biblischen Palästina) mit kollektiven Repräsentationen der Vergangenheit, und zum anderen um die wechselseitige Verbürgung der räumlichen und zeitlichen Selbstverortung des Subjekts.⁴³ Diese Beziehung zwischen Raum und Erinnerung erscheint bei Halbwachs allerdings letztendlich als eine konkrete Ausprägung der allgemeinen Tatsache der sozialen Rahmung von Erinnerung, d.h. der Aktualisierung von

Repräsentationen der Vergangenheit in Abhängigkeit zu empfundenen und zugeschriebenen Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen.⁴⁴

Will man hingegen den spezifischen Aspekt der Beziehung zwischen Erinnerung und Raum in den Blick nehmen, sollte man bei dem oben geschilderten kognitionspsychologischen Dilemma ansetzen, wonach von *cognitive maps* nur dann sinnvoll gesprochen werden kann, wenn die Orientierungsleistung, die sie gewähren, sich dem Subjekt als räumliche Repräsentation darstellt. Da es sich bei einer solchen kognitiven Karte um Repräsentationen eines räumlich erlebten Zusammenhangs handelt, der vom Subjekt nicht zur Gänze überblickt werden kann, bildet die Quelle ihrer subjektiven Geltung nicht ein Abgleich mit der räumlichen „Wirklichkeit“, sondern die biografisch akkumulierte Erfahrung ihrer Geltung und ihrer Kommunizierbarkeit. Dass bestimmte Erinnerungen in einer verräumlichten Weise repräsentiert werden können, ist also nicht selbstverständlich, sondern eine Funktion von gesellschaftlich institutionalisierten Geltungsstrukturen und der biografischen Erfahrung ihrer Gültigkeit. *Mental maps* stellen daher für das Subjekt das immer vorläufige Resultat einer *Orientierungsgeschichte* dar, die als solche nur vor dem Hintergrund der Geltung gesellschaftlicher Normierungen entstehen kann. Im Alltag wird diese Geltung normalerweise nicht in Frage gestellt und bleibt vorreflexiv; zur Anschauung kommt sie dem Subjekt zumeist dann, wenn sie von Anderen problematisiert wird oder ihre Orientierungsfunktion erkennbar nicht mehr erfüllt. In diesen Fällen kann man mit Erving Goffman im soziologischen Sinne von „Rahmenbrüchen“ sprechen, weil die inneren Repräsentationen von sozial anerkannten Ordnungen sich als unbrauchbar oder kontestierbar erweisen.⁴⁵

Diese Orientierungsgeschichte, die mehr ist als eine Aufsummierung kognitiver Eindrücke, da sie mit Erfahrungen von sozialen Ordnungen und ihren Überschreitungen verbunden ist, verdient meiner Ansicht nach mehr wissenschaftliches Interesse, als ihr zurzeit gewährt wird. Denn in dieser Geschichte zeichnen sich auf der Mikroebene gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse ab bzw. kommen in ihrer sinnhaften Dimension überhaupt erst zur Anschauung.⁴⁶ Bezüglich der analytischen Verbindung von Erinnerung, Raum und *men-*

⁴¹ Deswegen bildet auch die Tatsache, dass Georg Simmel der Verräumlichung der Repräsentation sozialer Grenzen eine soziologisch entscheidende Bedeutung zuspricht, zu dieser These keinen Widerspruch. Vgl. Simmel: Exkurs über die soziale Begrenzung, in: ders.: Soziologie, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt a.M. 1992 [1908], 698-702, hier 698-702.

⁴² Assmann: Zur Metaphorik der Erinnerung (Anm. 17).

⁴³ Maurice Halbwachs: La topographie légendaire des évangiles en Terre Sainte, Paris 1941; ders.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin 1966 [französisch 1925], 183; ders.: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967 [französisch 1950], 129.

⁴⁴ Vgl. hierzu ausführlicher Andreas Langenohl: Ort und Erinnerung. Diaspora in der transnationalen Konstellation, in: Günter Oesterle (Hrsg.): Erinnerungskulturen interdisziplinär: Kulturhistorische Problemfelder und Perspektiven, Göttingen 2004 (im Druck).

⁴⁵ Vgl. Erving Goffman: Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt a.M. 1977, sowie als Referenzwerk über Goffman Herbert Willems: Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans. Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen, Frankfurt a.M. 1997.

⁴⁶ Es geht hier zum Beispiel um Phänomene, die im allgemeinen als „*cultural lag*“ bezeichnet werden, also ein „Hinterherhinken“ von Deutungs- und Orientierungsmustern hinter strukturellen Wandlungsprozessen der Gesellschaft. Vgl. auch den Beitrag von Klaus Gestwa in diesem Band, der sich mit dem Fortdauern sowjetischer *mental maps* im postsowjetischen Raum beschäftigt, sowie den von Béatrice Hendrich, der im Hinblick auf die Frage nach den Konse-

tal maps ist das Subjekt und sein kulturell vermitteltes Orientierungsinteresse der logische Ausgangspunkt der Betrachtung und historisiert gleichzeitig die Anwendbarkeit des Konzepts.

b) Erinnerung und soziale Kopräsenz

Zweitens muss die Frage gestellt werden, wie die intersubjektive Geltung einer verräumlichten Repräsentation sozialer Ordnung überhaupt hergestellt wird, also auf welche Weise solche Raumrepräsentationen symbolisch aneinander anschließen, deren Thema die gleichzeitige Anwesenheit – die Kopräsenz – unterschiedlicher Gruppen und die Grenzen zwischen ihnen sind. Bereits Georg Simmels phänomenologische Studien machen deutlich, dass es unterschiedliche Wege des Umgangs mit kopräsent Anderen gibt. Die fundamentale Differenzierung ist dabei die zwischen Freund und Nicht-Freund: Während aus der Sicht einer Gruppe die soziale Integration von Freunden als Gleiche unproblematisch ist, stehen ihr mehrere Möglichkeiten offen, mit Anderen umzugehen: als Gäste etwa, als Fremde oder als Feinde.⁴⁷ Welche dieser Möglichkeiten letztendlich aktualisiert wird und soziale Konsequenzen zeitigt, hängt nicht nur vom Verhalten des/der Anderen ab, sondern auch von seiner/ihrer diskursiven Konstruktion, die immer auch Repräsentationen der Art des Gekommen-Seins betrifft. Während das Kommen von Freunden nicht gesondert repräsentiert werden muss, da es sich dabei aus Sicht der Gruppe um einen normalen Vorgang handelt, stellt das Kommen von Nicht-Freunden zumeist eine Irritation dar. Simmels „Fremder“, der „heute kommt und morgen bleibt“,⁴⁸ sieht sich so einem ständigen Zwang zur Erklärung seiner Anwesenheit ausgesetzt, weil sein Gekommen-Sein einen Gegenentwurf zur lebensweltlich unterstellten Kontinuität der Wir-Gruppe bildet. Dieser Gegenentwurf materialisiert sich unter den Bedingungen moderner Mehrheitsgesellschaften mit national-exklusiven Kollektivcodierungen in Repräsentationen einer Vergangenheit, die nicht als primordial (und damit normal), sondern als davon abweichend vorgestellt wird.⁴⁹ Die „Fremden“ – seien sie als „Ausländer“, „Gastarbeiter“, „Asylanten“ oder „nationale Minderheiten“ bezeichnet – sind in den Imaginationen moderner Mehrheitsgesellschaften da-

quenzen der Nichtübereinstimmung von subjektiven *mental maps* mit denen der Mehrheitsgesellschaft aufschlussreich ist.

⁴⁷ Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 1992, 73-98.

⁴⁸ Georg Simmel: *Exkurs über den Fremden*, in: ders.: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a.M. 1992 [1908], 764-771, hier 764.

⁴⁹ Die Konstruktion kollektiv-exklusiver Identität sowohl in Interaktionen als auch in Zusammenhängen vorgestellter Gemeinschaften ist ausführlich von Bernhard Giesen diskutiert und am Beispiel französischer und deutscher nationaler Identität seit dem 18. Jahrhundert dargestellt worden. Vgl. Bernhard Giesen: *Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit*, Frankfurt a.M. 1993; ders.: *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation 2*, Frankfurt a.M. 1999.

durch charakterisiert, dass sie als „hinzugekommen“ repräsentiert werden⁵⁰ – eine Repräsentation, die häufig von den solcherart Ausgeschlossenen angeeignet wird.⁵¹

Auf diese Weise erreichen *mental maps* eine relative Stabilität ihrer intersubjektiven Geltung durch die Plausibilität, mit der sie Grenzen zwischen Gruppen begründen. Dies muss sich dabei nicht unbedingt auf den räumlichen Nahbereich des Subjekts beziehen. Man denke etwa an Exilant/-innen oder die Mitglieder einer Diaspora, die über detaillierte und Grenzen setzende Repräsentationen von Räumen verfügen, die geografisch weit entfernt sein können.⁵² Die *mental maps*, die die Mitglieder moderner Mehrheitsgesellschaften unterhalten, verknüpfen erfahrene räumlich-soziale Grenzen mit Repräsentationen des Erscheinens der Hinzugekommenen. Man erinnert sich, dass bestimmte Stadtviertel, die jetzt als ethnisch abgegrenzt gelten, es „früher“, d.h. vor der Ankunft der Fremden nicht waren; man erzählt Geschichten aus der Zeit, als die Filiale der unzugänglichen, weil hochpreisigen Bekleidungskette noch das Warenhaus in lokaler Hand war; Mitarbeiter/-innen fusionierter Konzerne verbinden eine vorsichtige und widerstrebende Orientierung in den Abteilungen des „neuen“ Unternehmens mit der Erinnerung an die Zeit vor der Fusion, die zuweilen als Goldenes Zeitalter vorgestellt wird.⁵³ Im Gegensatz dazu erstrecken sich die mentalen Karten der Hinzugekommenen nicht nur auf den jetzigen, sondern häufig auch auf den Raum der (historischen) Herkunft und nehmen damit oftmals eine transnationale Dimension an.⁵⁴

Der springende Punkt ist jedoch, dass diejenigen symbolischen Grenzen, die kopräsente Individuen in *politische* Gruppen rubrizieren und voneinander abgrenzen, in der historisch westlichen Moderne meist *historisch-kulturell* begründet werden. *Mental maps* in dem Sinne, in dem die Geschichtswissenschaft den Ausdruck heute verwendet – als Repräsentationen von räumlich-sozialen Zusammenhängen, die weit über die Erfahrungsgrenzen des Individuums hinausreichen – sind als solche in erster Linie historisch-kulturell spezifische Erscheinungen und müssen daher selbst historisch eingeordnet werden – nicht nur als *spezifische* vorgestellte Karten, die eine Relevanz für den sozialen Umgang

⁵⁰ Martin Baumann: *Diaspora: Genealogies of Semantics and Transcultural Comparison*, in: *Numen. International Review for the History of Religion* 47,3 (2000), 313-337.

⁵¹ Vgl. Langenohl: *Ort und Erinnerung* (Anm. 44).

⁵² Ebd.

⁵³ Vgl. Andreas Langenohl / Kerstin Schmidt-Beck: „Die Vergangenheit spielt an der Börse keine Rolle mehr.“ Börsianer erinnern sich, Sonderforschungsbereich 434 „Erinnerungskulturen“, Teilprojekt F7 „Erinnerung an der Börse“, Working paper No. 1.

⁵⁴ Vgl. Ludger Pries: *Neue Migration im transnationalen Raum*, in: *Soziale Welt* 48 (1997), Sonderband 12: *Transnationale Migration*, 15-44; ders.; *Transnationalisierung der sozialen Welt?*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 2 (2002), 263-272; Nina Glick Schiller et al.: *From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration*, in: *Anthropological Quarterly* 68,1 (1995), 48-63.

mit Anderen haben, sondern als vorgestellte Karten *überhaupt, insofern* sie eine Relevanz für den sozialen Umgang mit Anderen und das politische Selbstverständnis haben.⁵⁵ In der historisch westlichen Moderne werden *mental maps* zu paradigmatischen, kollektiven Objektivationen von Geschichtsbewusstsein, d.h. sie können vom Subjekt erst in dem Moment als seinem Orientierungsinteresse dienlich empfunden werden, da dieses Interesse politisch relevant und sozial kommunizierbar wird.

Für das Erfahrungssubjekt stellt sich die Verbindung zwischen den kulturellen Codierungen und dem eigenen Orientierungsinteresse somit nur dann her, wenn Strukturen sozialer Ordnung als Praktiken räumlicher Inklusion und Exklusion erlebt werden können, womit sie eine politische Relevanz erlangen. *Mental maps* sind sozial dort besonders detailliert und historisch dann besonders relevant, wo bzw. wann das Orientierungsinteresse des Subjekts und seine Orientierungsgeschichte an erfahrene sozialräumliche Schließungen ansetzen können oder das Subjekt sich erfahrene soziale Schließungen mit seinen verräumlichten, als intersubjektiv gültig erfahrenen Ordnungsvorstellungen erklären kann.

c) Erinnerung und das Begehren des Raums

Die Tatsache, dass *mental maps* nicht nur der kognitiven Orientierung in vorgefundenen Räumen dienen, sondern zuweilen auf eine Änderung der Grenzziehung dieser Räume hinwirken können und sollen, ist von der Geschichtswissenschaft mittlerweile breit dargestellt worden. Die unterschiedlichen geografischen Entwürfe „Europas“, „Osteuropas“ oder „Mitteleuropas“ (um nur einige Beispiele zu nennen), die seit dem 19. Jahrhundert von Gelehrten und Politikern vorgelegt worden sind, bilden oftmals weniger eine an der geografischen „Realität“ abgelesene Orientierungshilfe als ein politisches Programm zur Revidierung bestehender politischer Grenzen.⁵⁶ Dieses Wollen des Raums, das sich in den *mental maps* ausdrückt, wird dabei nicht nur mit angeblich objektiven Gegebenheiten des geografischen Raums begründet, sondern auch mit Repräsentationen der Vergangenheit des politischen Kollektivs verbunden. Den Raum zu begehren, bedeutet seit der nationalen Moderne immer auch, eine Diskrepanz zwischen dem tatsächlichen Verhältnis einer Population zu einem Territorium und einem erstrebenswerten Verhältnis zu behaupten.⁵⁷ Beispielsweise werden mit historischen Argumenten Bevölkerungen benachbarter Staaten ethnisch undefi-

niert und damit deren Unabhängigkeit in Frage und ihre Annexion in Aussicht gestellt.⁵⁸ Bevölkerungen werden in der konstruierten Erinnerung zu historischen Subjekten mit einer spezifischen geografischen Form.

Das Begehren des Raums ist somit die großräumige Erweiterung des Prinzips, nach dem *mental maps* Orientierung in Situationen sozialer Kopräsenz unterschiedlicher Gruppen ermöglichen. Räumlich-politische Ordnungsvorstellungen implizieren Imaginationen sozialer Grenzziehungen und werden durch Repräsentationen der Vergangenheit des eigenen und des fremden Kollektivs mit Geltung versehen. Aber diese imaginative Verbindung ist selbst historisch kontingent, d.h. an bestimmte epistemologische Voraussetzungen gebunden.⁵⁹ Diese bestehen in erster Linie in einer primordial-exklusiven Codierung eines vorgestellten Kollektivs, die in der europäischen Moderne inhaltlich als nationale Identität verwirklicht worden ist. Dabei spielten intellektuelle Konstruktionen historisch-kultureller Kontinuität des nationalen Kollektivsubjekts eine entscheidende Rolle.⁶⁰ Der Literaturwissenschaftler Homi Bhabha hat diese historische Konstruktionsleistung des westeuropäisch-nationalen Narrativs als Subsumption kultureller Differenzen, die geografisch-partikularen Wesens sind, unter das hegemoniale Konzept der sich in der Zeit gleich bleibenden und homogenen Nation folgendermaßen charakterisiert:

[T]he difference of space returns as the Sameness of time, turning Territory into Tradition, turning the People into One. The liminal point of this ideological displacement is the turning of the differentiated spatial boundary, the 'outside', into the unified temporal territory of Tradition.⁶¹

Mental maps als sozialwissenschaftliche Kategorie können, so mein zusammenfassendes Plädoyer, ihr Beschreibungs- und Erklärungspotenzial dann entfalten, wenn sie nicht nur als Begriff für spezifische, historisch-kontingente Vorstellungen raumzeitlicher Orientierung eingesetzt werden, sondern als eine Kategorie begriffen werden, die die historisch-gesellschaftliche Kontingenz von verräumlichten Vorstellungen sozialer Ordnung *überhaupt* repräsentiert.

⁵⁵ Der Beitrag von Winfried Speitkamp über vorkoloniale Raumkonzepte in Afrika in dem vorliegenden Sammelband macht deutlich, dass soziale Grenzziehungen durchaus nicht immer primär als räumliche erfahren werden müssen.

⁵⁶ Vgl. im Hinblick auf die Konstruktion geografischer Karten von Europa in Deutschland Hans-Dietrich Schulz: Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie des 19./20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit. Ein Überblick, in: Conrad: *Mental Maps* (Anm. 22), 343-377.

⁵⁷ Vgl. Bugge: „Land und Volk“ (Anm. 27).

⁵⁸ Vgl. zum Beispiel Bugge: „Land und Volk“ (Anm. 27).

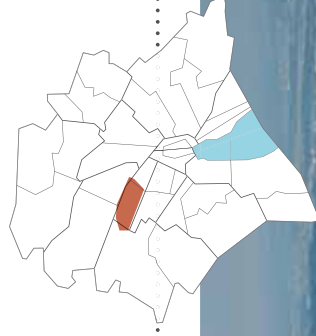
⁵⁹ Dies macht der Beitrag von Winfried Speitkamp in dem vorliegenden Band deutlich. Die afrikanische Wildnis wird von den sie bewohnenden Gruppen nicht als Raum begehrt, sondern eher gefürchtet.

⁶⁰ Vgl. Giesen: *Die Intellektuellen und die Nation*, sowie ders.: *Kollektive Identität* (beide Anm. 49).

⁶¹ Homi K. Bhabha: *DissemiNation: Time, Narrative, and the Margins of the Modern Nation*, in: ders. (Hrsg.): *Nation and Narration*, London/New York 1990, 300.



ZÜRICH-WEST



© Desair 2007

Zürich-West liegt westlich des Stadtzentrums, nahe der Innenstadt, zwischen Limmat und Gleisfeld. Das frühere Industriequartier verändert sich im Umkreis von Escher-Wyss-Platz, Maag-Areal und Hardturm wie kaum ein anderes Gebiet in Zürich.

Seit gut 15 Jahren befindet sich das Industriequartier in einem dynamischen Transformationsprozess. In der ehemaligen Schiffbauhalle wird Theater gespielt, auf alten Industrieflächen sind neue Wohnsiedlungen, Bürobauten und Restaurants entstanden. Attraktive Freiräume und Plätze wie der Turbinenplatz oder der Limmaturferweg tragen zur Lebensqualität bei. Das rund 1.3 km² grosse Quartier ist eines der grössten Entwicklungsgebiete Zürichs. Es wird schrittweise

und mit Respekt seiner Geschichte gegenüber zu einem attraktiven Stadtteil umgeformt. Heute wohnen in Zürich-West rund 3 000 Menschen. Gemäss Hochrechnungen wird die Einwohnerzahl bis ins Jahr 2015 auf rund 7 000, die Zahl der Arbeitsplätze auf rund 30 000 ansteigen. Längerfristig werden 8 000 Menschen in Zürich-West leben und 40 000 Menschen dort ihren Arbeitsplatz finden.

Entwicklungsziele Zürich-West

In der kooperativen Entwicklungsplanung Zürich-West erarbeiteten GrundeigentümerInnen zusammen mit der Stadt Zürich die Planungsvorgaben für die Entwicklung des Gebietes. Folgende Ziele stehen im Vordergrund:

- Ein vielfältiger *Nutzungsmix* (z. B. Forschung, Design, Unterhaltung und Kultur, Gastronomie, urbanes Wohnen, Gewerbebetriebe, Stadion) soll ermöglicht und gefördert werden.
- Die notwendige *Infrastruktur* ist zu erstellen: Schulen und andere wichtige Quartiereinrichtungen, Ausbau des öffentlichen Verkehrs, Ergänzungen und Anpassungen des Strassennetzes, öffentliche Räume, Ver- und Entsorgungsanlagen.
- Die Planung soll sich an realistische *Etapazierungsziele* halten. Bauten und Anlagen sind so zu erstellen, dass sie mit hoher Flexibilität über lange Zeit genutzt werden können.
- Die Entwicklung ist dem Dreieck der *Nachhaltigkeit* (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltverträglichkeit) unterstellt.
- *Städtische Identität*: Das Vorhandene bildet den Ausgangspunkt für die städtebauliche Umwandlung. Angestrebt wird eine hohe *städtebauliche Dichte* (200 – 300%) mit einem substanzialen Wohnanteil (mind. 20 – 30%). *Neue öffentliche Räume* tragen zur Vernetzung bei und schaffen ein städtebauliches Grundgerüst. Richtwerte für Freiraumflächen sind 5m² pro Arbeitsplatz und 8m² pro EinwohnerIn. Die *maximale Quartierdurchlässigkeit* für FussgängerInnen und VelofahrerInnen soll gewährleistet sein.
- Es ist eine *hohe städtebauliche und architektonische Qualität* sowohl im öffentlichen Raum als auch bei den Bauten und Anlagen gefordert.
- Die Entwicklung soll in *kooperativen Verfahren* realisiert werden.



Puls 5



Bar und Buchhandlung Sphères, Fischerweg



Steinfels-Areal

Gebietsmanagerin

Nica Pola · Afs
T +41 44 412 28 57
nica.pola@zuerich.ch

www.stadt-zuerich.ch/zuerich-west

Planungen und Projekte in Zürich-West

2008 und die folgenden Jahre werden in Zürich-West als die Jahre der grossen baulichen Veränderungen in Erinnerung bleiben. Mit dem Baustart für das Tram Zürich-West, der Grundsteinlegung beim Prime-Tower, der Bauaufnahme bei den Viaduktbögen und dem Start der Abbrucharbeiten auf dem Coop-Areal gingen 2008 wichtige Projekte von der Planungs- in die Bauphase.

In der ersten Hälfte 2009 folgten weitere Vorhaben. Für die Zürcher Hochschule der Künste auf dem Toni-Areal sowie das Gebäude Platform auf dem Maag-Areal starteten die Abbrucharbeiten. Mit dem Bau des Gleisbogens sowie des Lettenviaduktwegs wurde begonnen, beides qualitativ hochwertige Freiräume und zugleich Fuss- und Velowegverbindungen. Die Grundsteinlegung für den Mobimmo Tower fand statt. Auf dem Hardturm-Areal wurde das erste Projekt bewilligt, und für das Hochhaus konnte das Baugesuch eingereicht werden. Ausserdem hat der Gemeinderat dem ergänzenden Gestaltungsplan Escher-Terrassen zugestimmt, und das ewz hat die Planung für einen neuen Hauptsitz in Zürich-West aufgleist.

Die Hardturmstrasse soll 2012 einer Gesamtanierung unterzogen werden. Zurzeit wird ein Gestaltungskonzept erarbeitet. Zur besseren Erschliessung neuer Gebäude erhält der Bahnhof Hardbrücke 90 Meter westlich der bestehenden Personenunterführung einen zweiten Zugang. Mit dem neuen Fuss- und Radweg Mühleweg wird der Limmatraum mit den Gleisanlagen und dem Gleisbogen verknüpft.

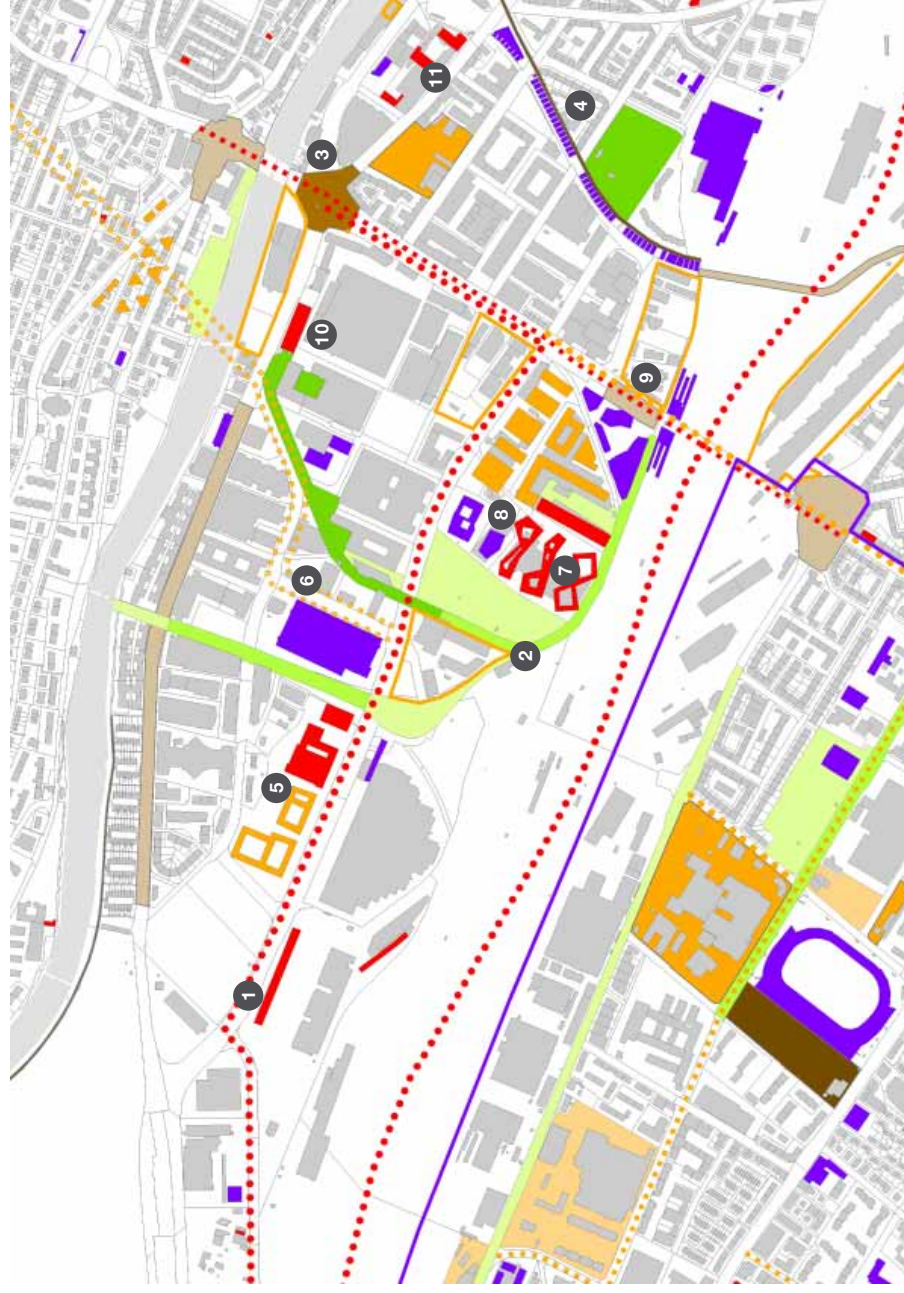


Visualisierung Prime-Tower



Haltestelle Bahnhof Hardbrücke

Übersicht



Realisiert/Im Bau
Studien/In Planung

- Projekt
- Baufeld Gebietsplanung
- Projekt öffentlicher Freiraum
- Projekt öffentlicher Raum/Stadtraum
- Gewässerprojekt
- ÖV-Projekt mit Haltestelle
- Strassenprojekt

In Kräft
In Festsetzungsvorhaben
In Bearbeitung

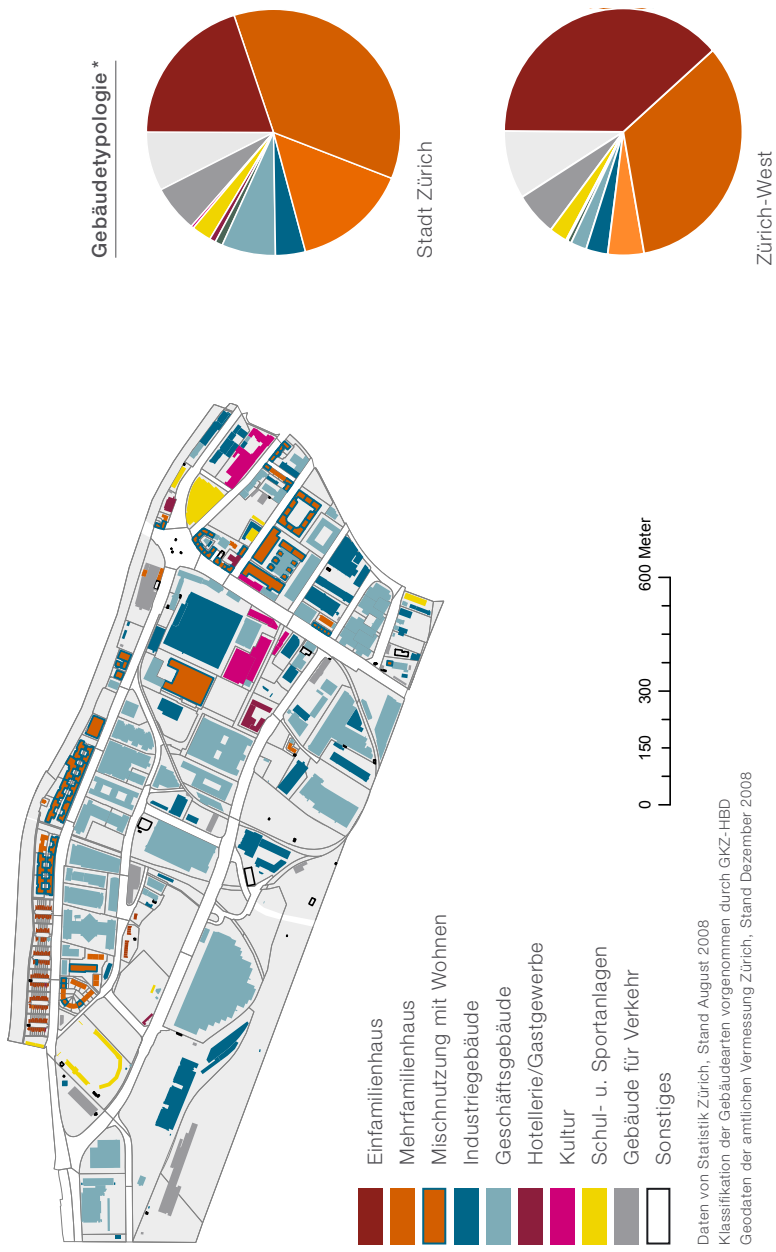
- Perimeter laufende Planungen

Die Daten ausserhalb der Stadt Zürich (Limmattal und Glatttal) wurden von der Firma Planpartner AG erstellt.

- 1 Tram Zürich-West
- 2 Gleisbogen
- 3 Escher-Wyss-Platz
- 4 Viaduktbögen, Lettenviaduktweg
- 5 Hardturm-Areal, Hard Turm Park
- 6 Toni-Areal, Zürcher Hochschule der Künste
- 7 Coop-Areal, citywest
- 8 Mobimo-Tower
- 9 Prime-Tower, Plattform Maaag-Areal
- 10 Escher-Terrassen
- 11 Löwenbräu-Areal

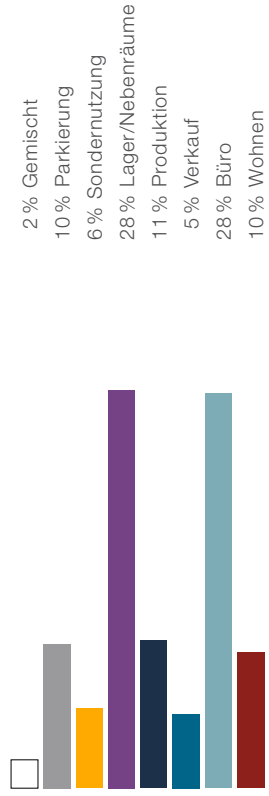
Kennzahlen: Baulicher Ist-Zustand in Zürich-West

Gebäudetypologie für Zürich-West mit Vergleichsdaten für Stadt Zürich gesamt



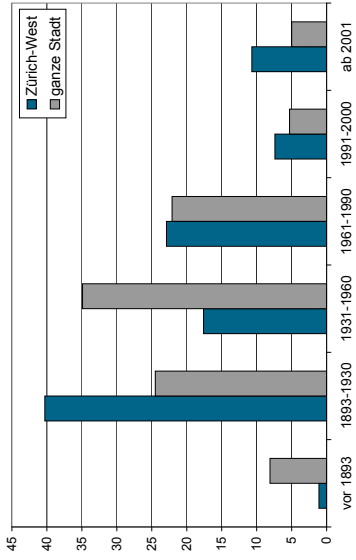
Nutzungsmix in Zürich-West

Anteil verschiedener Nutzungen an der Bruttogeschossfläche (%)



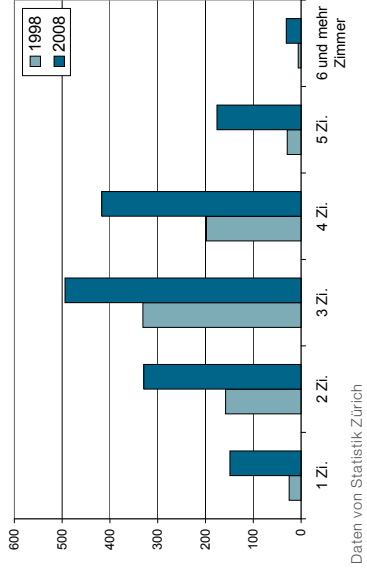
* Die Anteile beziehen sich auf die Anzahl der Gebäude, nicht auf deren Fläche. Die Anzahl der Einfamilienhäuser im Gebiet kann hoch sein, in der Karte jedoch flächenmässig nur einen untergeordneten Rang einnehmen.

Anteil Gebäudebestand nach Bauperiode in (%) Zürich-West und Stadt Zürich gesamt



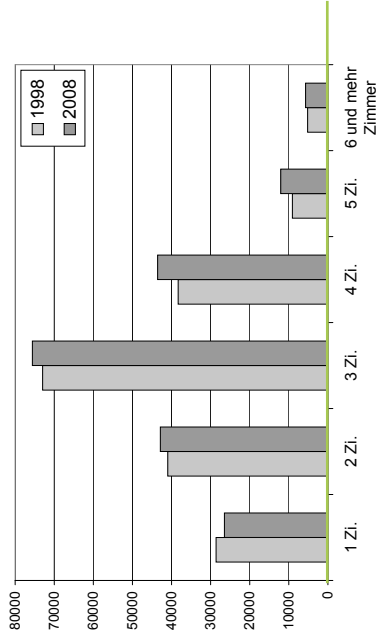
Daten von Statistik Zürich, Stand Ende 2007

Verteilung Wohnungsgrössen in Zürich-West, 1998 und 2008



Daten von Statistik Zürich

Verteilung Wohnungsgrössen Stadt Zürich, 1998 und 2008



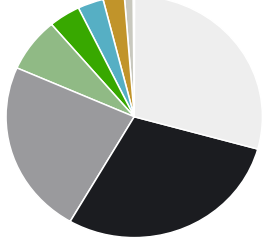
Daten von Statistik Zürich

Kennzahlen: Baulicher Ist-Zustand in Zürich-West

Bodenbedeckungsarten in Zürich-West



Anteile Bodenbedeckungsarten

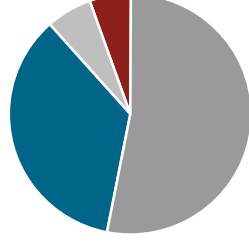


Daten von Statistik Zürich, Stand September 2008

Parzellenflächen in Zürich-West nach Eigentümerkategorien



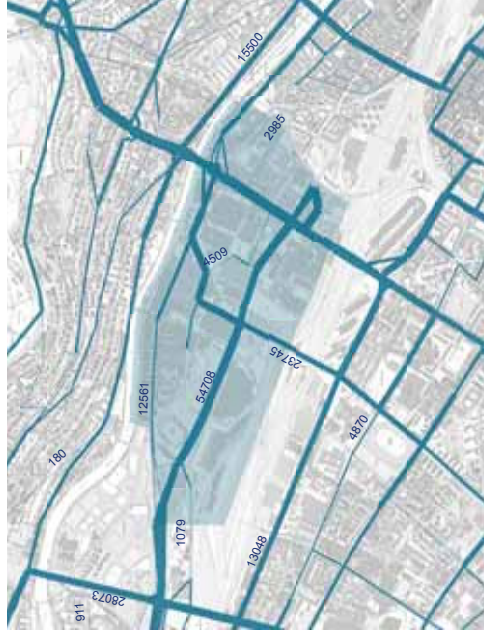
Flächenanteile der Eigentümerarten



Daten von Statistik Zürich, Stand Ende 2007

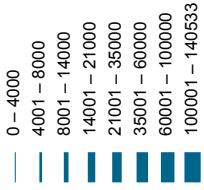
Kennzahlen: Verkehr in Zürich-West

MIV-Frequenzen und ÖV-Auslastung um Zürich-West 2007



MIV 2007

Fahrzeuge/Tag

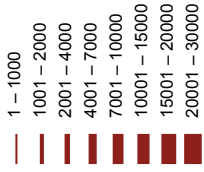


Zürich-West

Daten aus dem Verkehrsmodell von TAZ Mobilität und Planung, Stand 2007

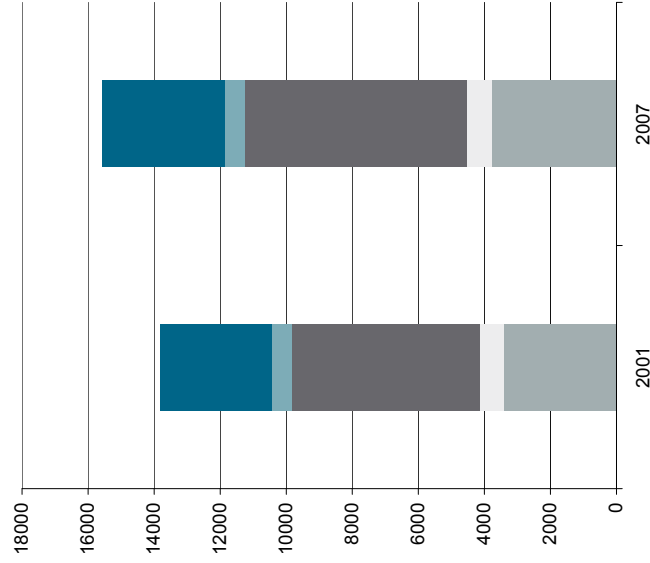
ÖV 2007

Personen/Tag



Bei den Verkehrsachsen handelt es sich um eine schematische Darstellung. Die Achsen verlaufen von Haltestelle zu Haltestelle. Die Darstellung gibt nicht den genauen Verlauf der ÖV-Linien wieder.

Anzahl private und öffentliche Parkplätze 2001 und 2008



Daten zu privaten Parkplätzen von Statistik Stadt Zürich/Amt für Städtebau
 Daten zu öffentlichen Parkplätzen von TAZ Mobilität+Planung

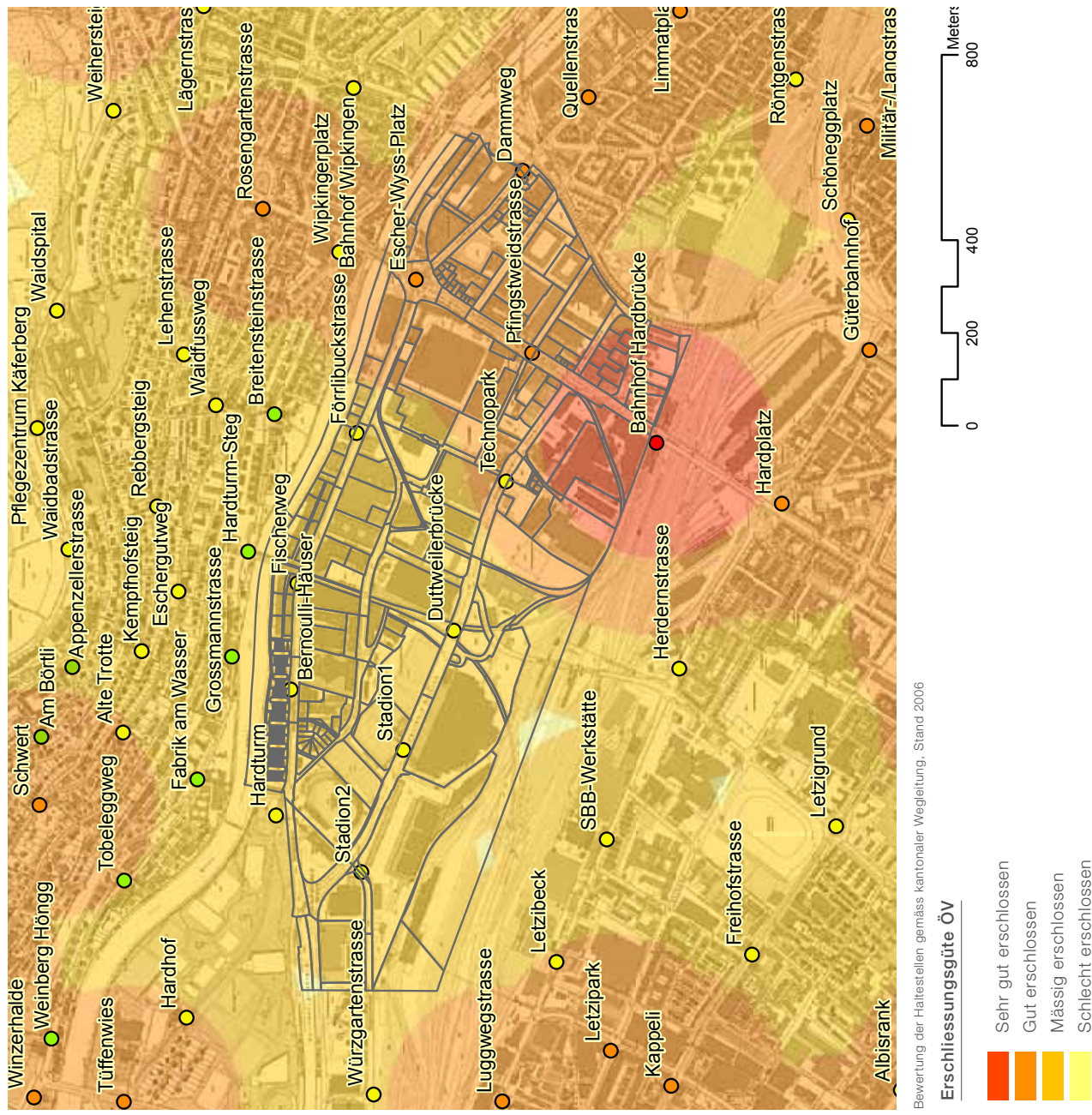
Kennzahlen: Versorgungsqualität

Angebote im Bereich Bildung, Kultur, Freizeit und Sport in Zürich-West und Umgebung



Daten der Amtlichen Vermessung Zürich (Points of Interest), Stand September 2008

Güteklassen und Einzugsgebiete der ÖV-Haltestellen um Zürich-West



Bewertung der Haltestellen gemäss kantonomer Wegleitung, Stand 2006

Erschliessungsgüte ÖV

- Sehr gut erschlossen
- Gut erschlossen
- Mässig erschlossen
- Schlecht erschlossen

Haltestellen (Güteklasse)

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5

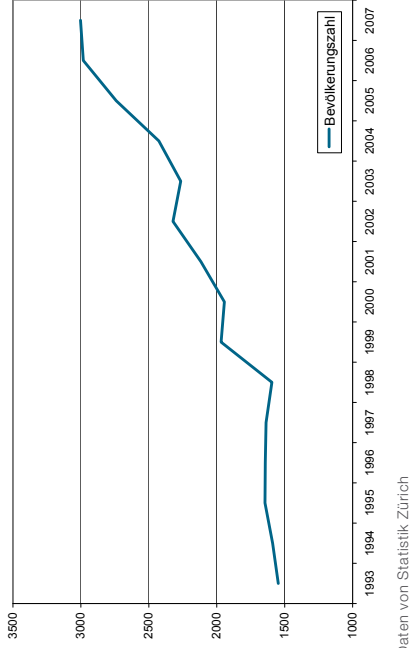
Erschliessungsgüte ÖV. Die Güteklasse einer Haltestelle wird bestimmt aus der Art der Verkehrsmittel, die die Haltestelle bedienen und deren Kursintervall.

Haltestellen (Güteklasse)

Ausgehend von den Haltestellenkategorien kann das Gebiet, abhängig von der Erreichbarkeit der Haltestellen für Fussgänger, in Erschliessungsgüteklassen eingeteilt werden. Haltestellen mit einer besseren Güteklasse haben dabei einen grösseren Einzugsbereich.

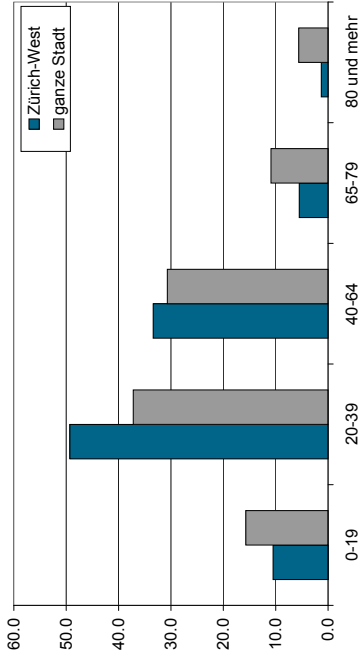
Kennzahlen: Demographie in Zürich-West

Bevölkerungsentwicklung Zürich-West 1993 – 2007



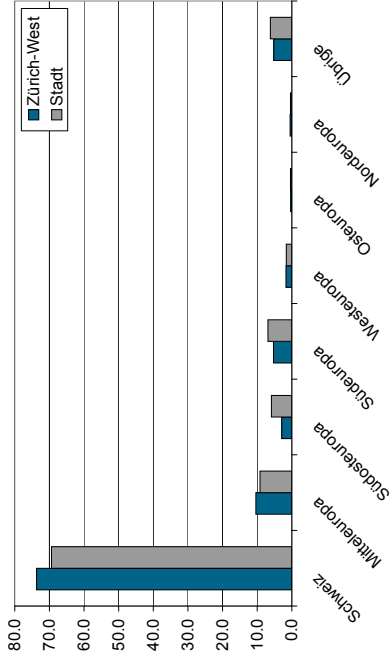
Daten von Statistik Zürich

Wohnbevölkerung nach Altersklassen in Prozent Zürich-West und Stadt Zürich gesamt



Daten von Statistik Zürich, Stand 2007

Wohnbevölkerung nach Herkunftsregionen in Prozent Zürich-West und Stadt Zürich gesamt



Daten von Statistik Zürich, Stand 2007

Herausforderungen

Die Entwicklung von Zürich-West zu einem attraktiven, durchmischten und nachhaltigen Stadtteil soll fortgeführt werden. Einen Schwerpunkt stellt dabei die Begleitung der Areal- und Teilarealentwicklungen dar. So gilt es beispielsweise, die Umsetzung des städtebaulichen Konzepts für das Baufeld H im Escher Wyss-Areal zu begleiten und planungsrechtlich umzusetzen, die Weiterentwicklung des im Quartier ansässigen Industriebetriebes Swissmill zu ermöglichen oder die Planung für das neue Fussballstadion zu konkretisieren.

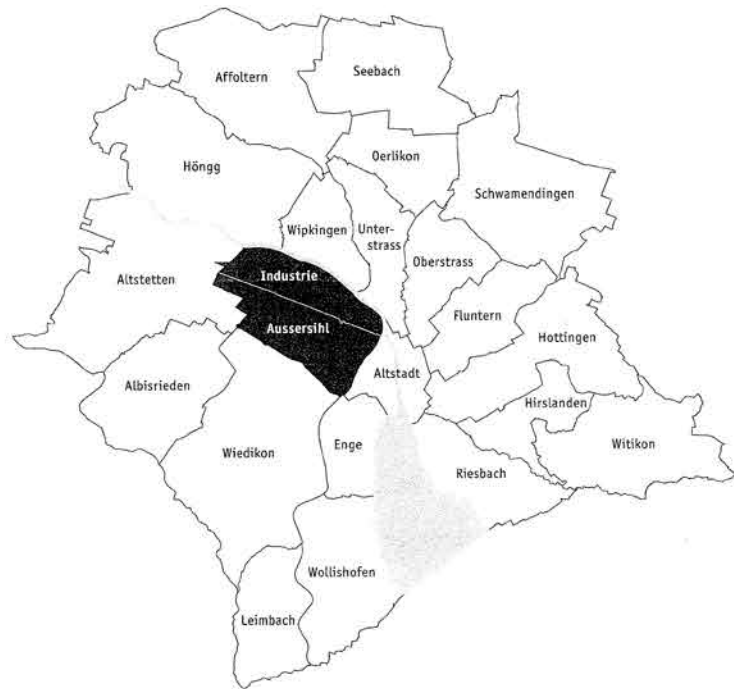
Voraussichtlich leben mittel- bis langfristig in Zürich-West immer mehr Schulkinder. Die Schulumplanung (Schütze-Areal, Pfingstweid-Areal) ist deshalb eine vorrangige, zu konkretisierende Aufgabe.

Eine weitere grosse Herausforderung ist die Schaffung attraktiver, öffentlich zugänglicher Freiräume. Auf dem Pfingstweid-Areal ist eine grosszügige neue Parkanlage vorgesehen. Die Rahmenbedingungen für den Wettbewerb, der

2010 lanciert wird, sind geklärt, und ein Partizipationsverfahren wurde durchgeführt. Das Projekt wird gemeinsam mit den lokalen GrundeigentümernInnen finanziert.

Die Gleichzeitigkeit vieler grosser Hochbauvorhaben, verbunden mit dem Bau des Trams Zürich-West und der Sanierung der Hardbrücke, stellt hohe Anforderungen an alle Beteiligten. Die Koordination der komplexen Projekte, die Sicherung der Qualität und die gegenseitige Information sind deshalb von zentraler Bedeutung.

Dem interessierten Publikum steht neben dem halbjährlich erscheinenden elektronischen Newsletter das Infocenter Zürich-West an der Hardstrasse 301, 8005 Zürich, Tel. 043 960 32 83, info@infocenter-zuerich-west.ch für Informationen zur Verfügung. Ebenso findet ein- bis zweimal jährlich die öffentliche Informationsveranstaltung Zürich-West Diagonal statt, an der drei Stadtträtnnen über aktuelle Planungen und Projekte vor Ort informieren.



Baukultur in Zürich

AUSSERSIHL
INDUSTRIE / ZÜRICH WEST

Inhalt

Impressum

Herausgeber:
Hochbaudepartement der Stadt Zürich
Amt für Städtebau

Autoren und Autorinnen:

Bruno Fritzsche
Daniel Kurz
Nica Pola
Cornelia Bauer (CB)
Urs Baur (UB)
Mirjam Brunner (MB)
Karin Dangel (KD)
Claudia Fischer-Karrer (CF)
Corinne Gasal (CG)
Beat Haas (BH)
Andreas Hauser (AH)
Anne Kustermann (AK)
Regula Michel (RM)
Ulrike Sax (US)
Christina Sonderegger (CS)
Werner Stutz (WS)
Jonas Wüest (JW)

Konzept:

Werner Stutz, Jan Capol

Projektleitung und Redaktion:

Werner Stutz

Gestaltungskonzept:

blink design, Zürich

© 2004 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Satz und Druck:

NZZ Fretz AG, Schlieren

ISBN 3-03823-072-3

www.nzz-buchverlag.ch

Titelfoto:

Baublock Stauffacherstrasse 127–129,
Engelstrasse 63, Schreinerstrasse 64.
Foto Baugeschichtliches Archiv, 2003

Rückseite: Foto Desair

3	VORWORT
7	EINLEITUNG

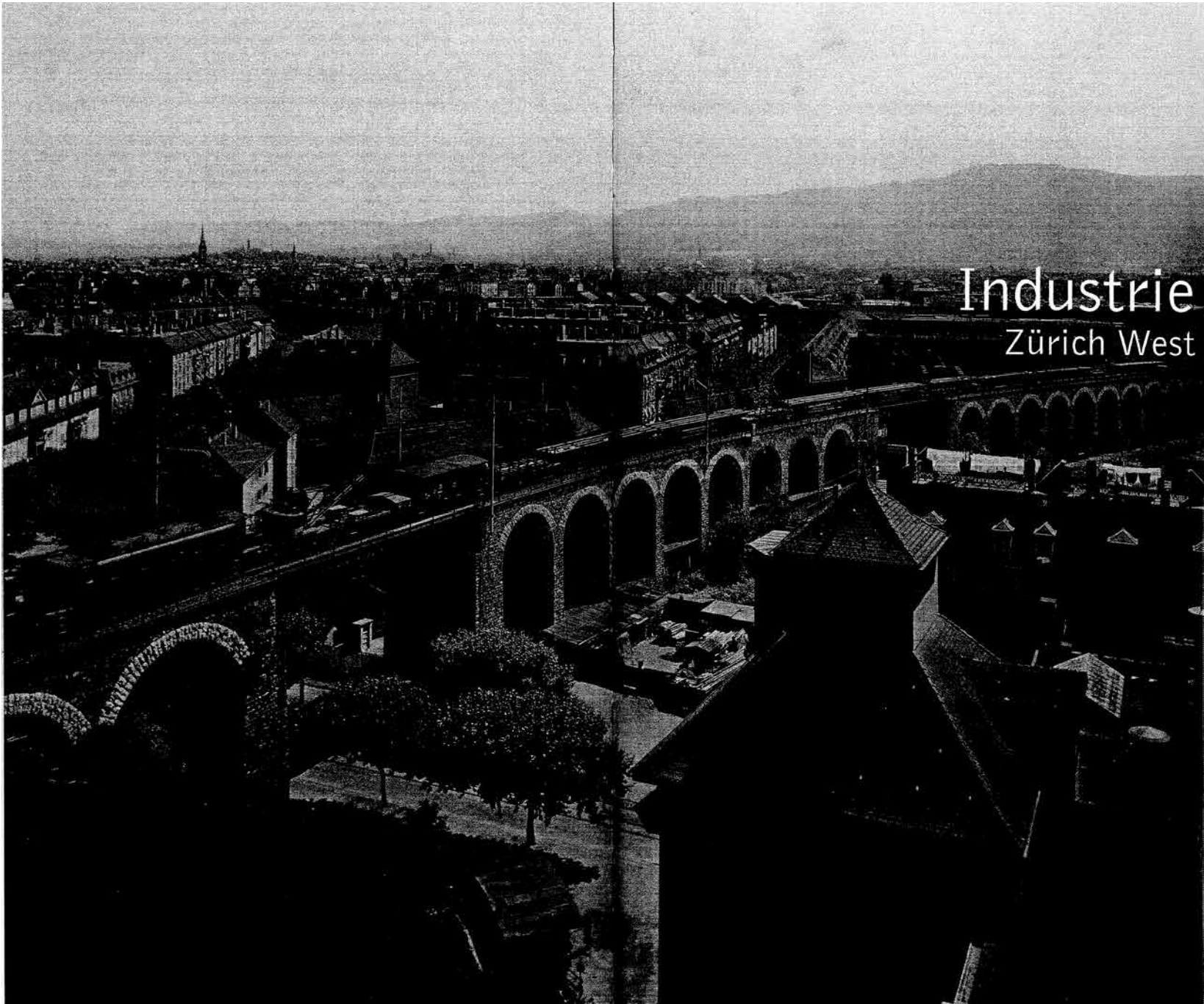
AUSSERSIHL

11	SIEDLUNGSENTWICKLUNG
30	ÜBERSICHTSPLAN
32	INDEX
34	KATALOG DER BAUTEN

INDUSTRIE/Zürich West

91	SIEDLUNGSENTWICKLUNG
106	ZÜRICH WEST – Transformation einer Industrie- landschaft in ein durchmischtes, lebendiges Quartier
110	ÜBERSICHTSPLAN
112	INDEX
114	KATALOG DER BAUTEN
152	LITERATURVERZEICHNIS
153	ABBILDUNGSMACHWEISE
154	PERSÖNLICHKEITENREGISTER





Industrie

Zürich West



Der mittelalterliche Hardturm (Hardturmstrasse 136) markiert die Westgrenze des Industriequartiers. Er war im 13. Jahrhundert Teil der Letzi, einer vorgelagerten Befestigungsanlage der Stadt. (Foto W. Gallas 1931, BAZ)

SIEDLUNGSENTWICKLUNG

Von den Zürcher Stadtquartieren ist das Industriequartier (Kreis 5) das einzige, das nicht auf eine ehemals selbständige Gemeinde zurückgeht. Als Teil der Gemeinde Aussersihl gelangte das Gebiet 1893 zur Stadt Zürich; erst 1913 wurde es zu einer eigenen Verwaltungseinheit. Sihl und Limmat begrenzen das Quartier im Norden und Osten, die Geleiseanlagen der Bahn im Süden; beim Fussballstadion Hardturm liegt die westliche Grenze.

Bis weit ins 19. Jahrhundert gab es im Gebiet des heutigen Stadtkreises nur vereinzelte Häusergruppen; an der Limmat bildete der mittelalterliche Hardturm (Hardturmstrasse 136) eine Landmarke. Eine bedeutende Landstrasse fehlte ebenso wie eine direkte Landwegverbindung über die Sihl nach der Stadt Zürich. Weite Ländereien entlang dem Limmatufer (der «Kreuel» im oberen Kreis 5, die «untere Hard» beim Escher Wyss-Platz und die Pflingstweid im Bereich der gleichnamigen Strasse) gehörten als Besitz klösterlicher Ämter oder als Allmend den Bürgern der Stadt Zürich. Im 18. Jahrhundert wurden die Bürgerallmenden in der Pflingstweid zu Pflanzgärten für ärmere Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner umgenutzt.

Als Vorläufer der Fabrikindustrie fanden am Limmatufer unterhalb der Altstadt schon im 18. Jahrhundert grosse Manufakturbetriebe, so genannte Kattundruckereien, ihren Standort: Am Aussersihler Ufer begründete Melchior Esslinger 1785 bis 1786 eine solche Manufaktur, wo er Baumwolltücher (Kattun) für den Export mit bunten Mustern bedrucken liess (Sihlquai 332). Die symmetrische Anlage (auf dem

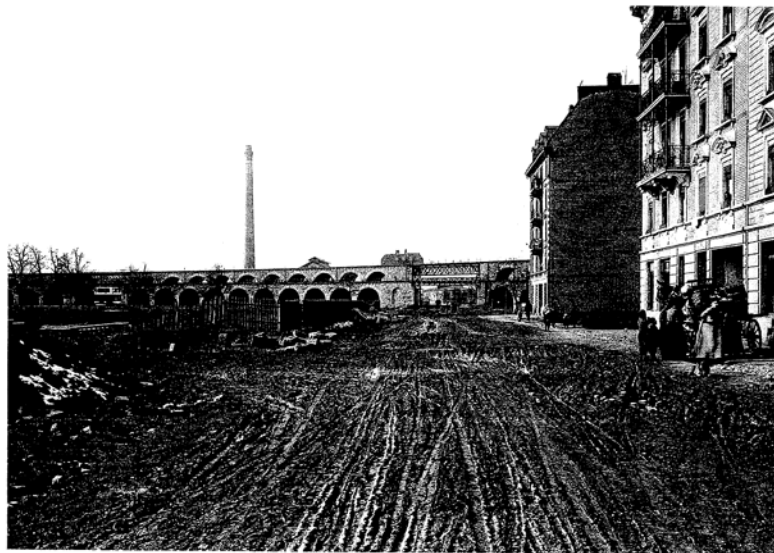
Vorangehende Doppelseite:
Teilansicht von Industrie 1946 (Foto Wolf-Bender, BAZ)



Das Industriequartier 1883 mit Industriegeleise und Seiltransmission. Vom Dach des Wasserwerks laufen Drahtseile über vier Masten zu den Fabriken am Sihlquai. Links der Mitte die Hallen der Schweizerischen Landesausstellung von 1883. Im Vordergrund der massive Bahndamm der Oerlikoner Linie, der in einer Linkskurve zum Hauptbahnhof führte (heutige Röntgenstrasse). (Zeichnung E. F. Graf 1883, BAZ)

Zehntenplan von R. Dietzinger von 1817/18 gut erkennbar) bestand aus zwei niedrigen, langen Hallenbauten, die an den Enden von Türmen zum Trocknen der bedruckten Tücher flankiert waren. Ein Streichwehr in der Limmat lenkte die Strömung zu den Wasserrädern, die Stampfmaschinen, Kalander (Glättmaschine) und Glänzische mechanisch antrieben. Mehrere hundert Arbeiterinnen und Arbeiter, darunter Kinder, arbeiteten in der Esslingerschen Fabrik, die bis 1843 bestand.

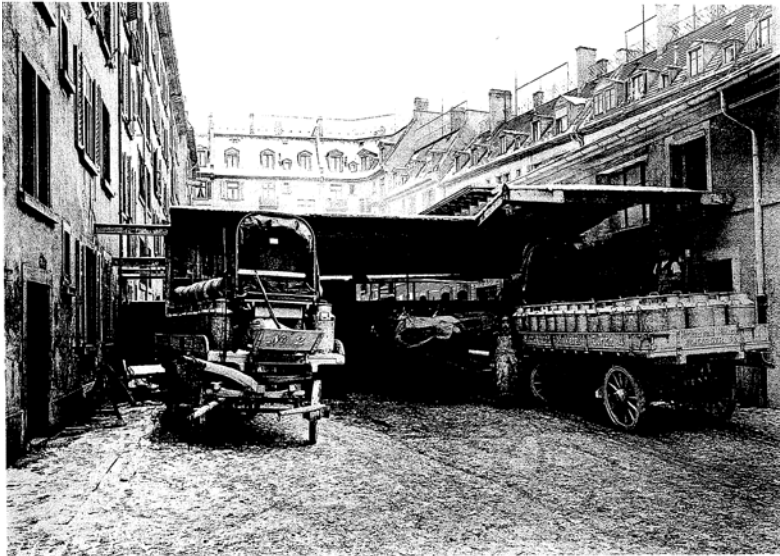
Der Bau der Nordbahnlinie Zürich–Baden («Spanischbrötlibahn») von 1847 zerteilte das Sihlfeld in gerader Linie und veränderte die räumlichen Verhältnisse Ausser-sihls. Zehn Jahre später war diese erste Schweizer Bahnlinie mit einem gesamtschweizerischen Schienennetz und Anschlüssen ins benachbarte Ausland verbunden. Vom Hauptbahnhof führte jetzt eine weitere Hauptlinie nach Oerlikon: Sie verlief ursprünglich auf einem mächtigen Erddamm bis zur hoch liegenden Wipkinger Brücke über die Limmat und von dort durch Einschnitt und Tunnel nach Norden. Die Kurve der Röntgenstrasse zeichnet den Verlauf dieses Damms im heutigen Stadtplan nach. Die Eisenbahn erlaubte den Import von Kohle und verhalf der Dampfmaschine als Antriebsmittel der Industrie (neben der Wasserkraft) zum Durchbruch. Auch die Erzeugung von Gas (aus Kohle) wurde nun möglich – und damit ein modernes System der öffentlichen und privaten Beleuchtung, das auf einem Netz unterirdischer Röhren basiert. Nach bescheidenen Anfängen entstand 1864 ein grosses Gaswerk im heutigen Kreis 5 (Bereich Limmatstrasse 178–200). Eine 20 Meter breite Zufahrtsstrasse wurde vom Bahnhof zu diesem Werk geführt: die heutige Limmatstrasse, zentrale Längsachse des Quartiers. Die Namen Gasometer-, Fabrik- und Motorenstrasse erinnern an die 1898 stillgelegte Gasfabrik.



Der Bahnviadukt von 1894 öffnete das Industriequartier nach Westen. Er löste einen Boom von Industrie- und Wohnbauten aus. Im Bild: Neu bezogene Wohnbauten an der Josefstrasse, im Hintergrund der Kamin der 1904 erbauten Kehrrechtverbrennungsanlage. (Foto Tiefbauamt der Stadt Zürich 1908, BAZ)

Eine weitere öffentliche Infrastrukturanlage, das «Wasserwerk» im Letten (Wipkingen, Wasserwerkstrasse 99), gab 1878 bis 1883 den Anlass zur systematischen Anlage des Industriequartiers durch den Stadtgenieur Arnold Bürkli: 1871 hatte Zürich eine öffentliche Wasserversorgung erstellt, die Seewasser aufbereitete und unter Druck in die Häuser und Wohnungen leitete. Der Wille, eine moderne Stadt zu sein, aber auch die Vorsorge gegen Epidemien wie Typhus oder Cholera (die 1864 zahlreiche Opfer gefordert hatte) bewog zum Bau von Wasser- und Kanalisationsnetz. Der Erfolg dieser neuen Infrastruktur, der sich die meisten Vorortgemeinden anschlossen, machte schon bald den Bau eines Pumpwerks nötig, das Seewasser in hoch gelegene Reservoirs beförderte. Im Letten entstand 1875 bis 1878 das Wasserwerk. Die Stadt kaufte zu diesem Zweck die ehemaligen Kattundruckereien mit ihren Wasserrechten auf und legte sie still. Ein neuer Kanal führte das Limmatwasser vom Drahtschmidli zum Wasserwerk und trieb dort die Turbinen und Pumpen.

Die Stilllegung sämtlicher privaten Wasserrechte hätte das Ende der industriellen Entwicklung an der Limmat bedeuten können. Doch das Gegenteil war der Fall. Das Wasserwerk produzierte nämlich überschüssige Energie – zugleich standen am Aussersihler Ufer Fabrikgebäude leer. Die Stadt Zürich löste das Dilemma mit einer gross angelegten Unternehmung: dem Bau eines «industriellen Quartiers». Eine mechanische Transmissionsanlage wurde erstellt, die motorische Kraft vom Wasserwerk zu den Fabrikbauten am neu erstellten Sihlquai übertrug. Fundamente der Anlage stehen am Sihlquai bei 87 und 240. Bis zur «Stadtmühle» (heute Swiss Mill, Sihlquai 303, 306), von Eugen Maggi 1873 im Ostflügel der Kattundruckerei Esslinger eingebaut, reichte der Drahtseilantrieb.

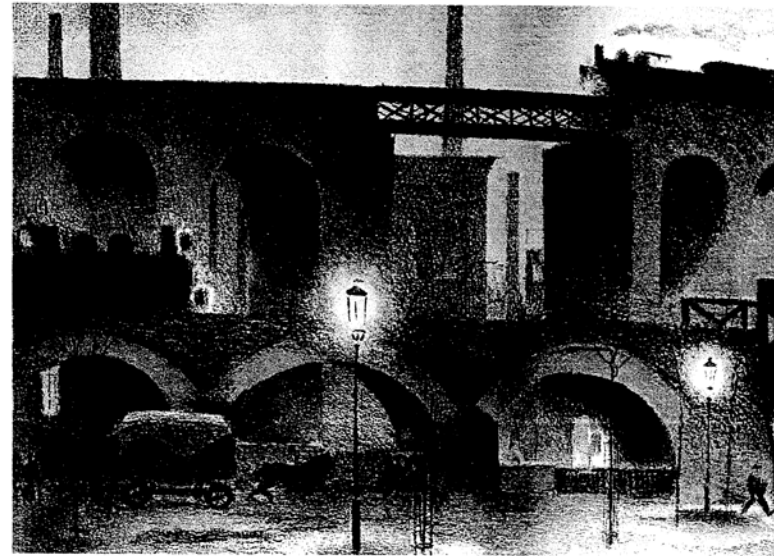


Lückenlos genutzt: Geschlossene Bauweise nach dem Baugesetz von 1893 zwischen Gasometer- und Motorenstrasse, mit Depot der Milchverband-Molkerei (später Toni-Molkerei). (Foto Wolf-Bender um 1915, BAZ)

Als wichtigste Erschliessungsinfrastruktur baute die Stadt auf eigene Kosten ein Industriegeleise, das vom Rangierbahnhof her, der heutigen Hardstrasse folgend, über den Escher Wyss-Platz zum ab 1877 angelegten Sihlquai führte. 1883 war die Erschliessung des neuen Quartiers, das immer noch ausserhalb der Stadtgrenze in der Gemeinde Aussersihl lag, mit dem Bau eines relativ kleinteiligen, rechtwinkligen Strassennetzes abgeschlossen.

Statt der Industrie war es 1883 die erste Schweizerische Landesausstellung, die das neue Industriequartier belegte (daher der Name Ausstellungsstrasse). In der Folge entwickelte sich das Quartier zwischen Sihlquai und Ottostrasse entgegen seiner Bezeichnung zu einem dichten und stark durchmischten Wohnviertel mit dem Charakter eines klassischen Arbeiterquartiers. In Bahnhofnähe siedelten sich zahlreiche Betriebe des Baumaterialienhandels an, die von Gaszählern (Wohlgroth & Co.) über importierten Naturstein bis zu Balustern aus Blech alles anboten, was die Historismus-Architektur der Jahrhundertwende an Zubehör benötigte. Eine besondere Rolle für das Quartier spielte bis in die späten 1970er-Jahre der Eilgutbahnhof an der Zollstrasse (beim heutigen Bahnhofzugang Sihlquai), wo frühmorgens Waggons mit Früchten und Gemüse eintrafen.

Bereits 1872 begann der «Aktienbauverein Zürich», eine Unternehmung philanthropisch gesinnter Industrieller unter dem Vorsitz des Baumwollkaufmanns Johann Heinrich Fierz, mit dem Bau von Arbeiterhäuschen an der Johannes-, Heinrich- und Fierzgasse (siehe Fierzgasse 3ff.). Diese Arbeiterhäuser weisen zumeist zwei Wohnungen und kleine Gärtchen auf. Mit dem Bau der kleinen Häuschen, die auf Abzahn-

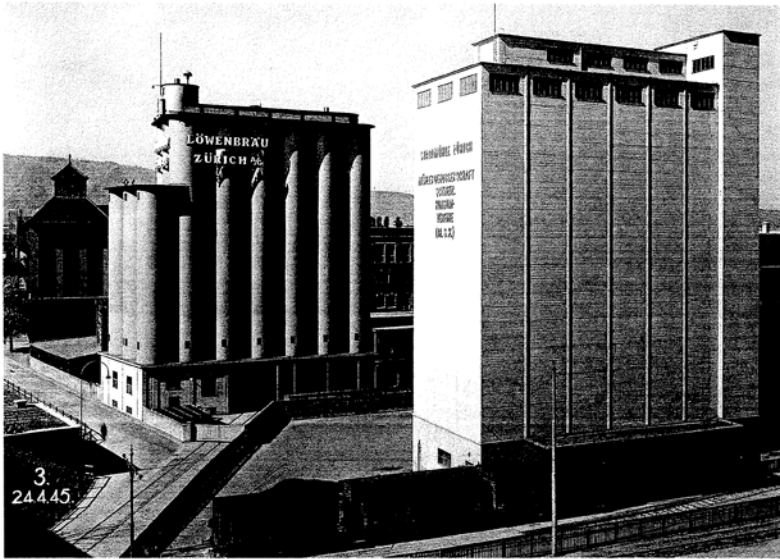


Beim Aussersihler Viadukt. Licht- und Schattenseiten von Industrie und Grossestadt in einer expressivistischen Darstellung aus der Zeit des Landesgeneralstreiks. (Farblithografie von Otto Baumberger 1918, Repro BAZ)

lung zu erwerben waren, verbanden die Erbauer erzieherische Absichten: Mit der Chance, den Arbeiter zum Hausbesitzer zu machen, wollten sie in der politisch unzuverlässigen Arbeiterbevölkerung den «Sinn für Sparsamkeit», den «Eigentumsinstinkt» und die «Freude am Familienleben» wecken. Bis heute bilden die so genannten Fierzhäuser im dicht bebauten Industriequartier eine idyllisch wirkende Oase, deren Bestand durch Kernzonenvorschriften und die Aufnahme ins kommunale Inventar der schutzwürdigen Bauten gesichert ist.

Die Eingemeindung von 1893 brachte dem Stadtkreis 5 den zweiten Entwicklungsschub und einen beispiellosen Bauboom. Während sich der östlichste Quartierteil mit dichten Blockrandbebauungen füllte, liess sich im westlichen Teil die grosse Industrie nieder. Ein wichtiger Faktor für die neue Entwicklung war der Totalumbau des Zürcher Hauptbahnhofs in den 1890er-Jahren. Der einschnürende Erddamm der Oerlikoner Linie wurde abgetragen. An seiner Stelle entstand 1894 der von Oberingenieur Robert Moser entworfene Hausteinviadukt, der das Industriequartier und in weitem Bogen das Geleisefeld des Hauptbahnhofs überquert (siehe Viaduktstrasse). Der neue Viadukt liess nun Raum zur Durchführung mehrerer Strassen – Sihlquai, Limmat-, Heinrich- und Josefstrasse – hinaus ins noch weitgehend offene Feld des unteren Hard.

In der doppelten Erwartung der Eingemeindung und der verbesserten Erschliessung begannen schon im Verlauf der 1880er-Jahre Industrielle aus der Stadt Zürich, grosse Grundstücke zum Bau von Fabriken zu erwerben. Die Geschichte des heutigen Zürich West begann.

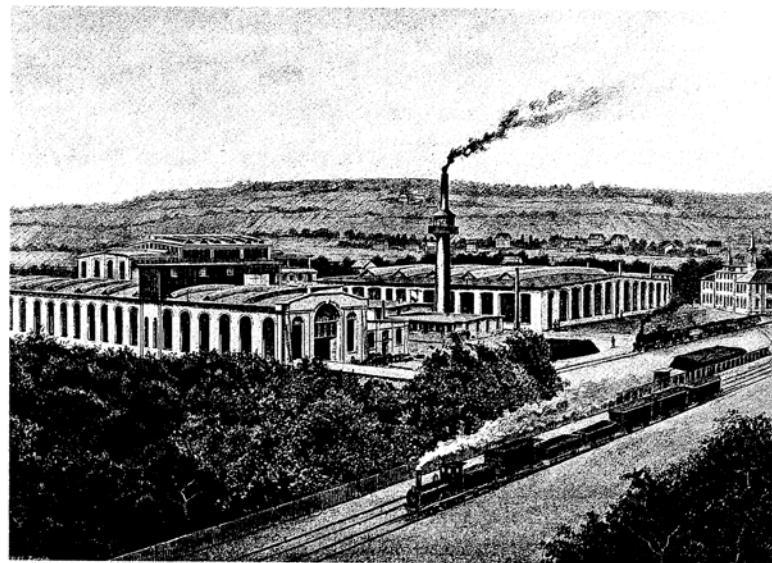


Silotypologie auf dem Areal der Löwenbräu (Limmatstrasse 260f.) und der Swiss Mill am Sihlquai. Backstein-Silotürmchen von 1925, Stahlsilo für Malz und Kohle von 1938, Betonsilo für Getreide von 1936. (Foto Wolf-Bender 1945, BAZ)

Der Seifenhersteller Friedrich Steinfels machte den Anfang. Er erwarb 1880 ein zehn Hektaren grosses Grundstück zum Preis von Fr. 1.67 pro Quadratmeter (Heinrichstrasse 255–265), was damals einem guten Tagelohn entsprach, und verlegte seine Seifensiederei vom Hirschengraben hierher. Mit dieser Transaktion begann im äusseren Industriequartier die Zeit der grossen Areale: grossflächige, meist mit Zäunen und Toren abgegrenzte Fabrikkomplexe.

Im Quartierteil ausserhalb des Bahnviadukts sind nur die groben Maschen eines Strassenrasters erkennbar, wie er im östlichen Industriequartier typisch ist. Viele Strassen enden an der Grenze irgendeines der hektargrossen Areale, von denen jedes, je nach der Art der darauf betriebenen Produktion, seinen eigenen baulichen Charakter aufweist: Mühle und Brauerei zum Beispiel verarbeiten, wie die Seifenfabrik, flüssige bzw. «fließende» Materialien. Sie finden sich in dicht angeordneten, mehrgeschossigen Bauten, in denen der Verarbeitungsprozess, der Schwerkraft folgend, von oben nach unten abläuft. Schlossartige Backstein-Architekturen prägen die Grossbetriebe der Lebensmittelindustrie (Brauerei Löwenbräu von 1898, Limmatstrasse 260ff., Stadtmühle/Swiss Mill von 1894, Sihlquai 303, 306).

Zum charakteristischen Gebäudetyp der Lebensmittelindustrie wurde im 20. Jahrhundert das Silo. Die ältesten Silobauten wurden um 1925 noch mit Backstein und Turmdächern romantisch verkleidet; spätere Bauten (ab 1936) ragen in unverkleidetem Sichtbeton oder als Stahlbauten in die Höhe. Die quartierprägende Zahl und Grösse der Silobauten erklärt sich aus den gesetzlichen Vorschriften zur Sicherung der Landesversorgung.

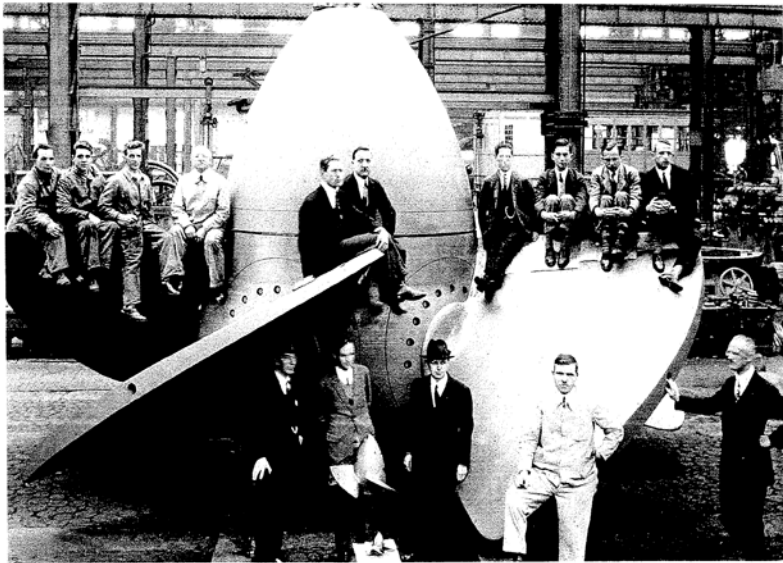


Die Maschinenfabrik Escher Wyss & Co. um 1900, mit der heutigen Schiffbauhalle (Schiffbaustrasse 4–6). Im Vordergrund die Hardstrasse mit Industriegeleise. (Stich aus: Die Stadt Zürich, Illustrierte Chronik, Zürich 1896, nach S. 204)

1882 erwarb der Wollfärber Caesar Schoeller beim mittelalterlichen Hardturm einen Bauernhof und erstellte dort eine Wollfärberei (heute LimmatWest, Hardturmstrasse 120ff.). 1884 liess sich die Seidenfärberei Weidmann am Sihlquai nieder, gegenüber an der Limmatstrasse die Stückfärberei Schütze (beide abgebrochen). Ausgedehnte Shedhallenkomplexe, überragt von einzelnen Geschossbauten und den Hochkaminen, waren typisch für diese Textilveredlungsbetriebe.

Die 1805 gegründete Maschinenfabrik Escher Wyss & Co. fasste 1889 den Beschluss, ihren beengten Standort zwischen Central und Walche zu verlassen, und erwarb im Hard ein Areal von 16 Hektaren, um hier ab 1893 Turbinen, Kraftwerke, Schiffe und andere Grossaggregate für den Weltmarkt zu produzieren. Hohe Kranhallen aus Stahl mit Oberlichtbeleuchtung und einer Fassadenausfachung aus Backstein boten für die Bearbeitung grosser Stücke flexible Verhältnisse. Die Schiffbauhalle (Schiffbaustrasse 4–6) ist ein prominentes Beispiel dieser Bauweise.

Innerhalb von wenig mehr als zehn Jahren waren damit die grossen Areale von Zürich West besetzt. Der Vorgang erfolgte so schnell, dass die städtische Erschliessung im Nachhinein erfolgen musste: 1898 bis 1901 baute die Stadt Zürich die Hardturm- und die Hardstrasse mit der Brücke über das Geleisefeld nach Aussersihl. Am Kreuzungspunkt dieser breiten Alleen entstand der Escher Wyss-Platz. Seit 1898 führte die «Industriequartier-Strassenbahn» vom Hauptbahnhof zum Escher Wyss-Platz und weiter nach Wipkingen.



Techniker der Maschinenfabrik Escher Wyss & Co. posieren auf einer fertig gestellten Schiffsschraube. (Foto Escher Wyss um 1950, Archiv VA Tech AG, Zürich)

Den Boom der Grossindustrie im unteren Kreis 5 begleitete im oberen Teil ein Boom des privaten Wohnungsbaus. Begünstigt von der zentralen Lage und dem Baugesetz füllten sich die Baufelder zwischen den Quartierstrassen mit lückenlosen, vier- bis fünfgeschossigen Blockrandbebauungen. Sie zeigen zur Strasse meist eine in historischer Routine ornamentierte, repräsentative Fassade, während die Hofseite schmucklos und nüchtern bleibt. Die Grundstücke (auch die Innenhöfe) wurden so dicht wie erlaubt überbaut, private Freiräume blieben kaum übrig. Die effektive Grundstücksausnutzung im östlichen Teil des Kreises 5 erreicht denn auch den beeindruckenden Wert von 269 % – dreimal so viel wie im stadtzürcherischen Mittel. Die Ziffer besagt, dass jeder Quadratmeter Grundstücksfläche im Durchschnitt mit 2,69 Quadratmeter Geschossfläche überbaut ist. Auf Eckparzellen werden Ausnutzungen von 400 % und mehr erreicht.

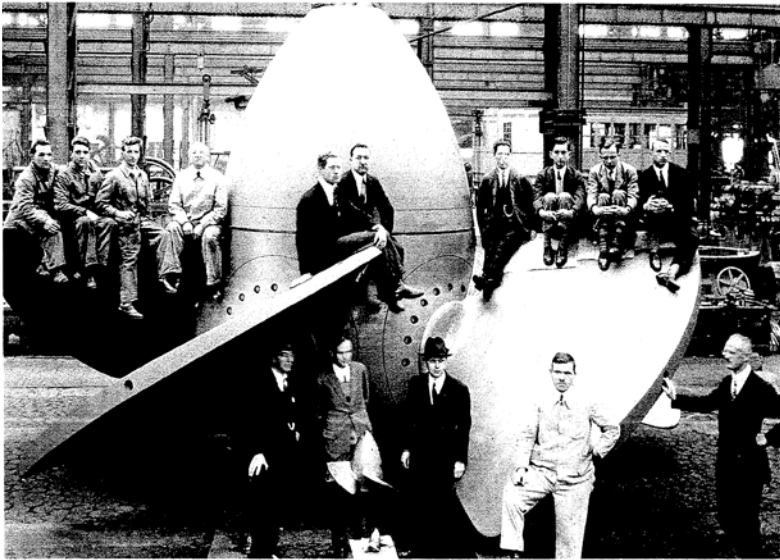
Die Bevölkerung des Industriequartiers bildeten bis weit ins 20. Jahrhundert vorwiegend Arbeiterinnen und Arbeiter der grossen Industrie und die Angestellten von Eisenbahn und Post. Durch seine Lage auf der Bahnhofrückseite hatte der Kreis 5 seit jeher ein wenig den Charakter eines Hafenviertels: Hier fand, wer neu in die Stadt kam, seine erste Wohnung oder Dachkammer. Der Anteil von neu Zugewanderten, von jungen Leuten und von Ausländerinnen und Ausländern war und ist sehr hoch (über 50% der Bevölkerung waren um 2000 zwischen 15 und 39 Jahre alt, rund 40% besaßen ausländische Pässe). Und wie der benachbarte Kreis 4 war das Industriequartier seit jeher eine Hochburg der Zürcher Arbeiterbewegung.



1926 liess die Stadt Zürich zwei noch unbebaut gebliebene Hofquadrate an der Josefstrasse zum Park herrichten: Die Josefwiese ist bis heute der wichtigste öffentliche Freiraum im Quartier. Das geschindelte Holzhäuschen von Stadtbaumeister Hermann Herter evokiert gesunde Ländlichkeit. Hier wurde Milch an Kinder verkauft (Josefstrasse bei 199). (Foto Wolf-Bender um 1927, BAZ)

Nachholbedarf in sozialer, hygienischer und baulicher Hinsicht bestimmte nach dem Ersten Weltkrieg die bauliche Entwicklung des Industriequartiers: Mit der Josefwiese schuf die Stadt 1926 die erste öffentliche Grünfläche im Quartier. Zwischen Josefwiese und Röntgenplatz massierten sich ab 1916 die Kolonien des genossenschaftlichen Wohnungsbaus. Der «rote Block» am Röntgenplatz (Röntgenstrasse 55–63, Albertstrasse 1–5, Josefstrasse 170, 172) repräsentiert mit seinem kompakten Volumen, den kleinen, horizontal gereihten Fensteröffnungen und dem mächtigen, zentral gelegenen Einfahrtstor den wehrhaften Grundtypus dieser Wohnanlagen. Stolz würdigte ihn die Baugenossenschaft BEP 1920 als «Beweis, was Einigkeit und Solidarität zu leisten imstande sind». Rund um den Röntgenplatz erstellten Baugenossenschaften innert 10 Jahren ein Quartier, das sich durch die Ausschliesslichkeit der Wohnnutzung, die Vorgärten und begrünten Höfe sowie durch die ruhig-monumentale Massenwirkung seiner Grosskolonien markant von seiner Umgebung abhebt. Die meisten der Kolonien figurieren seit 1986 im kommunalen Inventar der schutzwürdigen Bauten.

An der Limmatstrasse entstanden um 1930 zwei wichtige Bauten des Kulturlebens, beide von Karl Egender und Adolf Steger entworfen: Die Kunstgewerbeschule (Hochschule für Gestaltung und Kunst) mit ihrem Museum (Ausstellungsstrasse 60) wurde als Vorreiterin der klassischen Moderne und der «guten Form» bald zu einer Institution von europäischem Rang. Die Kunstgewerbeschule wurde in jüngerer Zeit zum Kristallisationspunkt einerseits für eine wachsende Zahl von Berufsschulen, die im Quartier heute eine wichtige Rolle spielen, andererseits für eine grosse Zahl von Kunstgalerien in der Umgebung.



Techniker der Maschinenfabrik Escher Wyss & Co. posieren auf einer fertig gestellten Schiffsschraube. (Foto Escher Wyss um 1950, Archiv VA Tech AG, Zürich)

Den Boom der Grossindustrie im unteren Kreis 5 begleitete im oberen Teil ein Boom des privaten Wohnungsbaus. Begünstigt von der zentralen Lage und dem Baugesetz füllten sich die Baufelder zwischen den Quartierstrassen mit lückenlosen, vier- bis fünfgeschossigen Blockrandbebauungen. Sie zeigen zur Strasse meist eine in historischer Routine ornamentierte, repräsentative Fassade, während die Hofseite schmucklos und nüchtern bleibt. Die Grundstücke (auch die Innenhöfe) wurden so dicht wie erlaubt überbaut, private Freiräume blieben kaum übrig. Die effektive Grundstücksausnutzung im östlichen Teil des Kreises 5 erreicht denn auch den beeindruckenden Wert von 269% – dreimal so viel wie im stadtzürcherischen Mittel. Die Ziffer besagt, dass jeder Quadratmeter Grundstücksfläche im Durchschnitt mit 2,69 Quadratmeter Geschossfläche überbaut ist. Auf Eckparzellen werden Ausnutzungen von 400% und mehr erreicht.

Die Bevölkerung des Industriequartiers bildeten bis weit ins 20. Jahrhundert vorwiegend Arbeiterinnen und Arbeiter der grossen Industrie und die Angestellten von Eisenbahn und Post. Durch seine Lage auf der Bahnhofrückseite hatte der Kreis 5 seit jeher ein wenig den Charakter eines Hafenviertels: Hier fand, wer neu in die Stadt kam, seine erste Wohnung oder Dachkammer. Der Anteil von neu Zugewanderten, von jungen Leuten und von Ausländerinnen und Ausländern war und ist sehr hoch (über 50% der Bevölkerung waren um 2000 zwischen 15 und 39 Jahre alt, rund 40% besaßen ausländische Pässe). Und wie der benachbarte Kreis 4 war das Industriequartier seit jeher eine Hochburg der Zürcher Arbeiterbewegung.



1926 liess die Stadt Zürich zwei noch unbebaut gebliebene Hofquadrate an der Josefstrasse zum Park herrichten: Die Josefwiese ist bis heute der wichtigste öffentliche Freiraum im Quartier. Das geschindelte Holzhäuschen von Stadtbaumeister Hermann Herter evoziert gesunde Ländlichkeit. Hier wurde Milch an Kinder verkauft (Josefstrasse bei 199). (Foto Wolf-Bender um 1927, BAZ)

Nachholbedarf in sozialer, hygienischer und baulicher Hinsicht bestimmte nach dem Ersten Weltkrieg die bauliche Entwicklung des Industriequartiers: Mit der Josefwiese schuf die Stadt 1926 die erste öffentliche Grünfläche im Quartier. Zwischen Josefwiese und Röntgenplatz massierten sich ab 1916 die Kolonien des genossenschaftlichen Wohnungsbaus. Der «rote Block» am Röntgenplatz (Röntgenstrasse 55–63, Albertstrasse 1–5, Josefstrasse 170, 172) repräsentiert mit seinem kompakten Volumen, den kleinen, horizontal gereihten Fensteröffnungen und dem mächtigen, zentral gelegenen Einfahrtstor den wehrhaften Grundtypus dieser Wohnanlagen. Stolz würdigte ihn die Baugenossenschaft BEP 1920 als «Beweis, was Einigkeit und Solidarität zu leisten imstande sind». Rund um den Röntgenplatz erstellten Baugenossenschaften innert 10 Jahren ein Quartier, das sich durch die Ausschliesslichkeit der Wohnnutzung, die Vorgärten und begrünten Höfe sowie durch die ruhig-monumentale Massenwirkung seiner Grosskolonien markant von seiner Umgebung abhebt. Die meisten der Kolonien figurieren seit 1986 im kommunalen Inventar der schutzwürdigen Bauten.

An der Limmatstrasse entstanden um 1930 zwei wichtige Bauten des Kulturlebens, beide von Karl Egender und Adolf Steger entworfen: Die Kunstgewerbeschule (Hochschule für Gestaltung und Kunst) mit ihrem Museum (Ausstellungsstrasse 60) wurde als Vorreiterin der klassischen Moderne und der «guten Form» bald zu einer Institution von europäischem Rang. Die Kunstgewerbeschule wurde in jüngerer Zeit zum Kristallisationspunkt einerseits für eine wachsende Zahl von Berufsschulen, die im Quartier heute eine wichtige Rolle spielen, andererseits für eine grosse Zahl von Kunstgalerien in der Umgebung.



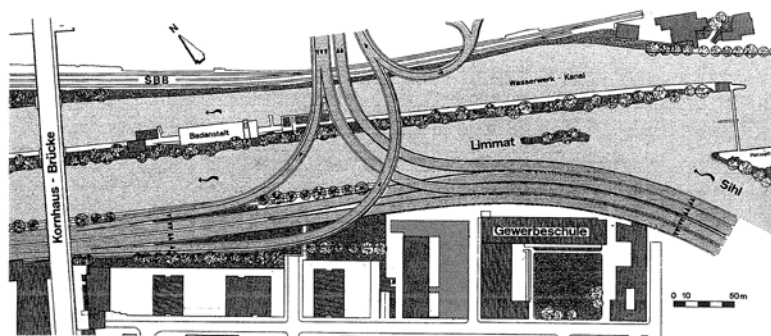
Der Limmatplatz wurde 1930 mit dem Bau der Kornhausbrücke zum Verkehrszentrum des Quartiers. Die Brückenrampe (links) definierte die Geometrie des Platzes neu und wertete die Langstrasse zur gesamtstädtischen Verkehrsachse auf. Im Hintergrund das Volkshaus Limmathaus (Limmatstrasse 114–118). (Foto BAZ 1932)

Gleich nebenan verschaffte die religiös-sozialistisch geführte Kirchgemeinde 1931 zusammen mit den Gewerkschaften und der Stadt Zürich dem Quartier ein gesellschaftliches Zentrum in Form eines Volkshauses. Das «Limmathaus» (Limmatstrasse 114–118) vereinigte Säle, Bibliothek, ein alkoholfreies Restaurant, Logierzimmer für Ledige und öffentliche Bäder (die wenigsten Wohnungen im Quartier besaßen 1931 ein Bad). Hygienische, sittliche und politische Erziehung waren die Anliegen der Erbauer: «Dieses Haus», schrieb die Arbeiterzeitung «Volksrecht» zur Eröffnung, «dient von unten bis oben der Gesundheit: der Gesundheit des Körpers, des Geistes und der Seele».

Neben der nüchternen Geselligkeit des Volkshauses und den rauchigen Bierkeipen gewann in der Zwischenkriegszeit der Sport als Freizeitbeschäftigung der Jugend wachsende Bedeutung. Zum Publikumsmagneten entwickelte sich am Stadtrand der «Sportplatz Hardturm», den seit 1927 das Tram erschloss. Im Hardturm-Stadion (Hardturmstrasse 321) lieferte sich der als bürgerlich geltende Grasshoppers-Club (GC) Stadtduelle mit dem proletarischen, im Kreis 4 beheimateten Fussballclub Zürich (FCZ).

Die 1960er-Jahre brachten Umwälzungen in der Umgebung des Stadions, die bis dahin noch von Familiengärten und einzelnen Lagerschuppen geprägt war. Die Autobahn A1 erreichte hier am 15. Oktober 1971 den Stadtrand. Sie brachte bauliche Impulse und Verkehrsprobleme mit sich. In rascher Folge entstanden zwischen den Bahngleisen und der Autobahn die Verteil- und Versorgungszentren der Grossver-

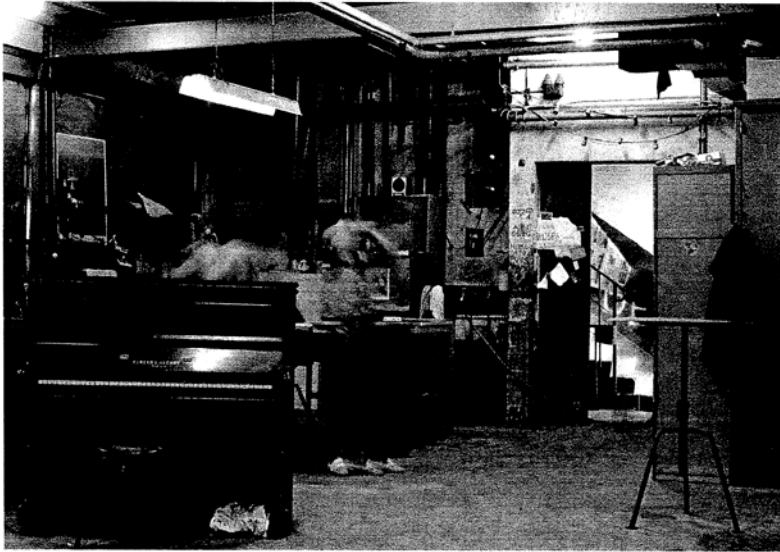
Verkehrsdreieck Letten ursprüngliches Projekt



Die Y-Planung der Sechzigerjahre: Verknüpfung der Autobahnen A1 und A3 im Stadtzentrum. Fünf Brücken queren die Limmat im Bereich der Badeanstalt Oberer Letten. Das Sihlquai wird zur Autobahn mit 4 bis 8 Spuren. (Plan aus: Dokumentation «Ypsilon plus», hg. von der kantonalen Baudirektion, 1971)

teiler Coop (Turbinenstrasse 24) und Migros, 1961 von Vogelsanger, Schwarzenbach, Maurer (Pfungstweidstrasse 101), die Grossmolkerei Toni, 1976 von André E. Bosshard (Duttweilerstrasse 109) sowie der Engrosmarkt (Aargauerstrasse 1). Ein Verteilzentrum besonderer Art ist der spektakuläre Bau des Fernmeldezentrums Herdern, 1978 von Theo Hotz (Aargauerstrasse 10). Neue Strassenbrücken (Duttweiler-Brücke, Europabrücke) überspannten das Gleisfeld und schufen Verbindungen in die Nachbarquartiere. Die Käferberglinie der SBB, 1968 zunächst nur als Güterlinie erbaut, legte in luftiger Höhe eine weitere Brücke über das Quartier.

Ungelöst blieb die Einführung der Autobahn A1 in die Stadt. Die generellen Projekte der 1960er-Jahre gingen davon aus, diese Schnellstrasse in den Stadtkern hinein-zuführen und beim Platzspitz mit der A3 zum «Y» zu verknüpfen. Dort hätte ein Autobahnknoten mit fünf Brücken Sihl und Limmat überspannt. Der «Westast» der A1 sollte auf dem linken Limmatufer verlaufen. Den mittelalterlichen Hardturm gedachte man auf das gegenüberliegende Höngger Ufer zu verschieben. Der Widerstand, gerade auch aus dem Kreis 5, gegen die Zerstörung des gesamten Limmatraums war stark genug, um diese Linienführung zu verhindern. Gegen den Bau der Westtangente jedoch, die 1968 bis 1972 realisiert wurde und die Hardstrasse als Viadukt überspannt, regte sich erst spät Opposition. Seither aber pflegen Pläne zu grösseren Verkehrsbauten im Kreis 5 zu scheitern: So geschah es 1981, als der Verkehr aus dem Milchbuckeltunnel mit einer Brücke direkt ins Quartier geleitet werden sollte, und 1998, als es dem Quartier gelang, den Ausbau des Wipkinger Bahnviadukts auf vier Geleise zu blockieren.



Bar im besetzten Wohlgroth-Areal (Josef-/Klingenstrasse). Die raue Ästhetik ungenutzter Industriehallen wurde in den späten 1990er-Jahren auch von kommerziellen Investoren entdeckt. (Foto P. Rösli, 1991)

Das Jahr 1980 bezeichnet den Beginn der Gegenwart im Industriequartier. Damals begann seine Wandlung vom nüchternen Stadtteil der Arbeit und der Maschinen zum heutigen Trendquartier Zürich West. Um diese Zeit veränderten sich zwei Dinge grundlegend: Einerseits erfasste ein fundamentaler Strukturwandel die schweizerische Industrie und liess grosse Brachflächen entstehen. Andererseits ging 1980 eine starke Erschütterung durch das kulturelle Leben der Stadt Zürich. Ihr Auslöser war «die Bewegung», der militante Aufstand der Jugend, der im Frühsommer 1980 vor dem Opernhaus begann und sein Zentrum bald im «Autonomen Jugendzentrum» AJZ am Ostrand des Kreises 5 fand. Die «Bewegung» als kurzfristige Überlagerung von antiautoritären, künstlerischen und politischen Ambitionen veränderte das kulturelle Leben der Stadt.

Die junge Generation von 1980 begab sich nicht auf den Marsch durch die Institutionen, sie gründete vielmehr Unternehmungen: Beizen, (legale und illegale) Bars, Handwerkskollektive, Konzertbüros und Künstlergemeinschaften, Druckereien, Galerien und Kleinbrauereien: Betriebe, die man damals «alternativ» zu nennen pflegte, weil ihr Betriebskapital meist nur aus Idealismus bestand. Ihr Standort waren oft leer stehende Fabriken oder besetzte Häuser. Kleingründungen dieser Art schufen neue Freiräume.

Frei- oder vielmehr Leerräume in ganz anderen Dimensionen öffneten sich in den 1980er-Jahren als Folge des Schrumpfungsprozesses in der Industrie, der innert weniger Jahre zum Leerstehen grosser Industriearale führte. 1965 beschäftigte die



Alles wird gut: Zwischennutzungen begründeten in den 1990er-Jahren den Ruf des Kreises 5 als urbanes Zentrum mit internationaler Ausstrahlung. (Foto P. Rösli, 1991)

Industrie in der Stadt Zürich rund 120 000 Personen, davon waren 1995 noch 50 000 übrig. Im Kreis 5 gehörte 1965 mehr als die Hälfte der Beschäftigten (12 383 von 23 648) dem 2. Sektor an, 2001 noch knapp ein Sechstel (4893 von 31 097). Die Ursache für diese grossen Verluste liegt in Restrukturierungen, Rationalisierungen, Auslagerungen, Wegzügen und Schliessungen. Unter dem Druck des weltweiten Wettbewerbs musste die Produktion schlanker werden. Immer weniger Einzelteile wurden im eigenen Haus hergestellt, immer mehr zu billigen Preisen eingekauft. Für die geschrumpften Kerntätigkeiten waren die riesigen Fabrikareale zu gross und zu kostspielig. Seit den 1980er-Jahren suchten die Industriekonzerne daher nach neuen, ertragreicheren Nutzungen für ihren Grundbesitz im Herzen des Wirtschaftsraums Zürich. Mitten in der Stadt taten sich Brachen auf – potenzielle Entwicklungsgebiete im Hektarenformat.

Zwischennutzungen drangen ab 1986 in die Areale der Seifenfabrik Steinfels (Heinrichstrasse 267) und der Wollfärberei Schoeller und profitierten von grossen Räumen und tiefen Mieten. Das Schoeller-Areal (das heutige LimmatWest, Hardturmstrasse 120ff.) wurde ungeachtet seiner peripheren Lage zu einem kulturellen Magneten. Die Tanzbühne Depot Hardturm, die Kunsthalle Zürich und das Partylokal Palais X-tra wurden hier gegründet. Nach dem Abbruch der Schoeller-Fabrik für die Wohnüberbauung LimmatWest bildete sich im Löwenbräu-Areal rund um die Kunsthalle ein Zentrum von Galerien und Ausstellungsstätten für zeitgenössische Kunst mit internationaler Ausstrahlung. Im Kreis 5 entwickelte sich Ende der 1990er-Jahre eine stark vernetzte Kultur- und Subkulturszene, die dem Stadtteil ein attraktives Image verlieh.



Die 1985 gegründete Kunsthalle Zürich bezog als Zwischennutzung zusammen mit Galerien, Kunst-ateliers und dem CH-Tanztheater 1989 das Schoeller-Areal (Hardturmstrasse 120ff.). Hier gewann sie bald internationale Ausstrahlung. Nach dem Abbruch der Schoeller-Fabrik übersiedelte die Kunsthalle 1996 ins Löwenbräu-Areal (Limmatstrasse 270). (Foto A. Troehler 1995, Archiv Kunsthalle Zürich)

Inzwischen tobte auf der politischen Ebene ein heftiger Kampf um die planerische Zukunft der Industriegebiete. Viele Grundeigentümer sahen die ertragreichste Form der Umnutzung in der Neuüberbauung mit Bürohäusern und der Schaffung eines reinen Business Districts. In den frühen 1980er-Jahren zeigten erste Neuüberbauungen mit Bürokomplexen an der Hardturm- und Förrlibückstrasse die Problematik dieser Strategie: Die Nutzungsoptimierung auf den Einzelarealen liess öde, monofunktionale Bereiche ohne genügende Freiräume entstehen. Die Planungsbehörden der Stadt unter Stadträtin Ursula Koch setzten demgegenüber auf eine durchmischte Entwicklung. Sie argumentierten, dass hektargrosse Areale den Charakter von eigentlichen Stadtquartieren besässen, an deren Qualität ein erhebliches öffentliches Interesse bestehe. Ab 1986 verhandelten sie mit kooperationswilligen Grundeigentümern über die Umnutzung der Areale Steinfels, Schoeller, Sulzer Escher Wyss und Löwenbräu. «Gestaltungsplan» hiess das Lösungswort, das Umnutzung mit hoher Dichte ermöglichte und zugleich öffentliche Interessen wie einen Wohnanteil und genügende Freiflächen sicherte. Der «Turbinenplatz» als grösster städtischer Platz in Zürich ist ebenso wie das Kulturzentrum «Schiffbau» (Schiffbaustrasse 4–6) ein Resultat solcher Verhandlungen.



Das Areal der Toni-Molkerei an der Förrlibückstrasse 109 wartet 2004 noch auf seine definitive Umnutzung. Es beherbergt als Zwischennutzungen Ateliers, Büros und bekannte Clubs. (Foto G. Aerni, 1991)

Als Druckmittel und Verhandlungsgrundlage diente der städtische Zonenplan, der in den Fabrikarealen nur industrielle Nutzungen erlaubte und für Umnutzungen einen Gestaltungsplan oder Sonderbauvorschriften zwingend voraussetzte. Auch der Entwurf zu einer Bau- und Zonenordnung (BZO) der Stadt Zürich, der 1992 in der Volksabstimmung knapp angenommen wurde, änderte daran nichts. Die Grundsatzdebatte über dieses Zwangsmittel wurde mit äusserster Heftigkeit geführt und kulminierte 1995 in einer Intervention der Kantonsregierung, die von sich aus eine neue BZO (BZO Hofmann) festsetzte, welche die Industriezonen für alle Arten geschäftlicher Nutzung in hoher Dichte (nicht aber das Wohnen) freigab.

Das Zürcher «Stadtforum» brachte 1996 Bewegung in die verhärteten Fronten. Kooperative Planungsverfahren schufen Vertrauen in die Stadtplanung und führten im Jahr 2000 zu einer neuen BZO. Sie sieht in Zürich West grösstenteils Zentrumszonen mit durchmischter Nutzung vor. Ihr Inkrafttreten fiel zeitlich mit dem Ende der Krise der Büroimmobilien zusammen. Ein Bauboom erfasste den Stadtteil, der sich jetzt Zürich West zu nennen begann und sich zu einem eigentlichen Trendquartier entwickelt.

Daniel Kurz



1 Viaduktbögen SBB, 2 Steinfels-Areal, 3 Müller-Martini-Areal, 4 Gerold-Areal, 5 Bahnhof Hardbrücke, 6 Tram Zürich West, 12 Accor Hotels, 13 Technopark, 14 Plus 5, 15 Westpark, 16 Maag-Areal Plus, 17 Gleisbogen, 18 Toni-Areal, 19 com.West, 7 Tramdepot Hard, 8 Neue Limmatbrücke und Limmatuferweg, 9 Maschinenhalle, 10 Schiffbau, 11 Turbinenplatz, 20 LimmatWest, 21 Kraftwerk 1, 22 Hardturm-Areal, 23 Stadion Zürich

ZÜRICH WEST – TRANSFORMATION EINER INDUSTRIELANDSCHAFT IN EIN DURCHMISCHTES, LEBENDIGES QUARTIER

Vom Stadtforum über die kooperative Entwicklungsplanung zum Entwicklungskonzept

Die Entwicklung von Zürich West wird nicht dem Zufall überlassen. Die Geschichte des Gebietes verpflichtet die Stadt zu einem sorgfältigen Umgang mit dem Vorhandenen. Im so genannten «Stadtforum», 1996 einberufen, berieten verschiedenste städtische und private Gruppen über die Zukunft dieses ehemaligen Industriegebietes. Gegensätze zwischen Verwaltung und Wirtschaft konnten aufgeweicht, eine Reihe von Leitsätzen verabschiedet werden. Und es wurde festgehalten, dass die Entwicklung in kooperativen Verfahren zu realisieren sei.

Die kooperative Planung für dieses Geviert zwischen Europabrücke, SBB-Viadukt, Limmat und Gleisfeld der SBB begann im Frühjahr 1998. Unterstützt von drei Architekturbüros und unabhängigen Experten, erarbeitete die Verwaltung gemeinsam mit den Grundeigentümern Visionen und suchte nach Entwicklungspotenzialen. Dieser Prozess schuf gegenseitiges Vertrauen und definierte die Planungsvorgaben für die Weiterentwicklung des zentrumsnahen Stadtquartiers. Übergeordnete raumplanerische Vorgaben wie die Siedlungsentwicklung nach innen oder die Einstufung als kantonales Zentrumsgebiet setzten weitere wichtige Eckpunkte. Hohe Ausnutzungsziffern und ein Wohnanteil von 20–30% sind Ausdruck davon. Die einstimmig verabschiedete Absichtserklärung setzte den Rahmen für die zukünftige Entwicklung von Zürich West.

Das Entwicklungskonzept legt die Regeln fest

Der Umwandlungsprozess von Zürich West ist geprägt von der «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen». In einigen Arealen werden erste Konzepte diskutiert, während

in anderen bereits Planungen laufen, Gestaltungspläne erarbeitet werden und Wettbewerbe im Gang sind. Wieder in anderen Baufeldern sind schon Neubauten entstanden und mit Leben gefüllt. Das Gebiet wird schrittweise aus dem Bestehenden heraus in neue Nutzungen überführt.

Die Zukunft des Gebietes konnte man noch nicht endgültig bestimmen. Doch sie soll und muss gesteuert werden. Das «Entwicklungskonzept Zürich West» legt deshalb die Regeln für diesen dynamischen Prozess mittels generellen Entwicklungszielen, städtebaulichen Prinzipien sowie mit einem Freiraum- und Verkehrskonzept fest.

Die generellen Entwicklungsziele definieren die allgemeine Richtung. Diese untersteht dem Primat der Nachhaltigkeit. Neben dem Fördern eines «attraktiven Nutzungscocktails» aus Arbeiten und Wohnen, Sport und Freizeit, Kultur und Gastronomie geht es auch um den Bau von Infrastrukturanlagen wie Schulen oder den Ausbau des öffentlichen Verkehrs. Neue Plätze, Strassen und Pärke sollen mithelfen, das Quartier zu vernetzen.

Das Freiraumkonzept hält die Grundsätze und Ziele für die Freiräume fest. Diese sollen miteinander vernetzt und an die bestehenden wie die Josefswiese oder die Limmat angebunden werden. Ganz wichtig ist es, die Areale vor allem für die Fussgängerinnen und Velofahrer durchlässig zu machen. Mit einem neuen Verkehrskonzept soll der Durchgangsverkehr aus den Quartieren verschwinden und auf den übergeordneten Achsen konzentriert werden. Ebenso ist der öffentliche Verkehr mit einer neuen Tramlinie zusätzlich zur bestehenden Linie 4 auszubauen.



Blick auf Zürich West, 2003. Zwischen Limmat und Gleisfeld die industrietypischen Grossbauten, deren Massstäblichkeit bei Neubauten übernommen wird. (Foto Desair)

Städtebauliche Qualität wird als wichtig für die nachhaltige Entwicklung erkannt. Im Entwicklungskonzept ist sie mit zwölf Prinzipien präzisiert, welche sich auf die vorhandene räumliche Qualität und bauliche Substanz beziehen. Diese Prinzipien erlauben eine Steuerung des Umwandlungsprozesses ohne räumlich fixe Festlegung und legen damit die Grundlagen für eine eigene Quartieridentität.

Beispiele für städtebauliche Prinzipien und ihre Anwendung

Orthogonale Raster: Die rechtwinklige Bebauungsstruktur aus der Industriezeit wird als Muster für das neue Quartier übernommen. Die Mehrzahl der neuen Bauten, Freiräume und Wegnetze bezieht sich auf diesen Raster und entwickelt ihn weiter, wie z. B. das neue Strassennetz im Sulzer Escher Wyss-Areal.

Grossstrukturen und grosse Massstäbe: Industrietypische Grossbauten kennzeichnen Zürich West und bilden einen Kontrast zur östlich angrenzenden Blockrandbebauung aus dem 19. Jahrhundert. Beispiele dafür sind der Technopark (Pfungstweidstrasse 30), die Maschinenhalle der Escher Wyss (Hardstrasse bei 305), das Verteilzentrum der Migros (Pfungstweidstrasse 101) oder auch das Hardturmstadion. Die unterschiedlichen Massstäbe werden zu einem neuen zeitgemässen Stadtcharakter verwoben.

Identitätsstiftende Räume: An bestimmten Stellen sollen übergeordnete, areal-umspannende Freiräume entstehen. Sie haben ein identitätsstiftendes Potenzial und werden je nach Nutzung und Bedeutung anders gestaltet. So ergeben sich neue unverwechselbare Orte im Quartier: z. B. der Turbinenplatz oder der vom Escher Wyss-Platz bis zum Maag-Areal führende Gleisbogen.



Zukunftsvision für das Maag-Areal Plus. Bestehende und neue Bauten bilden gemeinsam ein neues Stadtquartier und geben ihm eine eigene Identität. (Visualisierung von Diener + Diener/M. + E. Boesch, 2000)

Öffentlichkeit in Innenräumen: In grossmassstäblichen Bauten wie z. B. Puls 5 (Giessereistrasse 12f.) oder Com. West (Förrlibuckstrasse 70f.) können öffentliche Räume, Plätze und Wege integriert werden. Dies verbessert die Feinerschliessung und erhöht die Durchlässigkeit des Quartiers auf eine attraktive Weise.

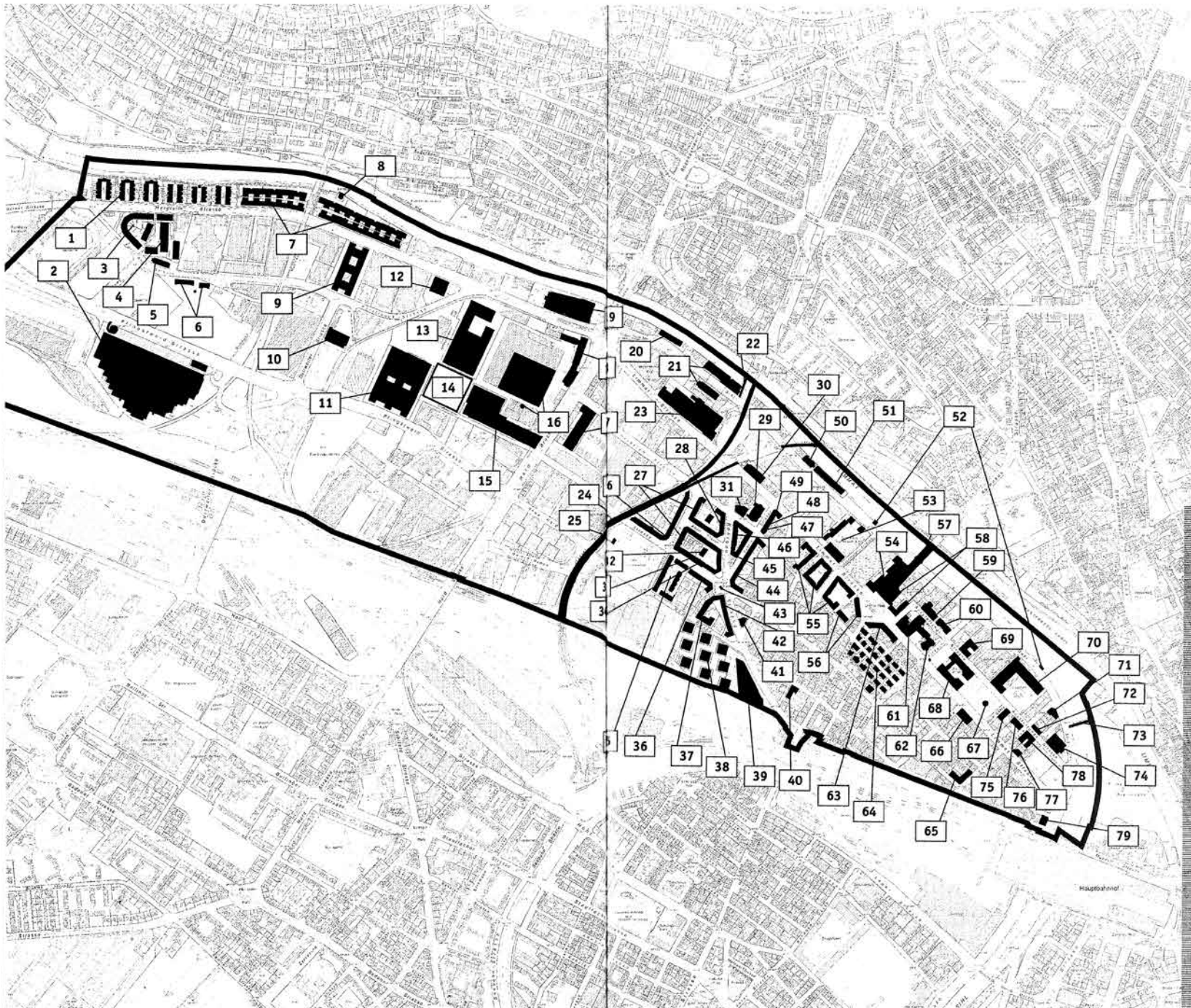
Durchgehende Erdgeschossenebene: Strassenräume und Plätze dehnen sich von Fassade zu Fassade aus. Sie werden als Aufenthaltsräume ausgestaltet. Wo immer möglich, werden sie ohne Randsteine und Kanten ausgebildet. Beispiele sind der Turbinenplatz oder der Stadionplatz.

Umsetzung der Vorgaben in Arealentwicklungen und Projekten

Das gesamte Entwicklungskonzept bildet damit die Basis für die Entwicklung der Areale und für die Gestaltung des Freiraumes. Sondernutzungspläne legen die erwünschten Dichten und Nutzungen fest und sichern städtebauliche Qualitäten. 2001 wurde auch die Bau- und Zonenordnung für Zürich West vom Gemeinderat verabschiedet.

Die heutige Attraktivität des Gebietes als Wohn- und Arbeitsort, die Präsenz einer hochwertigen Kulturszene mit ihren Theatern, Kinos und Galerien sowie die aktive Szenekultur (Klubs, Gastronomie usw.) zeigen, dass sowohl der Weg wie auch das Ziel richtig gelegt worden sind.

Nica Pola

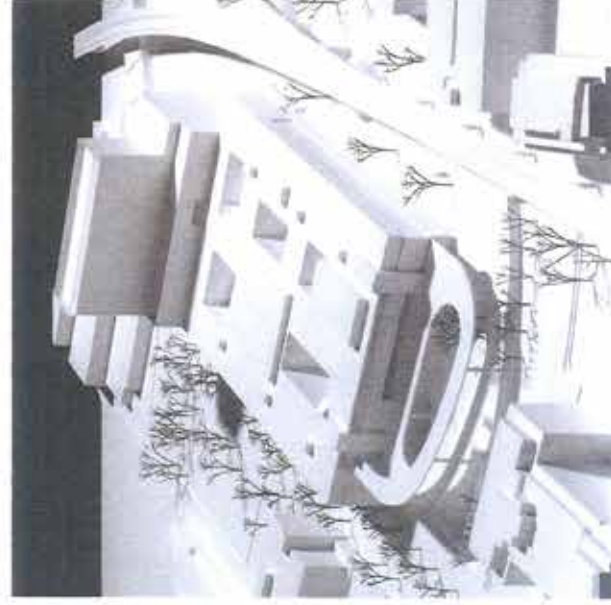




Toni-Areal in Zürich-West Fachhochschul-Campus mit zusätzlicher Nutzung
www.toni-areal.ch

Bauherrschaft	Alreal Toni AG, Zürich
Totalunternehmer	Alreal Generalunternehmung AG, Zürich
Architektur	EM2N Architekten AG, Zürich
Projekt	Fachhochschulhaus für rund 5000 Studierende, Dozierende und Mitarbeitende Raum für Veranstaltungen und Gewerbe 100 Mietwohnungen
Nutzer	Zürcher Fachhochschule: fünf Departemente der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), zwei Departemente der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW)

Grundstücksfläche	24 435 m ²
Nutzfläche	92 000 m ²
davon für	Fachhochschule
	Gewerbe
	Wohnen
Gebäudevolumen	13 500 m ³
Bausumme	491 000 m ³
Vorbereitungsarbeiten/Baubeginn	rund CHF 350 Mio. Ende 2008/Anfang 2009
Bezug durch Nutzer (geplant)	1. Juli 2013
Ende Realisation (geplant)	1. Juli 2013
Aufnahme Schulbetrieb (geplant)	2. Halbjahr 2013





Ausgangslage

1977, nach einer Bauzeit von fünf Jahren, wurde auf dem vormals als Sportplatz genutzten Grundstück an der Pfingstweidstrasse in Zürich-West der grösste Milchverarbeitungs-betrieb Europas eröffnet. In der Toni-Molkerei verarbeiteten rund 350 Mitarbeitende täglich bis zu einer Million Liter Milch. 1999 wurde der Betrieb nach 22 Jahren aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt. 2005 erwarb die Zürcher Kantonalbank ZKB die Liegenschaft aus der Liquidationsmasse von Swiss Dairy Food.

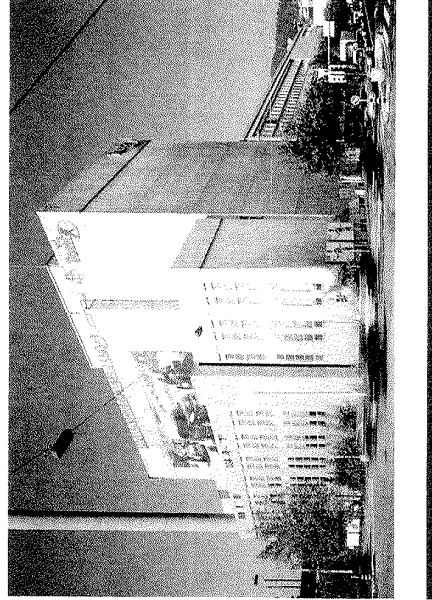
Die Analyse des erst knapp dreissigjährigen Komplexes zeigte zweierlei. Erstens, dass der vollständige Rückbau weder ökonomisch noch ökologisch noch städtebaulich sinnvoll wäre. Zweitens, dass die grossräumlichen Strukturen und die hohen Traglasten eine Vielzahl verschiedener Nutzungen ermöglichen.

Eine vom Kanton Zürich in Auftrag gegebene Machbarkeitsstudie ergab, dass das Toni-Areal geeignet ist für Hochschulnutzung. In Abstimmung und in Koordination mit den Schulleitungen und dem Fachhochschulrat entschied sich der Regierungsrat des Kantons Zürich im Juni 2005 für das Toni-Areal als zentralen Standort für die Zürcher Hochschule für der Künste (ZHdK), für das zur Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) gehörende Departement für Angewandte Psychologie (ehemals HAP) und für das Departement für Soziale Arbeit (ehemals HSSAZ).

Die ZHdK und die ZHAW sind in Zürich in über 40 – für Ausbildungszwecke oft wenig geeigneten – Liegenschaften untergebracht. Die Umnutzung des Toni-Areals ermöglicht die erwünschte räumliche Konzentration an einem Standort. Damit verbunden ist auch eine Reduktion der Kosten für Betrieb und Unterhalt. Darüber hinaus kann davon ausgegangen werden, dass die örtliche Zusammenlegung die Zusammenarbeit der beteiligten Hochschulen und Departemente optimieren wird.

Projektentwicklung

Nach dem Standortentscheid des Regierungsrates wurde ein vom Kanton und von der Stadt Zürich begleiteter Studienauftrag durchgeführt. Von den sieben für die Umnutzung und Erweiterung des Toni-Areals eingereichten Projekten empfahl die Jury dasjenige des Zürcher Architekturbüros EM2N zur Weiterbearbeitung. In enger Zusammenarbeit und im ständigen Austausch mit Vertretern der Hochschulen sowie von Stadt und von Kanton Zürich entwickelten die Architekten und Planer das Projekt in der Folge so weit, dass die



Projekt

Das zu realisierende Um- und Neubauvorhaben auf dem 24.435 Quadratmeter grossen Grundstück umfasst ein teilweise öffentlich zugängliches siebengeschossiges Hauptgebäude mit einem Dachpark, einen 75 Meter hohen 22-geschossigen Hochbau mit rund 100 Mietwohnungen sowie die bestehende, neu der Fussgängererschliessung dienende Rampe auf der Nordseite der Liegenschaft.

Die gesamte Nutzfläche beträgt 92.000 Quadratmeter; davon belegen die Hochschulen (inkl. Sammlungen) rund 76.000 Quadratmeter. Die restlichen 16.000 Quadratmeter Mietfläche entfallen mehrheitlich auf die Mietwohnungen (inkl. Erschliessung) sowie auf Gewerbeflächen.

Für Fussgänger ist das Gebäude mit je einer Tramlinie an der Pfingstweid- und an der Hardturmstrasse bestens erschlossen. Im Erd- und Untergeschoss der Liegenschaft stehen 240 Parkplätze zur Verfügung.

Am neuen Standort verfügen ab Mitte 2013 rund 5.000 Studierende, Dozierende und Mitarbeitende der 2007 gegründeten Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) und zweier Departemente der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) über eine zeitgemässe und bedürfnisgerechte Infrastruktur. Dies trägt dazu bei, dass der Bildungsstandort Zürich seine im internationalen Vergleich ausgezeichnete Position behaupten kann.

Baueingabe im Herbst 2007 eingereicht werden konnte. Der im Hinblick auf die neue Nutzung der Liegenschaft geänderte Gestaltungsplan wurde Ende Oktober 2007 rechtskräftig.

Am 30. Januar 2008 genehmigte der Zürcher Regierungsrat einen Mietvertrag über zwanzig Jahre (mit Option auf Verlängerung um mehrmals fünf Jahre) für die von den Hochschulen belegten Flächen. Am 29. September 2008 bewilligte der Kantonsrat den Kredit für den Mieterausbau.

2007 erwarb Allreal von der ZKB die Liegenschaft und übernahm nach der Eigentumsübertragung Ende 2008 sowohl die Verantwortung für Planung und Realisation des anspruchsvollen Um- und Neubauvorhabens mit einem Investitionsvolumen (inkl. Mieterausbau) von rund CHF 350 Millionen als auch sämtliche mit dem Kanton Zürich und den Hochschulen abgeschlossenen Verträge.



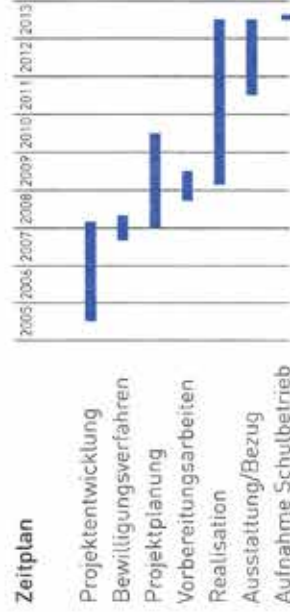
Dank der Umsetzung verschiedener Massnahmen wird das Gebäude nach dem Umbau die Anforderungen des Minergie-Standards für Neubauten erfüllen.

Realisation

Der an die Pfingstweidstrasse grenzende Hochbau wird mit einem Anbau ergänzt und um zehn Geschosse aufgestockt. Im bestehenden Flachbau sind fünf grosse, terrassierte Lichthöfe vorgesehen, welche die innen liegenden Räume mit Tageslicht versorgen und als Pausenzonen genutzt werden können. Auf dem um ein Geschoss aufgestockten Flachbau wird ein begehbare Dachgarten realisiert. Darüber hinaus erhält das gesamte Gebäude eine neue Fassade.

Nach Abschluss der Neu- und Umbauarbeiten im zweiten Halbjahr 2013 übernimmt Allreal die Liegenschaft in das Portfolio der Renditeliegenschaften

Zeitplan



Kulturelle Einrichtungen als Impulsgeber für Stadtentwicklung?

Beobachtungen am Beispiel Zürich West

Culture is an important issue for urban development – it is the epitome of urbanity. Culture may contribute to a town's reputation far beyond its immediate environs. Culture as a location factor is as important as culture as a catalyst for urban development. Cultural activities have been a significant factor in the development of Zurich West, a major booming development area of Zurich/Switzerland. At first, cultural activities prospered in limited niches on former industrial sites – they were expanded and took root and finally even the "Schauspielhaus," the city's main theater, created a cultural center with new stages in a large ship construction shed.

For some years, the development of Zurich West, promoted by the city through cooperative development planning, took on dynamic characteristics, particularly with regard to cultural utilization. Today, Zurich West also profits from an amazing diversity of culture – outstanding contemporary art galleries and museums in an old brewery building, popular culture at the Cinemax Center, a musical theater at the former Maag factory site, and last but not least the striking cultural center in the ship construction shed. These cultural facilities are supplemented by a variety of restaurants of all kinds and fluctuating locations supporting the flourishing party scene. Zurich West's unique characteristic is its multifaceted cultural scene.

Freizeit- und Kultureinrichtungen als Standortfaktoren

In den internationalen Standortrankings, in denen die Städte der ganzen Welt miteinander verglichen werden, gibt es neben den «harten» unternehmensbezogenen Faktoren auch die «weichen», personenbezogenen Standortfaktoren, welche die Attraktivität eines Ortes für

die Mitarbeitenden der Unternehmen erfassen. Deren Ansprüche decken sich in der Regel recht gut mit denjenigen der ansässigen Bevölkerung. Der bedeutendste und umfassendste unter den weichen Standortfaktoren ist die Lebensqualität. Hinsichtlich Lebensqualität liegt Zürich in den internationalen Standortrankings stets auf den vordersten drei bis vier Plätzen. Neben der Qualität der Bildungseinrichtungen, der Wohnqualität, Sicherheit, Qualität der Infrastrukturen und anderen Dingen mehr, spielt auch das Angebot an Freizeiteinrichtungen für eine Stadt, die auf den Finanzplatz und auf Unternehmen mit hoch und höchst qualifizierten Arbeitskräften aus der ganzen Welt setzt, eine zentrale Rolle. Dieser Qualitätsaspekt wird mit der zunehmenden Verkürzung der Lebensarbeitszeit weiter an Bedeutung gewinnen. In einer Stadt wie Zürich ist das Kulturangebot im weitesten Sinn ein bedeutender Faktor der Freizeitqualität.

Dazu aus einer Studie des Deutschen Instituts für Urbanistik zum Thema Standortfaktoren folgende Aussage: «Topleute sind immer knapp. Ihnen und ihren unruhigen Ehefrauen und -männern muss man ein Wohnumfeld, ein Stadtimago, eine Kulturszene präsentieren, d.h. «weiche» Standortfaktoren, die ihre gehobenen Bedürfnisse in der Freizeit erfüllen. Sie wollen joggen und mitreden können: zumindest über die gestrige Vernissage und den Abend mit den drei Tenören.» [1] Kultur ist ein Standortfaktor sowohl für die Unternehmen wie auch für die hiesige Bevölkerung. In einer Befragung von neu aus dem Umland nach Zürich zugezogenen Haushalten wurde übrigens das «kulturelle Angebot in der Stadt Zürich» als einer der wichtigsten Zugzugsgründe genannt [2].

Kulturelle Einrichtungen tragen zur internationalen Ausstrahlung einer Stadt bei und können sowohl das Image der ganzen Stadt wie dasjenige eines bestimmten Stadtteils prägen. Rund um grössere kulturelle Einrichtungen entstehen auch typische Lokale, die das Image des Quartiers mitprägen. Augenfälliges Beispiel ist New York mit seinen klassischen Unterhaltungsgebieten rund um Broadway und Times Square einerseits sowie den neueren Szenequartie-

ren Soho und Tribeca andererseits. Ähnliche Gebietstypologien sind ebenfalls aus Städten wie London, München oder Paris bekannt.

Kulturelle Einrichtungen sind in bestimmten Stadtteilen verortet. Traditionell haben in der europäischen Stadt die kulturellen Einrichtungen wie Theater, Oper, Konzertsaal und Kinos das urbane Zentrum verkörpert. Mit dem Wachstum der Städte haben sich neue Zentren gebildet, die sich voneinander nicht zuletzt durch ihre kulturellen und freizeitbezogenen Einrichtungen unterscheiden. Es entstehen so Orte, die von bestimmten Bevölkerungsschichten und Altersgruppen bevorzugt frequentiert werden.

Für die verschiedenen Teilgruppen der Gesellschaft sind auch unterschiedliche Formen der Kultur von Bedeutung. Das Spektrum kultureller Institutionen einer grösseren Stadt umfasst – meist an verschiedenen Orten lokalisiert –

- die hohe (elitäre) zentrumsorientierte Kultur der Oper, des Konzerts und des Theaters (von klassisch bis zeitgenössisch),
- die kommerzielle Kultur, die ein breites Publikum anspricht und deshalb auch kaum lokalisierbar ist (Kino, Musik usw.),
- Formen der «Quartierkultur» wie Gemeinschafts- und Soziokultur, die eher in den Wohnquartieren beheimatet sind,
- alternative Kulturformen, die oft in baulichen und ökonomischen Nischen auf Zeit gedeihen.

Jede Art von Kultur hat ihre, sich teilweise allerdings überlappenden Milieus, in denen sich die jeweiligen «Szenen» bilden. Manche davon sind sehr lokal verortet, manche haben einen grenzüberschreitenden Anspruch, der auf eine internationale Kennerzene zugeschnitten ist. Diese Kennerzene, wie z.B. die zeitgenössische Kunst- oder die Theaterszene, trifft sich an den einschlägigen Orten der verschiedensten Weltstädte.

Kultur und Stadt – eine enge Verbindung

Das Spannungsfeld all dieser Formen von kulturellen Aktivitäten, die in einer

Stadt nebeneinander existieren und sich durchaus auch – wenn es um Publikum und um finanzielle Unterstützung geht – konkurrenzieren, bilden die urbane Qualität einer Stadt. In dieser Erlebnis-dichte unterscheidet sich die Stadt vom «Grossdorf» [3].

Nur die Stadt mit ihrer hohen Dichte kann ein so vielfältiges Kultur- und Freizeitangebot anbieten. In der heutigen Erlebnisgesellschaft werden aber neue Erlebnisorte kreiert. So sind in den letzten Jahren private Kulturinvestitionen auch ausserhalb der Städte getätigt worden: Einkaufszentren in der Peripherie schmücken sich mehr und mehr mit Kultur und auf der grünen Wiese werden neue, künstliche Erlebniswelten geschaffen. Ein Beispiel dafür ist das so genannte «Si-Centrum» ausserhalb Stuttgarts, ein Urban Entertainment Center, das alle Elemente der Stadt in sich vereinen will. Im Prospekt des Si-Centrums heisst es: «Immer mehr Menschen sehnen sich nach Freizeit, die Spass macht. Stella hat den jahrtausendalten Marktplatz als modernes Kommunikationszentrum der Menschen mit Mitteln unserer Zeit neu geschaffen. [...] Die Formel dafür heisst «Erlebnis & Entertainment» [4].

Mit solchen Projekten wird versucht, die Stadt ausserhalb ihrer Grenzen neu zu erfinden. Und zwar an Orten, an denen es keine Parkplatzprobleme gibt und an denen das Land günstig zu haben ist. In diesen Erlebniszentren wird eine Populärkultur angeboten, welche die Massen anzieht. Man kann Kultur konsumieren, essen, tanzen und sich unterhalten. Und dies alles im geschützten Raum, in dem man sich vor und nach dem Kulturkonsum bei ewigem Frühlingsklima in der Pizzeria, beim Chinesen oder an der Sushi-Bar verpflegen kann. Rauben solche Projekte den Städten ihre Substanz? Oder verträgt sich angesichts der gesteigerten Freizeitbedürfnisse beides ganz gut nebeneinander?

Bedeutung von Kultur für die Stadtentwicklung

Im gesellschaftlichen Leben der Stadt spielen Künstlerinnen und Künstler, In-

tendanten, Filmemacher und Regisseure, Theater, Galerien und Museen eine besondere Rolle. Kultur ist ein wichtiger Motor der Stadtentwicklung, der, bevor man ihn wahrnimmt, bereits längere Zeit fast unbemerkt funktioniert hat. Künstlerinnen und Künstler suchen sich günstige Nischen zum Arbeiten und Wohnen. Billige Räumlichkeiten, die sich für Ateliers gut eignen, finden sich vor allem in industriellen Stadtgebieten mit nicht mehr genutzten Bauten, in denen sich solche Nischennutzungen auf Zeit etablieren können. Besonders akzentuiert zeigen sich diese Prozesse in New York. Dort werden immer wieder Quartiere, die sich in vernachlässigtem Zustand befinden, von Künstlern entdeckt. Dann folgen Galerien, Restaurants und Läden und schliesslich wird das Gebiet von der neuen urbanen Mittelschicht in Beschlag genommen. Transformationen solcher Art gehören zur Entwicklung urbaner Kontexte: aus der Sicht der Nischennutzenden werden sie bedauernd als Gentrifizierung bezeichnet; von den politischen Behörden mit gesamtstädtischer Optik hingegen werden solche Transformationen als Stadtteilaufwertung begrüsst.

Eine besondere Rolle in der Stadtentwicklung scheinen Museumsbauten zu spielen. Wie Stadtteilaufwertung durch den Bau eines Museums aktiv gefördert werden kann, zeigen verschiedene Beispiele: Eines der ersten Beispiele ist das Centre Pompidou in Paris, das zu einer enormen Aufwertung der umliegenden Quartiere geführt hat. Ähnliche Prozesse sind rund um die neue Tate Modern in London festzustellen: Die Zeitschrift *Hochparterre* berichtete unter dem Titel «Der Bilbao-Effekt», dass die Tate Modern für das Gebiet wie eine städtebauliche Initialzündung wirke: «Nach vor wenigen Jahren lag die riesige Power Station wie ein Geisterhaus mitten in der Stadt. Nun ist eine U-Bahnlinie verlängert worden und in unmittelbarer Nachbarschaft sind neue Wohnen und Büros im Bau. Das Museum bot Anlass für ein neues Stück Uferpromenade, öffentliche Gärten und andere Investitionen in den öffentlichen Raum. Erste Berechnungen von McKinsey sagen London dank der Tate Modern

Zusatzerträge zwischen 125 und 225 Millionen Franken pro Jahr voraus.» [5] Neben den Entwicklungsimpulsen nach innen kann bei solchen Projekten auch der Image-Effekt nach aussen bedeutend sein: Verschiedene Städte haben sich in den letzten Jahren mit neuen kulturellen Markenzeichen in die Liga der «Kulturstädte» hinaufgespielt. Träger dieser Art von Marketing sind die neuen «Kathedralen der Kunst», die von berühmten Architekten erstellten Museumsbauten, deren Form ebenso wichtig ist wie ihr Inhalt. Das Markenzeichen gibt den Anlass, dass sich die mediale Öffentlichkeit mit der Stadt als Ganzes zu befassen beginnt. Eines der markantesten Beispiele mit Impulsen nach innen und Ausstrahlung nach aussen ist sicher Bilbao, die Stadt, die dank des 1997 eröffneten Guggenheim Museums von Frank Gehry vom Aschenputteldasein zu einem erstaunlichen Bekanntheitsgrad gelangt ist. Das Museum hat auch einen eigentlichen Stadtentwicklungsboom nach sich gezogen: es wurde eine U-Bahn gebaut, deren Stationen von Norman Foster entworfen sind. Es entstanden ein neuer Flughafen und eine Uferpromenade mit einer Fussgängerbrücke von Santiago Calatrava. Dies alles zog auch entsprechende private Investitionen nach sich.

London und Bilbao sind nicht die einzigen Städte, die sich mit einem Kulturbau ein Zeichen gesetzt haben. Zu erwähnen wären Basel mit dem Beyeler Museum von Renzo Piano, Bregenz mit dem Kunsthaus von Peter Zumthor und natürlich auch Luzern mit seinem Kultur- und Kongresszentrum von Jean Nouvel. Diese Entwicklungen zeigen, dass kulturelle Investitionen der Städte je länger, je mehr auch einen *return on investment* bringen. Kultur kostet die Städte zwar viel, aber sie bringt ihnen auch viel. So hat beispielsweise der «Zürcher Kunstboom», den das Tages-Anzeiger-Magazin in Zürich West ortete [6], durchaus auch eine kommerzielle Komponente. Das Nebeneinander von Museen und kommerziellem Kunsthandel ist offenbar eine fruchtbare Mischung. «Wichtig ist, dass jemand an der Weltspitze mitmischt», erklärte Bernhard Bürgi, der Leiter der Kunsthalle.

Kulturelle Impulse in Zürich sind aus Nischen gewachsen

Zürich fehlt bis anhin ein Kulturtempel von herausragender Bedeutung. Dies wird oft bedauert und man schielt neidvoll nach Luzern oder Basel. Vielleicht kann der geplante Neubau des Kunsthouses hier eine Lücke füllen. Dennoch hat heute das Kulturangebot in Zürich Ausstrahlung nach aussen und vermittelt starke Impulse nach innen – und zwar im Moment konzentriert in Zürich West. Deshalb lohnt es sich, der Frage nachzugehen, wie es zur Konzentration so vieler kultureller Institutionen und Freizeitangebote in Zürich West gekommen ist, und welches deren Auswirkungen auf die Gebietsentwicklung waren.

In den Achtzigerjahren fand in Zürich eine eigentliche Deindustrialisierung statt. Nachdem das ehemals vor den Toren der Stadt gelegene Industriequartier von der wachsenden Stadt in ihre Mitte genommen worden ist, lag der Entscheid für manches Unternehmen nahe, die industrielle Produktion aus der Stadt ins Umland (oder ins Ausland) zu verlagern. Dies im Wissen darum, dass die zentral gewordenen industriellen Grundstücke durchaus für andere, ertragsstärkere Nutzungen verwendet werden könnten. Zu dieser Zeit herrschte eine enorme Nachfrage nach Büroräumlichkeiten und Wohnungen. Die Mieten waren entsprechend hoch. Im Zürcher Industriequartier waren die Seifenfederei Friedrich Steinfels AG und die Sulzer Escher Wyss (SEW) die ersten grossen Unternehmen, welche ihre Produktion ganz oder teilweise aufga-



Fig. 1: Industrielle Produktion verlagert: In den Fabrikgebäuden der Schoeller-Textilfabrik mieteten sich ab 1988 kulturelle Institutionen ein.



Fig. 2+3: Kompetenzzentrum Technopark: Im 1993 eröffneten, aus drei Gebäuden bestehenden Technopark sind heute rund 190 Firmen, Forschungsgruppen und Organisationen vereint.

ben bzw. auslagerten. Dann folgte das Textilunternehmen Schoeller-Albers und einige Jahre später muierte auch die Zahnräder Maag AG zum «Maag-Areal».

Ganz so schnell liess sich allerdings die geplante Transformation der Industriebauten für neue Nutzungen nicht erzielen. Denn gemäss der Zürcher Bau- und Zonenordnung lagen die Gebiete in der Industriezone und durften somit nicht für andere Nutzungen verwendet werden. Für alle Projekte, welche eine Nutzungsänderung vorsahen, wurde ein Gestaltungsplan benötigt, der vom Parlament bewilligt werden musste. Somit liessen sich die Umnutzungsprozesse nicht in wenigen Monaten durchführen, sondern deren Aushandlung mit der Behörden nahm meist einige Jahre in Anspruch.

Somit hatten die Grundeigentümer alles Interesse daran, für ihre leer stehenden Industriebauten Zwischennutzungen zu finden, die in der Planungszeit gewisse Mieterträge brachten. Gesuchte waren Mieter, die nicht auf grössere Investitionen angewiesen waren und mit denen man Mietverträge auf Zeit abschliessen konnte. Ab 1988 standen die industriellen Bauten sowohl im Steinfels- wie im Schoeller-Areal sowie in Teilen des SEW-Areals leer. Man beauftragte

Architektenteams, die notwendigen Gestaltungspläne für eine spätere definitive Nutzung zu erarbeiten. Daraus ergab sich die erste «Win-win-Situation»: Künstlerinnen und Künstler mieteten Ateliers, es kamen Galerien und Kleintheater. Alle nutzten sie die Chance, wenn auch befristet, zu günstigen Konditionen attraktive Räumlichkeiten im Industriequartier beziehen zu können. So entstand ein eigentliches kulturell-alternatives Biotop, das anfänglich wenig, dann aber von kulturinteressierten Kreisen durchaus rege wahrgenommen wurde.

Die NZZ vom 14.12.1994 schrieb: «Auf dem Zürcher Schoeller Areal an der Limmat sind während über 100 Jahren Garne gefärbt worden. Nach 1988 wurde die industrielle Produktion eingestellt bzw. verlagert. Umgehend mieteten sich Theater, Galerien, Ateliers und Kleinbetriebe auf dem Areal ein. Am Rande der Stadt entstand ein bunter urbaner Treffpunkt. Ab kommendem Jahr kommt es erneut zu Veränderungen: Die Grundeigentümer wollen ihre Pläne für ein neues Stadtquartier mit grossem Wohnanteil verwirklichen.»

So zogen im Jahr 1988 wegen der grosszügigen Industriehallen zwei bekanntere Galerien ins Industriequartier, gefolgt von aufstrebenden Newcomergalerien. 1989 kam die 1985 gegründete Kunsthalle Zürich, eine Ausstellungshalle für Gegenwartskunst, hinzu. Neben diversen Künstlerateliers mietete sich auch ein Tanztheater ein.

Damals war Zürich West noch kein Begriff. Man sprach nach wie vor vom



Fig. 4: Das Multiplexkino Cinemax mit seinen zehn Sälen zieht vor allem junges Publikum nach Zürich West.

Industriegebiet am Westrand der Stadt, in dem vereinzelt solch bunte Nischen entstanden waren. Medial war dieses Gebiet höchstens dann ein Thema, wenn einer der dortigen Kulturbetriebe Premiere oder Vernissage hatte. Man war sich im Klaren, dass es sich um vorübergehende Nutzungen in Abbruchobjekten handelte. Anfang der Neunzigerjahre kamen – später als erwartet – schliesslich die ersten Baumaschinen, und der lang geplante Umbruch zu definitiven neuen Nutzungen begann Realität zu werden.

Ausgemeile Zürich West: Alles begann mit einem Multiplex-Kino

Zu den ersten definitiven neuen Nutzungen zählten der Technopark im SEW-Areal (1992) und das Multiplexkino «Cinemax» im Steinfels-Areal (1993). Multiplexkinos sind typische Produkte der Neunzigerjahre, die ein breites, vorwiegend junges Publikum weit über die Stadtgrenzen hinaus anziehen. Dafür brauchen sie Platz und Parkplätze. Beides war Anfang der Neunzigerjahre im Zürcher Industriegebiet vorhanden – zu günstigen Preisen. So entstand im Steinfelsareal das erste Multiplexkino der Stadt Zürich mit zehn Sälen und 1600 Plätzen. Im selben Areal entstand gleichzeitig ein trendiges Restaurant der Back & Brau-Kette. Damit wurde Zürichs Westen für die ausgefreudige Jugend der Agglomeration zum neuen Treffpunkt.

Von der Stadtbevölkerung wurde Zürichs Westen allerdings anfänglich eher gemieden. Eltern warnten ihre Kinder davor, ins Gebiet zu gehen. Denn zwischen dem Hauptbahnhof und dem Steinfelsareal am Escher-Wyss-Platz lag der grösste offene Drogenumschlagplatz Europas, dessen Folgen bis weit in den Stadtkreis 5 hinein spürbar waren. Immer grössere Teile der Bevölkerung verliessen das Gebiet. Diejenigen, die blieben, grenzten sich mit Stachel-drahtzäunen ab. Wer ins Gebiet musste, war am liebsten mit dem Auto unterwegs.

Dennoch – das Multiplexkino wurde ein Erfolg und konnte seine 1600 Plätze zumindest am Wochenende mit Besu-



Fig. 5+6: «Wohnen und wirken, wo die Stadt lebt»: Auf dem ehemaligen Areal der Seifenfabrik Steinfels entsteht Wohn-, Büro- und Gewerberaum. Der Wolkenbügel (unten) überspannt die gesamte Siedlung.

Diese Patt-Situation verhinderte, dass unter dem Nachfragedruck der späten Achtzigerjahre in grossem Stil unsensiblen Dienstleistungsbauten erstellt wurden. Bis Anfang der Neunzigerjahre wurden, mit Ausnahme des Kinos und der Wohnbauten im Steinfelsareal sowie einer Wohn-Misch-Überbauung «Limmatwest» auf dem Schoeller-Albers-Areal, kaum Projekte realisiert. Mitte der Neunzigerjahre folgte die Rezession und mit ihr der Leerstand von vielen tausend Quadratmetern Bürofläche im Grossraum Zürich. Somit verlängerten sich zeitliche Nischen und die kulturellen Betriebe und Ateliers konnten länger als erwartet bleiben.

Aus planungsrechtlichen und finanziellen Gründen nicht realisiert werden konnte auch ein grosses Projekt der Migros im Areal der ehemaligen Löwenbräu Brauerei. Nachdem sich abzeichnete, dass die neue Kunsthalle und die verschiedenen, mittlerweile erfolgreich agierenden Galerien im Schoeller-Areal Ende 1995 doch dem Abbruch weichen mussten, schlossen sich diese Kunstinstitute zusammen und mieteten sich im Löwenbräu-Areal ein. Ergänzt wurde dieses neue Zentrum der bildenden Kunst durch ein Migros-eigenes Vorhaben, das Museum für Gegenwartskunst, heute Migros-Museum genannt. So konnte 1996 nach einem Umbau der Brauerei das Museums- und Galerienzentrum eingerichtet werden, das heute ein internationales Renommee hat. Auch für Sulzer Escher Wyss (SEW) war es, angesichts der planungsrechtlichen Restriktionen und der Rezession, nicht ein-



Fig. 7: Zentrum der bildenden Künste: Löwenbräu-Areal mit Migros-Museum für Gegenwartskunst.

fach, ihr Areal zu vermarkten. Deshalb verkaufte SEW 1995 einen Teil des Areals mitsamt der alten Schiffbauhalle dem Schauspielhaus – ursprünglich für ein Werkzentrum, aus dem schliesslich ein ganzes Kulturzentrum entstand.

1995 liessen die Behörden das Lettenareal räumen und lösten die offene Droogenszene auf. Der Wille der Behörden, den Stadtteil wieder aufzuwerten, wurde mit der Aufwertung des Limmatraums am Platzspitz und am Letten zum Erholungs- und Freizeitraum am Fluss sichtbar. Dennoch blieb die Lage politisch blockiert. Stadtpräsident Josef Estermann initiierte deshalb 1996 das Stadtforum Zürich. Ziel dieses Stadtforums war es, die Lage zu deblockieren. In Gesprächen mit allen beteiligten Gruppierungen von Grundeigentümerinnen und -eigentümern bis zur Bevölkerung, von der Verwaltung bis zu Parlamentarierinnen und Parlamentariern wurde ein neuer Umgang mit dem Gebiet zwischen Hauptbahnhof und der westlichen Stadtgrenze, also den Stadtkreisen 4 und 5, sowie Teilen des Stadtkreises 9 gesucht. Mit dem Stadtforumsprozess, der über ein Jahr dauerte, gelang es tatsächlich, das politische Klima zu «entkrampfen». Im Schlussbericht wurde festgehalten, dass man gemeinsam eine Aufwertung von Zürich West anstrebe, die allen zugute kommen sollte [7]. Als Folgeorganisation des Stadtforums wurde die paritätisch zusammengesetzte Impulsgruppe Aufwertung Zürich West gegründet, die dem Gebiet unter anderem mit kulturellen Projekten im öffentlichen Raum Impulse verleihen wollte. Ein solches kulturelles Projekt war TRANSIT 99, welches das Thema «Zentrum und Peripherie in der Stadt» mit der temporären Verschiebung der vier wichtigsten Denkmäler Zürichs von der Innenstadt nach Zürich West zum Thema machte [8].

Ein Jahr später wurde auf Initiative der grössten Grundeigentümer von den Zürcher Baubehörden die Kooperative Entwicklungsplanung Zürich West gestartet. Dieser Planungsprozess führte in einer ersten Phase zu Vereinbarungen zwischen der Stadt und den grössten Grundeigentümern über die wesentlichen Prinzipien der künftigen Entwick-



Fig. 8–10: «Limmatwest: ein Konzept für ein zeitgemässes Leben-und-leben-lassen.» Die Werbekampagne für die Überbauung Limmatwest zielte auf den urbanen, Zeitgeist-orientierten Menschen, der eine Stadtwohnung in der Flusslandschaft sucht.

lung [9] und anschliessend zu einer neuen BZO-Vorlage, die eine Durchmischung von Wohnen und Arbeiten ermöglicht. Ein zentrales Anliegen der Behörden war es, einen möglichst hohen Wohnanteil zu vereinbaren, um neben den bereits erstellten reinen Dienstleistungsbauten im ganzen Gebiet doch noch einen substanzziellen Wohnanteil zu erreichen.

Das Label «Zürich West» war geboren

So ist aus dem Industriequartier im Westen von Zürich das Boomquartier «Zürich West» geworden. Damit ist auch ein neues Label geboren worden – von keiner Agentur entwickelt, sondern einfach entstanden. Vieles hat dazu beigetragen: Das Stadtforum, aber auch die Imagewerbung für die Überbauung

Limmatwest. In der gross angelegten Inserate- und Plakatkampagne wurde Zürich mit (anderen) Weltstädten an Flüssen verglichen: «Kalkutta liegt am Ganges, Paris liegt an der Seine, [...] New York liegt am Hudson River, Limmatwest liegt an der Limmat.» Damit wurde einer breiteren Öffentlichkeit erstmals bewusst, dass sich in Zürich West etwas tut. Der Text versprach: «Im Industriequartier, wo Zürich sich von seiner grossstädtischen Seite zeigt, entsteht jetzt Limmatwest: weit entfernt vom Spiessertum, dafür direkt an der Limmat mit ihren lauschigen Ufern, schönen Bäumen und kilometerlangen Uferwegen. [...] Limmatwest ist weit mehr als zeitgenössische Architektur: ein Konzept für ein zeitgemässes Leben-und-leben-lassen.» Mit dieser 1996 lancierten Kampagne wurden genau jene urbanen, Zeitgeist-orientierten Menschen angesprochen, die das Quartier bereits von den kulturellen Angeboten her kennen und die unter anderem auch die aufstrebende Beizenszene [10] schätzten.

Zur Entstehung des Labels beigetragen hat auch, dass Zürich West und seine Kultur-, Restaurant- und Partyszene Ende der Neunzigerjahre von den Medien regelrecht entdeckt wurde. Was wenige Jahre zuvor als Elendsquartier verschrien war, wurde plötzlich zum Boomquartier erklärt. Zürich West galt schweizweit als Inbegriff von «trendy» und «hip».

Seit im Jahr 1999 die neue Spielstätte des Schauspielhauses im Schiffbau eröffnet wurde und der Schiffbau zu einem Erlebnisraum für Theater, Musik und



Fig. 11: Schiffbauhalle: Die neu eröffnete Spielstätte des Schauspielhauses ist zu einem Erlebnisraum für Theater, Musik und Gastronomie geworden.

und Gastronomie geworden ist, haben sich die durch die Kultur ausgestrahlten Impulse für das Gebiet noch vervielfacht. Der Schiffbau hat zwar nicht, wie immer wieder behauptet wird, die Entwicklung von Zürich West ermöglicht, ihr aber einen weiteren Schub gegeben. Die Medienpräsenz, die mit der Eröffnung des Schiffbaus einsetzte, die folgende Diskussion um die Kostenüberschreitung und um die Intendanz von Christoph Marthaler zeigen die Ausstrahlung, die eine kulturelle Einrichtung haben kann. Die kulturelle Ausstrahlung der Stadt Zürich über die Landesgrenzen hinaus hat an Bedeutung gewonnen, ebenso der Bekanntheitsgrad von Zürich West. Der Schiffbau wird von Menschen besucht, die vorher nie einen Fuss ins Industriequartier oder ins Zürich West der Neunzigerjahre gesetzt hätten. Mit dem Schiffbau wurde das Quartier auch für ein bürgerliches Publikum salonfähig.

Der Erfolg des Schiffbaus hat auch etwas mit seiner Architektur zu tun. Die Schiffbauhalle ist zwar nicht von einem internationalen Stararchitekten entworfen, aber als Zeitzeugin der industriellen Vergangenheit ist die Halle eine Attraktion des Gebiets geworden. Dass der Stadtteil trotz der vielen durchschnittlichen Neubauten eine gewachsene Identität behalten konnte, ist den bestehenden Industriebauten zu verdanken. Die belassenen Industriebauten bieten denn auch ganz besondere Räume, die man so nie mehr bauen würde. Bernhard Bürgi, der ehemalige Leiter der Kunsthalle: «Zeitgenössische Kunst braucht hohe und grosse Räume; solche findet man nur in Industriebauten.»

Vorläufig haftet dem Quartier immer noch ein Hauch von Umbruch an. Einiges steht noch zum Abbruch an und wird neu erstellt werden. Vieles ist vorläufig, unfertig, im Bau. Man spürt es im Quartier, dass es morgen anders aussehen wird und mitten in einer noch Jahre dauernden Transformation steckt. Waren die Verantwortlichen des Jazzlokals Moods 1998 noch unschlüssig, ob sie sich auf das Experiment eines Umzugs nach Zürich West einlassen sollten, so können sie sich jetzt die Finger lecken, dass sie im Schiffbau eine neue Heimat



Fig. 12–14: Beispiele der alternativen und der arrivierten Kunst- und Kulturszene.

gefunden haben. Denn hier trifft sich längst nicht mehr (nur) die alternative Szene, sondern auch die kulturell interessierte Spitze von Politik und Wirtschaft.

Wie geht es weiter mit Zürich West?

Heute befinden sich die verschiedensten Formen von Kultur und Unterhaltung in Zürich West. Zürich West bietet fast je dem etwas. Der Schiffbau lockt nun auch die Besucherinnen und Besucher vom Zürichberg und von der Goldküste ins Gebiet. Das Cinemax baut aus und will neu ein zusätzliches Standbein im Studiofilm aufbauen und damit nicht mehr nur Samstag-Abend-Kids aus der

Agglomeration ansprechen. Viele der über 100 000 Ausgehfreudigen, die Zürich an einem Freitag- oder Samstagabend bevölkern, verbringen denn auch den späteren Abend bis zum frühen Morgen im Quartier: Vom Palais X-tra bis zur Toni-Molkerei laden trendige Locations zur Afterhour-Party. Vom Musical «Deep» im Maag-Areal fühlt sich nochmals ein ganz anderes Publikum angesprochen. Neben diesen Mainstream-Unterhaltungsangeboten hat sich die Museums- und Galerieszene im Löwenbräuareal noch vergrössert. Daneben bestet ein breites Angebot an verschiedensten Szenelokalen. Innter weniger Jahre ist in Zürich West eine erstaunliche Vielfalt an Einrichtungen für Freizeit, Unterhaltung und Kultur entstanden.

Stiehlt Zürich West der Zürcher Innenstadt die Show? Vorübergehend vielleicht. Doch wird Zürich je länger, je mehr verschiedene Zentren haben, die



Fig. 15: Party time in weiss gekacheltem Ambiente: In der ehemaligen Toni-Molkerei finden heute Techno-Parties statt.



Fig. 16: Maag MusicHall: In nur drei Monaten besuchten 50 000 Personen das aufwändigste je in der Schweiz produzierte Musical «Deep».

ihre eigene «Kultur» besitzen. Ausserdem wird sich auch Zürich West verändern, wird seinen Umbruchcharakter verlieren. In einem nächsten Transformationschub wird das Gebiet immer mehr Citycharakter annehmen. Mit allem, was dazugehört: hohen Boden- und Mietpreisen, knappen Flächen, fehlenden Parkplätzen. Entdecken die Kulturschaffenden und die ihnen stets folgenden Zeitgeistsurfer dann ein neues Transformationsgebiet?

Anmerkungen

- [1] Deutsches Institut für Urbanistik: Beiträge zur Stadtforschung Nr. 25, Berlin 1998
- [2] Stadt Zürich, Fachstelle für Stadtentwicklung (Hg.): Wegzuger und Zuzügerbefragung Zürich, 1998/99
- [3] Meier-Dallach Hans-Peter, Hohermuth Susanne: Stadtkultur im Grossdorf Schweiz, NFP Stadt und Verkehr, Bericht Nr. 47, Zürich 1994
- [4] www.erlebniscenter.de
- [5] Hochparterre, Zürich: 11/1999
- [6] TA Magazin 6, 1998
- [7] Stadt Zürich (Hrsg.): Stadtforum Zürich, Schlussbericht, Zürich 1997
- [8] Morgenthaler, Jan: Transit 99 – Ein flüchtiger Sommer in Zürich, Zürich, 1999
- [9] Stadt Zürich, Amt für Städtebau: Kooperative Entwicklungsplanung Zürich West, Synthesebericht, Zürich 1999
- [10] Schweizerdeutsch für «Kneipenszene»

Brigit Wehrli-Schindler
Fachstelle für Stadtentwicklung der
Stadt Zürich
Stadthausquai 17
Postfach
CH-8022 Zürich
brigit.wehrli@prd.stzh.ch

Stadt der Häuser – Stadt der Heterotopien

Ein Versuch aus Zürichs Westen

Text und Bilder: Martin Tschanz Grosse, kompakte Gebäude, zwischen ihnen kaum differenzierte Flächen: Diese Art von «Stadt» ist in ihrer Gestalt mit Industriearealen verwandt. Möglicherweise findet in ihr unsere Gesellschaft einen adäquaten Ausdruck. Nicht gerade eine fröhliche Perspektive.

1 Roger Diener, Martin Steinmann, Das Haus und die Stadt, Diener & Diener – Städtebauliche Arbeiten, Edition Architektur-galerie Luzern, Birkhäuser, Basel 1995 (dt./e).
2 Wie Anm. 1, S. 11.
3 Vgl. wfhw 3 | 1993 (Projekt).

Sollten Sie in Zürichs Westen – zum Beispiel auf der Suche nach der Talent Development GmbH – nach der Giessereistrasse 18 fragen, besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass ein Schulterzucken die Antwort ist. Ganz anders, wenn sie nach dem «Puls 5» fragen. Anders als der Name der Strasse dürfte nämlich das Gebäude, das zu dieser Adresse gehört, allen einigermassen Ortskundigen bekannt sein. Längst hat man sich in dieser Umgebung daran gewöhnt, sich nicht nach Strassen zu orientieren, sondern nach einzelnen Bauten. Schiffbau, Technopark, Puls 5, Com West, West Park oder Tönmolkerei: die Namen der Bauten haben die herkömmlichen Adressen abgelöst. Konsequenterweise übernehmen die Strassen zumindest teilweise die Namen der Gebäude: Schiffbaustrasse, Technoparkstrasse. Wenn es sie überhaupt noch gibt: Längst nicht alle der befahr- und begehbaren Flächen zwischen den teils riesigen Gebäuden tragen Bezeichnungen, und auf Fahrspuren weisen oft nur Poller oder Bodenmarkierungen hin. Eine Stadt als «eine Versammlung von Häusern», wie sie Martin Steinmann vor gut zehn Jahren beschrieben hat?

Die Konstellation als städtebauliches Muster

Von einer «Versammlung von Häusern» sprach Steinmann im Katalog zur Ausstellung «Das Haus und die Stadt» in der Architektur-galerie Luzern über städtebauliche Arbeiten von Diener & Diener.¹ Durch die Beziehung zwischen einzelnen Häusern würde bei diesen Projekten eine im wörtlichen Sinn relative Ordnung entstehen, für die Steinmann die Bezeichnung

«Konstellation» wählte. Er bezog sich dabei u. a. auf Gedichte von Eugen Gomringer, in denen die Nähe zwischen einzelnen Worten an die Stelle einer traditionellen Grammatik tritt, so dass zwischen den Worten komplexe und offene Beziehungen entstehen, und natürlich auch auf die Konstellationen der Astronomie, wo eine bestimmte Stellung von Sternen eine erkennbare Form bildet. In allen diesen Fällen entsteht die Ordnung nicht durch ein vorgegebenes Muster, in das sich die Elemente einfügen und dem sie sich unterordnen, sondern indem sie als Individuen gleichsam ausstrahlen und Beziehungen zu ihrer Umgebung und zu benachbarten Elementen knüpfen. Diese Ordnung als Beziehungsgeflecht ist unmittelbar abhängig von den einzelnen Elementen. Sie ist offen, weil sie neue Elemente aufnehmen und Veränderungen bewirken kann.

Die Vorstellung solcher offener Konfigurationen, wie sie Steinmann 1995 theoretisch begründet hat, stellte eine grosse Befreiung von den Zwängen städtebaulicher Muster dar, gerade in dem von Nostalgie geprägten Stadtrepatriationsdiskurs nach der IBA Berlin. Und sie erwies sich als enorm leistungsfähig bei all den schwierigen und uneindeutigen Kontexten und Stadtumbauaufgaben, wie sie im Städtebau damals praktisch ausschliesslich das Thema waren. So zitiert Martin Steinmann Roger Diener: «Auf den Punkt, in einem wörtlichen Sinn, kommt der Städtebau dort, wo er einen Ort mit einem Haus in Ordnung bringt.»²

Bereits die frühen Versuche in Richtung städtebaulicher Konstellationen zeigten neben dem grossen Potenzial aber auch die Probleme auf. So gelangen z. B. beim exemplarischen und viel beachteten Basler Warr-eck-Areal³ die Integration des Fragmentes der alten Brauerei und die Verzahnung des Neuen mit dem Bestand auf hervorragende Weise. Aber die Schwächung der Hierarchie der öffentlichen Räume und die allseitige Ausrichtung der freigestellten Bauten hatten auch unangenehme Folgen, weil sie die Orientierung erschweren und deshalb verschiedene Hinweisgeber notwendig machten. Beim Bau an der Grenzacher-



Von oben: Föhriluckstrasse, CornWest zwischen Föhriluck- und Hardturmstrasse und Turbinenplatz mit Schiffbau



strasse führte es überdies zu einem unschönen Nebeneinander von Anlieferung und Eingang, das nicht einfach ein Problem der architektonischen Ausarbeitung ist, sondern eine Folge davon, dass dem freigestellten Baukörper keine Rücksicht zugestanden ist. Es gibt ein Übermass an öffentlichem Raum, das sich überdies für die Nutzung der Erdgeschosse als erschwerend erweist.

Die Gebäude zuerst

In der als eine «Versammlung von Häusern» verstandenen Stadt ist der öffentliche Raum gegenüber diesen Häusern im wörtlichen Sinn sekundär: Einzelne Bauten definieren ihn, und er entsteht gleichsam nachfolgend. Dies ist in der Geschichte des europäischen Städtebaus etwas Aussergewöhnliches, denn üblicherweise ist hier der öffentliche Raum, zu dem auch die Monumente und öffentlichen Bauten gehören, den normalen, alltäglichen Gebäuden und den privaten Räumen vorangestellt und übergeordnet. Das gilt auch noch für die Stadt der 1950er Jahre, wo der öffentliche Raum zwar kein geschlossener Strassenraum, aber ein Geflecht von Park- und Verkehrsräumen ist. Und es gilt beispielsweise auch für die Quartiere mit Stadtvillen, die mit ihren je zugehörigen Gärten durch Hecken, Gitter oder Mauern vom öffentlichen Raum geschieden sind.

Ähnliches wäre von den Industriearealen zu sagen, bei denen primär ihre Umzäunung oder Ummauerung mit den vereinzelt Pforten städtebaulich relevant ist, über die sie mit dem öffentlichen Raum der Polis kommunizieren. Diese scharfe Grenze ist ebenso für das Innere massgebend. Als nicht öffentlicher Raum ge-





Turbinenplatz mit Accor Hotels

horcht er eigenen Gesetzmässigkeiten, vor allem, weil es ein kontrollierter Raum ist. Wer sich hier bewegt, tut dies informiert und zielgerichtet, und die Disposition der Bauten folgt einer zentralistischen und umfassenden Macht. Werden die Umgrenzungen solcher Räume entfernt und diese somit öffentlich, verändert sich deren Organisation und Wirkungsweise – unabhängig davon, ob dabei die Massstabilität und Gestaltungsprinzipien erhalten bleiben oder nicht.

Traditionelle Beispiele städtischer Konstellationen sind selten. Stets handelt es sich um Gruppierungen von besonderen, der Allgemeinheit zugehörigen Bauten, wobei auch diese oft klar delimitiert und ihre Öffentlichkeit teils diskutabel ist. Man kann an die antiken Akropolen denken, oder mit ihnen vergleichbar etwa an den Moskauer Krem!, an den Campo Santo in Pisa oder an das antike Forum in Rom. Städtischen Raum über Häuser zu definieren, bedeutet jedenfalls, diesen Häusern eine hohe Bedeutung zu geben.

Wenn also eine Stadt der Häuser durch die einzelnen Architekturen geformt wird, ist ihre Qualität in hohem Masse städtebaulich relevant. Das einzelne Gebäude muss weitgehend aus sich selbst heraus entwickelt werden, wenn es seinen Umraum bestimmen soll. Bei Diener & Diener z. B. kann denn auch eine Präferenz von starken und eindeutigen Gebäudetypen festgestellt werden.⁶ Bei alltäglichen Bauaufgaben wie dem Wohnungs- und Bürobau ist eine solche typologische Prägnanz allerdings, anders als bei monumentalen öffentlichen Architekturen, nur schwer realisierbar und wird durch das zunehmende Verschwinden eindeutiger

Programme und identifizierbarer Bauherrschaften immer schwieriger. Es sei denn, man begnüge sich mit dem Bauen leerer Zeichen und begrüsse eine Comic-City.

Trotzdem erfolgreich?

Es fragt sich, warum sich diese Art von Städtebau trotz allen ihr inhärenten Schwierigkeiten so sehr durchgesetzt hat. Das Aufbrechen von hierarchisch aufgebauten städtebaulichen Mustern ist ja inzwischen schon fast die Regel, sogar dort, wo solche Muster noch intact vorhanden sind oder sich zumindest problemlos weiterentwickeln liessen. Bisweilen erhofft man sich dabei wohl kurzfristige ökonomische Vorteile. Da in der »Stadt der Häuser« der Raum nur schwach oder gar nicht hierarchisiert ist, gibt es weniger ausgeprägtere oder schlechtere Grundstücke. Das ist besonders da hilfreich, wo es darum geht, komplexe Besitzstrukturen des Bodens neu zu ordnen. Wichtiger noch als die räumliche Offenheit dürfte allerdings die zeitliche sein. Die Flexibilität der unhierarchischen Ordnungen birgt die Möglichkeit, sie allmählich zu entwickeln und, ohne eine Vorstellung von einem Ganzen und von einem in weiter Ferne liegenden Endzustand, auf sich verändernde Rahmenbedingungen zu reagieren. Jeder Zustand ist potenziell gleichwertig, und das Problem des Unfertigen und des Fragmentes entfällt, weshalb die Strategie der Konstellation gerade bei fragmentarischen und komplizierten Situationen mit begrenzten Aktionsmöglichkeiten besonders erfolgreich ist.

Vor allem bei grösseren Arealen zeigt sich aber auch der Preis, der für diese Freiheit zu bezahlen ist. Es fal-

len nämlich nicht nur die Zwänge weg, die mit einer langfristigen und auf ein Ganzes zielenden Planung verbunden sind, sondern auch die möglichen Synergien. So haben Bauten zum Beispiel ja nicht nur Vorder-, sondern auch Rückseiten, Restaurants nicht nur Gaststuben, sondern auch Küchen. Doch wie soll ein Bau oder auch nur eine Nutzung ausgerichtet werden, wenn der anhierarchisierte Raum dazu keine Anhaltspunkte gibt? Wie soll man sich entscheiden, wenn nicht absehbar ist, was der Nachbar als Nächstes tut?

In Zürich West wird solches auf eindrückliche Weise anschaulich: Der Turbinenplatz – der grösste Platz in Zürich – wird seitens des Technoparks von einer relativ belanglosen Seitenfassade begrenzt, welcher mit dem Schiffbaukomplex eine eigentliche Rückseite gegenüberliegt. Kein Wunder: Als die beiden Anlagen geplant wurden, gab es noch keine Vorstellung eines Platzes. Dieser «entstand», als der Puls 5 seine Baumasse um die Giessereihalle konzentrierte, gleichsam als Kolateralgewinn oder auch -schaden: Wie wenig dieses Gebäude mit dem Platz anzufangen weiss, wird durch das Fehlen einer Fassade offenkundig. Mit seinem introvertierten Hallentyp tritt es sogar zu ihm in Konkurrenz und versucht, ihm die Öffentlichkeit abzugraben.

Die vierte Seite des Turbinenplatzes wird von einem Komplex der Accor-Hotels gebildet, die sich nun tatsächlich hierhin orientieren. Dies erscheint sinnvoll und plausibel, zumindest solange, bis jene Tramhaltestelle in Betrieb gehen wird, die unmittelbar «hinter» diesem Bau das ganze Areal endlich in brauchbarer Weise an den öffentlichen Verkehr anbinden soll.

Dieses Beispiel macht deutlich, dass die Planungsunsicherheit, die mit der Offenheit der Planung zusammenhängt, architektonisch, städtebaulich und auch ökonomisch ihren Preis hat. Die Liste ähnlicher Fälle in Zürich West liesse sich fast beliebig erweitern. Der eindrücklichste ist wohl derjenige der 1990–2002 erstellten Wohnanlage Limmatwest, deren Konzept massgeblich durch die starke Lärmbelastung des städtisch an ihr vorbeifahrenden Autobahnzubringers begründet war, was zu einem 400m langen Lärmschutzriegel geführt hat. Nun wurde neulich bekannt, dass diese Strasse im Zusammenhang mit einem weiteren Einzelprojekt zu einer reinen Quartierserschliessungsstrasse deklariert und zur Sackgasse wird. Man wagt kaum daran zu denken, was hier unter diesen neuen Bedingungen möglich gewesen wäre! Der Schaden ist nachhaltig.

Nebeneinander

Der Erfolg der «Stadt der Häuser» liegt nicht primär oder jedenfalls nicht allein in ihrer räumlichen und zeitlichen Offenheit oder in vermeintlichen ökonomischen Vorteilen, sondern in ihrem ureigenlichen Wesen: in der Verschiebung des Schwerpunkts des Interesses weg vom öffentlichen Raum hin zu den einzelnen Bauten. Dies scheint genau zu der kulturellen Situation zu passen, in der «Öffentlichkeit» als Begriff fast

nur noch im Plural auftritt und die hierarchisch geordnete Gesellschaft – folgt man Soziologen wie Gerhard Schulze⁴ – von einer in relativ unabhängige Teile aufgeteilten Gesellschaft abgelöst wird. Sind die Konstellationen von Häusern vielleicht ein adäquater Lebensraum für diese Gesellschaft? Szenenspezifische Häuser, die mehr oder weniger aufeinander bezogen sind, aber doch jedes für sich? Wo Namen bzw. Brands eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe und Kultur zum Ausdruck bringen, anders als die traditionellen Adressen, die eine Einordnung in das Stadtganze artikulieren? Mit Häusern wie Inseln, mit Häusern für Yuppies und für Alternative, für Kulturbeflissene und für Alte, für junge Familien und für Randständige: jedes dieser Häuser eine Heterotopie?

Mit einem traditionellen Verständnis von Stadt hat dies kaum noch etwas zu tun. Stadt meint ja eine Form von Zusammenleben, die sich nicht zuletzt in klar definierten öffentlichen Räumen niederschlägt, in denen sich das Individuum, solange es sich an das gemeinsame Recht hält, anonym und frei bewegen kann. Halbprivate und private Bereiche sind vom öffentlichen Raum – oft über mehrere Zwischenstufen – klar und erkennbar geschieden und geschützt, sodass die hier geltenden speziellen Rechte und Pflichten für niemanden eine Überraschung darstellen.

Ländlicher Raum dagegen funktioniert anders. Eine klare Unterscheidung von öffentlichen und privaten Räumen fehlt oft gänzlich, und die Aufgaben, die in der Stadt die räumliche Differenzierung übernimmt, werden hier von Verhaltensmustern übernommen: Weil es ein Gastrecht gibt, darf man all die «halbprivaten» Räume zwischen den Häusern betreten, ist aber andererseits dazu verpflichtet, sich adäquat zu verhalten. So soll man z. B. freundlich grüssen und gegebenenfalls in einem formalisierten Gespräch sein Wohlwollen darstellen. Dementsprechend ist man im Dorf hoher sozialer Kontrolle unterworfen.

In ihrer Struktur gleicht die Stadt der Häuser mit ihren dazwischenliegenden multifunktionalen Mischflächen solch ländlichen Räumen, übrigens oft auch rechtlich, wenn komplizierte Dienstbarkeiten anstelle von abpartizierten öffentlichen Räumen treten. Und da erstaunt es kaum noch, dass man z. B. als Bewohner von Zürich West tatsächlich erleben kann, wie bisweilen ländliche Verhaltensmuster in die Stadt zurückfinden. Manchmal wird man hier zwischen den grossen Häusern von wildfremden Leuten gegrüsst, als befände man sich auf einem Spaziergang in einem Dorf.

Gewiss ist solches nach wie vor die Ausnahme, aber es belegt eine gewisse Unsicherheit. Der gesamte nicht explizit ausgegrenzte Raum gilt ja weiterhin als öffentlich, doch existiert gar nicht so viel Öffentlichkeit, um all diesen Raum zu besetzen. So entstehen Leerräume, die dann aufgrund des berechtigten horror vacui zum Tummfeld von Landschaftsarchitekten werden. Diese gestalten entweder Parks, die aus sich heraus eine

⁴ Martin Steinmann dazu: «Seine Bestimmung als Form und seine Bestimmung als Typ müssen sich aber unterscheiden, damit der Bau das Gewicht hat, das notwendig ist für seine städtebauliche Wirkung.»

Wie Anm. 1, S. 23.

⁵ Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft – Kulturologie der Gegenwart, Campus, Frankfurt a. M. 1993.

eigene Identität generieren⁶ und analog funktionieren wie die Häuser der Konstellationen, oder sie füllen die Leere mit bildhaften Mustern auf, die mit Vorteil aus dem sicheren Hott der Häuser heraus betrachtet werden.

Es ist dabei kein Zufall, dass die Architektur dieser Häuser meist introvertiert ist und eine Verbindung von innen und aussen tunlichst vermeidet. Die Baukörper sind scharf geschnitten, prägnant, wenn nicht gar monolithisch. Balkone sind weitgehend verpönt, bisweilen werden sie sogar baurechtlich verboten, um Aussenräume zu den Wohnungen werden, wenn überhaupt, nur als Loggien toleriert – sie könnten ja das Innere mit dem Äusseren verzahnen! Man lasse sich durch die grossen Fenster nicht täuschen: Aufgrund ihrer Flüchtigkeit und der einfachen Rahmung der Ausschnitte sind sie geeignet, das Aussen bildhaft erscheinen zu lassen und damit zu virtualisieren. Im besten Fall schaffen sie auf diese Weise Ausblicke wie die Leuchtkästen von Jeff Wall. Schärfen kann man innen und aussen nicht voneinander trennen.

Der Raum zwischen diesen abgekapselten Innenwelten ist im eigentlichen Sinn ein Dazwischen, zwischen dem Weggehen aus einem Haus und der Ankunft in einem anderen. Am besten durchmisst man ihn in einem geschlossenen System, zum Beispiel in einem Auto von Tiefgarage – die man direkt aus der Wohnung, der Shoppinglandschaft, dem Büro oder der Opernhausgarderobe erreicht – zur nächsten Tiefgarage. Die Industrie hat dafür längst entsprechende Formen gefunden, mit Autos, die die Stadt ostentativ als Feindesland auffassen, das sie gepanzert und mit getönten Scheiben durchmessen.

So gesehen ist der Raum zwischen den grossen Häusern ein eigentlicher Nicht-Ort – und damit das Gegenteil von Stadt. Marc Augé hat seiner Studie zu solchen Nicht-Orten, die er als charakteristisch für unsere «Übermoderne» erachtet, den Untertitel «Vortüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit» gegeben.⁷ Und vielleicht ist ja der Hang zur «Veröffentlichung» und Enprivatisierung der Häuser, sind all die Schaulenster auf alltägliche Scheusslichkeiten und inszenierten guten Geschmack die Kehrseite der Vereinsamung im offenen Stadtraum. A propos Vereinsamung: Zu der neuen Migros im schon erwähnten Puls 5 kann man lesen: «Im MIGROS PULS 5 können Sie einkaufen und flirten mit den neuen Flirt-Einkaufskörben. Mit Herzen verzierte Einkaufskörbe signalisieren, dass Sie bereit für einen kleinen Flirt sind, und wenn's funkt, können Sie nach dem Shoppen in die Lounge einen Fruchtsaft oder Espresso trinken.»⁸ Wohl bekommt's!

Konstellation als Utopie

Gebäude als Heterotopien in einem allgemeinen Nicht-Ort, wie Inseln im Meer: diese Vision mag allzu düster sein. Und natürlich entspricht sie in keiner Weise dem, was Martin Steinmann im eingangs zitierten Text als «Versammlung von Häusern» beschrieben hat. Auch

wenn dort die Art der Beziehung reichlich vage bleibt, die zwischen den Bauten bestehen soll, ist doch immer klar, dass es eine solche Beziehung geben soll und dass gerade sie das Wesen einer Konstellation ausmachen würde. Viele Beispiele, bei denen versucht wird, Städtebau über Einzelbauten und durch offene Verfahren zu betreiben, scheinen Steinmanns Thesen allerdings geradezu zu verspotten. Das gilt auch für Zürich West. Es fehlen hier die architektonische Sorgfalt, die Zurückhaltung und die Rücksichtnahme, die Steinmann bei den Arbeiten von Diener & Diener zu Recht als wesentlich und für den Städtebau der Konstellationen als notwendig beschrieben hat. Und nicht zuletzt wird das reale Gebietsmanagement durch die Gleichzeitigkeit und die Überschneidungen verschiedener Prozesse bestimmt, während das Prinzip der Konstellationen von einem rücksichtsvoll aufeinander bezogenen Nacheinander von architektonischen Interventionen ausgeht. In all dem erweist sich das städtebauliche Prinzip der Konstellationen als utopisch, obwohl es den postmodernen Traum zu erfüllen versprach, ohne utopisches Denken auszukommen. ■

résumé Cité des maisons – Cité des hétérotopies Il y a déjà dix ans, Martin Steinmann décrivait à la vue de travaux de Diener & Diener une sorte d'urbanisme qui place l'espace urbain au-dessus des édifices individuels. Il qualifiait un tel «rassemblement de maisons», qui relève d'un agencement aussi bien spatialement que temporellement ouvert, de constellation.

Faire de l'urbanisme au moyen de l'individualité des bâtiments est aujourd'hui largement répandu. Ce faisant, il apparaît néanmoins que les avantages de cette stratégie ouverte sont très chers payés. A celle-ci est liée une incertitude conceptuelle, et l'architecture livrée à elle-même, exempte de tous ordonnancements urbains supérieurs, est souvent surmenée. L'espace sans ordonnance hiérarchique, présente à différents niveaux des problèmes d'orientation, et les synergies, qui sont l'objectif de la conception traditionnelle, disparaissent.

Le «succès» de la «cité des maisons», réside probablement dans le déplacement du centre d'intérêt qui quitte l'espace public pour les constructions seules. Ce qui fut longtemps une caractéristique exclusive de l'espace rural, semble désormais convenir à la société contemporaine, dans laquelle la communauté perd de son importance, et où la notion de «publique» n'apparaît presque plus qu'au pluriel. Une «cité» formée d'édifices spécifiques aux différents «scènes», plus ou moins liés les uns aux autres, mais pourtant chacun pour soi? Dont la marque affiche une appartenance à un groupe et une culture donnée, chacun de ces édifices étant une hétérotopie, si possible introverti et d'aspect monolithique à l'extérieur? Séparés par un espace, littéralement espace interstitiel, sans signification propre, que l'on traverse de préférence dans une voiture d'un parking souterrain à un autre, en circuit fermé?

6 Vgl. www.sj2003-platz/Platz_7 Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte – Vorbereitungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, S Fischer, Frankfurt a. M., 1994.
8 www.migros-puls5.ch/aktuelles.php



Kraftwerk | Stephana-Porta-Weg

Alors cet espace entre ces édifices serait un véritable non-lieu – et donc le contraire de la cité. A Zurich-West, par exemple, il existe des signés sans équivoque qui pointent dans ce sens.

Ceci n'a pourtant pas grand-chose à voir avec les constellations décrites par Martin Steinmann. Il y manque le soin architectural, la retenue et l'attention qui seraient essentiels et indispensables à l'urbanisme des constellations. La gestion réelle du terrain n'est pas définie à travers une succession d'interventions architecturales renvoyant avec égards les unes aux autres, mais par la simultanéité et le recouplement de divers processus, de telle façon que presque aucune relation positive ne naissent entre les différentes constructions. Bien qu'il ait promis de réaliser le rêve post-moderne de s'en tirer à l'utopique, le principe urbain des constellations se révèle être une utopie. ■

summary City of Houses, City of Heterotopias

An Attempt from Western Zurich: A good ten years ago in examining works by Diener & Diener, Martin Steinmann described a kind of town planning that organises urban space around individual buildings. He called this "assembly of houses", with an order that is open in terms of both space and time, a constellation.

Nowadays carrying out urban planning by means of individual buildings is widespread. However it is becoming increasingly clear that we must pay a high price for the advantages offered by this open strategy. It is linked with uncertainty as regards planning and with an architecture that is compelled to rely upon itself. Liberated from any overall order, it is often unable to meet the demands made on it. Space

ordered in a non-hierarchical way creates orientation problems at different levels and the synergies that are the goal of traditional planning are lost. The "success" of the city of buildings lies most probably in the shift of the focus of interest from public space to individual buildings. What was, for a long time, typical of rural areas seems to suit contemporary society, in which the concept of community is little valued and the term public is used almost exclusively in the plural. A "city" formed of individual buildings that are related to each other in some way or other, but each of which essentially stands alone? Buildings whose brands express an affiliation to a certain group and culture, each of these buildings a heterotopia, externally as "monolithic" and introverted as possible? With a space between them that is in-between in the true sense of the term, without any meaning in itself, best crossed while driving in a car from underground garage to underground garage within a closed system? The space between such buildings would be a non-place – and thus the opposite of a city. In Zurich West, for example, there are clear signs that point in this direction.

However, this has little to do with the constellations described by Martin Steinmann. What is lacking is the architectural care, restraint and consideration fundamentally necessary in urban planning based on constellations. Real area management is not determined by a thoughtful sequence of architectural interventions that relate to each other but by the simultaneity and overlapping of different processes so that hardly any positive relationships are created between the individual buildings. Although it promised to fulfil the post-modern dream of managing without utopian thinking, the urban principle of constellations has itself turned out to be utopian. ■

